UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00451022 8

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

WILLIAM H. DONNER
COLLECTION

purchased from
a gift by

THE DONNER CANADIAN
FOUNDATION

Das Liebesleben im Orient

Das

Liebesleben aller Zeiten und Völker

Band IV.

Das Liebesleben im Orient

von

Rudolf Quanter

Leipzig
Georg H. Wigand's Verlag

Das

Liebesleben im Orient

von

Rudolf Quanter

Leipzig
Georg H. Wigand's Verlag

LIBRARY
AUG 0 1954
UNIVERSITY OF TORONTO

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten!

HQ
13
Q35

Motto.

Kein Gott, als Gott! Der Dichter sein Prophet.
Mein Koran ist das Buch der Weltgeschichte.
Ich wende nur in gläubigem Gebet
Gen Sonnenaufgang hin mein Angesichte.

Karl Beck.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das Wunderland im Osten. Einleitung	1
Abend und Morgen	13
Das Liebesleben im orientalischen Altertum	52
Die Vorliebe für Nuditäten	103
Furor sexualis im Kriegsleben	181
Der Bilderzauber	209
Die Prostitution	279
Der Ehebruch	330
Der Schleier	348
Die Jungfräulichkeit	355
Freie Liebe und eheloser Sexualverkehr	372
Eheformen	387
Der Ehestörer	416
Schlussbetrachtung	427

Das Wunderland im Osten.

Einleitung.

Das Morgenland ist uns erst durch die Kreuzzüge erschlossen worden. Das Volk der Deutschen, poesiebegabt wie kein zweites in der Welt, hatte in seiner sagenumwobenen Heimat auch durch die Einführung des Christentums nicht das Verlangen nach dem Zauberlande, auf dessen Boden der Fuß des menschgeborenen Gottes gewandelt, empfunden, und als wie ein wilder Rausch der Gedanke des heiligen Krieges die Völker Europas mit sich fortriß, da waren unsre Vorfahren durchaus nicht die ersten, die von der Sehnsucht nach dem Morgenlande ergriffen wurden, obwohl doch der Hang zum Wandern und zu Abenteuern im Herzen des Deutschen von jeher gelebt hat. Als aber den erstaunten Blicken der Deutschen sich das farbenprächtige, wunderbare, märchenhafte Morgenland mit seinen reichen Schätzen an Gold und Heiligtümern erschlossen hatte, da beherrschte Jahrhunderte lang das Fieber des Orients unser Volk.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß aus dem Morgenlande eine neue Weltanschauung, eine neue Kultur nach Deutschland gebracht wurde, und daß

die zauberhafte Anziehungskraft, die das Morgenland ausübte, eigentlich niemals erloschen ist, daß sie auch wohl stets ihre Macht behalten wird. Ich meine damit nicht etwa die Pilgerzüge, die ins heilige Land unternommen wurden und noch jetzt unternommen werden, denn die religiösen Motive sind ja halb oder ganz bewußt für viele Orientreisende nur ein scheinbarer Grund, der Sonne entgegenzureisen. Nein, der Orient an sich ist ein Zauberland, der Orient, von dem ich singen und sagen will, ohne jede religiöse Beziehung. Schließlich ist es ja auch ein seelisches Heimweh, unsere Sehnsucht nach dem Zauberland.

Im Orient soll die Wiege der Menschheit gestanden haben; unser Stammland ist wenigstens der Orient auf alle Fälle. In der Gegend des Kaukasus, an den Gestaden des Kaspischen Meeres hat die kaukasische Rasse ihre Kindheit erlebt und sich von dort in alle die Gebiete ausgebreitet, in denen der indogermanische Sprachstamm herrscht. Alte Sagen berichten, daß der Gott Odhin (Wuotan) mit einem gewaltigen Heere vom Gebirge abwärts in unser Vaterland gezogen sei, zunächst nach Skandinavien, und von dort aus ist die Wanderung weiter gegangen. Also auch der Gott Wuotan stammte demnach aus dem Orient, und es ist beachtenswert, daß alle Religionen, die den Siegeszug durch die Welt angetreten und sich Jahrtausende lang mit ungeschwächter Kraft erhalten haben, ohne jede Ausnahme aus dem Morgenlande stammen.

Das Morgenland hat aber auch die älteste und am meisten entwickelte Kultur aufzuweisen gehabt. Man denke an die alten Phönizier, das alte Babylon,

das persische Weltreich, die uralte hochentwickelte Kultur Chinas. Das Morgenland war zum großen Teile bereits eine untergegangene Welt, als das Abendland erst anfing, eine auflebende Welt zu werden. Höchstens Ägypten kann noch in jene Altertumsperiode eingerechnet werden. Und heute ist der Orient zu einem großen Teile noch immer das zauberhafte Märchenland in seiner Farbenpracht, mit seinen Wundern, die den Europäer ebenso in Erstaunen versetzen, wie sie ihn blenden. Wir haben noch große Gebiete, die uns wenig bekannt, desto mehr aber ein Rätsel sind durch die wunderbaren Gerüchte, die auch aus solchen Gegenden zu uns dringen. Das Wunderland Tibet ist ja jetzt erschlossen, und doch gibt es uns noch manches Wunder zu raten. Auch das kleine Japan, das eine so hohe Kultur aufzuweisen hat, und das doch dabei durch die wilde, blutdürstige und raubtierartige Charaktereigenschaft seiner Einwohner an die Hunnen erinnert, gehört zu den Völkern, die stets für den Abendländer, wenn er ganz objektiv urteilt, ebenso abstoßend wie andererseits anziehend erscheinen. Objektiv wird aber sehr selten geurteilt, sonst wäre die übertriebene Schwärmerei für Japan, die bei uns nach dem russischen Kriege geradezu als Sport kultiviert wurde, absolut unmöglich gewesen. Keine Spur einer Charakterverwandtschaft kann uns an das japanische Volk ketten, und schon die einfachste politische Klugheit müßte es uns gebieten, die gelbe Gefahr nicht großzuhätscheln, wie man ja auch Kindern mit vollstem Rechte verbietet, mit dem zwar glänzenden und leuchtenden, aber doch sehr gefährlichen Feuer zu spielen.

Wir werden noch vielfach erkennen, daß der Orientale, besonders der der mongolischen Rasse, niemals mit uns gleich fühlen, gleich empfinden und gleiche Interessen haben kann. Wie der Morgen vom Abend sich unterscheidet, so wird der Morgenländer sich stets vom Abendländer unterscheiden. Nicht die Fortschritte oder Rückschritte in der Kultur verbrüdern die Völker, sondern nur die gleichen Welt- und Lebensanschauungen, die gleichen Lebensinteressen. Mit keinem Worte wird jetzt mehr Unfug getrieben als mit dem Worte Kultur. Würde man dieses Wort richtig anwenden und richtig verstehen, so würde man sofort erkennen, daß die Kultur des Morgenlandes, besonders die der mongolischen Rassen, eine völlig andere ist, als die des Abendlandes.

Zum Teile ist der Orient auf derselben Kulturstufe stehen geblieben, auf der er bereits im Altertum stand, zu einem andern Teile ist der Orient auch weit herabgestiegen. Das merkwürdigste Beispiel bildet Palästina, einst das gelobte Land, in dem Milch und Honig floß. Ein Land, das zu den fruchtbarsten und gesegnetsten Ländern der Erde gehörte, das schon vor Christus von einem Volke bewohnt wurde, das sich selbst das auserwählte nannte und auch nennen durfte, weil es die Nachbarvölker weit überragte und eine Bildungsstufe und Macht besaß, die es zum herrschenden und gebietenden Volke stempelte. Und heute? Zerstreut dieses mächtige und auserwählte Volk in alle Winde, und wo einst üppige Felder, blühende Gärten sich ausdehnten, da ist heutigen Tages eine steinige, armselige Gegend. Meist ist es ein jammervolles, verkommenes und armseliges Volk,

das den Boden bewohnt, der einst gepriesen war. Auf weite Strecken bietet sich das Bild entsetzlichsten Verfalls und völliger Verwüstung. Und es ist doch für den Abendländer ein Magnet dieses Land, freilich in der Hauptsache, weil jeder Fuß breit Landes, auf dem sich die biblische Geschichte des Neuen und des Alten Testaments — letzteres wenigstens zum überwiegenden Teile — abgespielt hat, schon soviel religiös-historisches Interesse in Anspruch nimmt, daß es auf den Reiz der Gegend an sich selbst gar nicht mehr ankommen würde. Noch viel weniger, als es bei einer Reliquie darauf ankommt, ob sie als bloße Materie Wert hat oder schön aussieht. Im Morgenlande ist das aber noch anders. Schon das Fremdartige, das man auf Schritt und Tritt beobachtet, übt einen gewaltigen Zauber, besonders wenn man nach etwas bewegter Fahrt auf dem Mittelmeer die dann sehr schwierige Landung glücklich überstanden hat. Stellenweise bietet auch das Land wahrhaft herrliche Reize, pittoreske Partien und imposante Wasserlandschaften, selbst der Jordan sieht ganz anders aus, als wenn er irgend einen unbekannten Namen trüge. Land und Leute fesseln gerade durch ihren Kontrast von dem im Abendlande Gewohnten. Und stellenweise liegt auf der Gegend eine so tiefe zum Himmel klagende Melancholie, daß sie poetisch auf das Gemüt wirkt wie eine Totenklage. Schon unsere Ostsee hat Partien, die mit einem so schwermütigen, poetischen Hauch übergossen erscheinen, daß ein Gemüt, das nicht völlig unempfindlich gegen diesen Zauber ist, sich nur schwer von dem stimmungsvollen Bild loszureißen vermag. Wer am Gestade des Toten Meeres

eine Gegend voll landschaftlichen Reizes sucht, der wird sich freilich mit Entsetzen abwenden. Wer aber das Tote Meer sehen will, diese wirkliche Negation allen Lebens, wer seine Seele auf diesen Ton zu stimmen vermag, der wird auch dort einen Zauber finden, der von der gewaltigsten Wirkung ist. Wir Menschen haben ja nun einmal den Fehler, daß wir unser kleines Ich in den Mittelpunkt der unendlichen Welt stellen und alles nur als einen Rahmen um unser eigenes Bild betrachten. Dabei ist dann freilich das Tote Meer kein Milieu. Wer es genießen, im wahrsten Sinne des Wortes, genießen will, der muß aus seinem Alltagsleben, wenn ich im Bilde bleiben will, aus sich selbst heraustreten und sich gewissermaßen selbst an der Stätte des Todes sitzen sehen. Wir finden die lachenden, sonnigen, blumenprächtigen Landschaftsbilder des Orients anziehend, und doch verlieren sie schnell, wenn sich das Auge erst an das Ungewohnte gewöhnt hat. Der Majestät des Todes aber kann sich kein Sterblicher entziehen. Es ist auch hier wieder das Symbol der biblischen Überlieferung gewahrt, die uns das Heil aus dem Morgenlande kommen ließ. Die sonnigen Landschaften stellen die Gnadensonne des Heils dar; aber das Milieu des Toten Meeres, das ist Golgatha, der düstere Tod, das ewige Schweigen. Ein Ort, dem sich kaum etwas Gleiches an die Seite stellen läßt, und der gerade dort so außerordentlich wirkt, weil gewissermaßen der Tod mitten in das Leben gestellt ist.

Ich habe mich bei dieser Schilderung gerade deshalb etwas länger aufgehalten, weil sie geradezu ein Leitmotiv für das morgenländische Leben ist, das uns

durch seine scharfen Kontraste oft unverständlich und unfaßbar wird. Neben ausschweifender Sinnlichkeit und Verweichlichung finden wir den Fatalismus, der geradezu zum Heroismus gesteigert wird. Wir finden im Orientalen so viele Charaktergegensätze, daß man oft glauben sollte, der einzelne Mann verkörpere zwei oder noch mehr Personen. Das ist das Land, in dem die Märchen erzählt werden konnten, die wir — pars pro toto — einfach „1001 Nacht“ nennen. Blumenreich wie diese Märchen ist auch die Sprache des Orientalen. Ich habe oben gesagt, das deutsche Volk sei poesiebegabt wie kein zweites auf Erden; ist das nicht falsch, wenn man bedenkt, daß im Morgenland schon die alltägliche Sprache Poesie ist? Wenn man bedenkt, daß einer unserer Größesten gesagt hat, wer die Dichtkunst recht verstehen wolle, der müsse ins Morgenland gehen? Dennoch ist es richtig: kein Volk der Welt hat etwas Größeres aufzuweisen als unser Niebelungenlied, als unser Gudrunlied, und alle die Heldengesänge, die Volkspoesie waren und als Gemeingut aller sich von Mund zu Mund forterbten. Kein Volk der Welt hat zwei klassische Perioden aufzuweisen, wie nur allein das deutsche Volk. Dem Nibelungenlied kann höchstens die Homersche Ilias der Griechen als gleichwertig an die Seite gestellt werden; aber die griechische Dichtkunst hat sich nicht zu einer neuen klassischen Periode aufgeschwungen, sie ist nach ihrer Glanzzeit des Altertums dahingestorben und hat keine Auferstehung erlebt. Die altpersische Poesie hat das Schahname geschaffen, dessen Held Rustem wohl stark an unsern Siegfried erinnert; aber man vergesse doch nicht, daß der indo-

germanische Volksstamm eine gemeinsame Herkunft hat, daß gerade diese Anklänge dem Sprachforscher zu denken geben; und doch ein poetisches Schaffen wie das des deutschen Volkes hat auch Persien nicht aufzuweisen. Wohl ist die Sprache des Morgenländers bilderreich und voll poetischen Zaubers; sie hat sich aber nicht zu dem gewaltigen, erhabenen poetischen Schaffen aufzuraffen vermocht wie die deutsche, die ja in ihren alten Formen nicht minder bilderreich und wohllautend war als die des Orients, und die heute durch ihre Verfeinerung und, ich möchte sagen, durch die Aufnahme fremden Geistes, poetisch viel eingebüßt hat. Der heutige Orientale hat ebenfalls stark verloren. Da, wo er den Einflüssen fremder Kultur oder gar Überkultur sich fernzuhalten vermocht hat, ist natürlich auch seine Redeweise freier und bilderreicher geblieben; sonst aber hat er sich doch viel mehr der blumenreichen Phrase als der bilderreichen Poesie zugewendet. So ist die morgenländische Poesie mehr Lyrik, mehr phantastisches Zaubermärchen und doch auch wieder tiefsinnige Lebensweisheit. Ich werde die Charakterverschiedenheit zwischen uns und den Orientalen noch oft zu betonen haben und kann mich hier auf diese kurze Andeutung beschränken.

Wenn ich das Morgenland ein Wunderland nenne, so tue ich dies nicht etwa deshalb, weil es so viel des Fremden und uns Wunderbaren enthält, denn dann würde ja bis zu einem gewissen Grade jedes fremde Land ein Wunderland sein. Nein, der Orient ist Wunderland, weil er für uns eine ganz andere Welt ist, die wir auch dann nicht voll verstehen, wenn wir sie so weit kennen gelernt haben, daß sie

uns eigentlich vertraut sein müßte. Wer hätte noch nicht über die Fakire mit ihren eigenartigen Künsten, die uns wirkliche Zauberei dünken, gestaunt? Wer hätte noch nicht die wilde, fanatische Ekstase der Derwische bewundert? Und das sind doch nur erst zwei Erscheinungen aus einer großen Anzahl ganz ähnlicher.

Man darf den wirklichen Fakir nur nicht mit den Gauklern, die hin und wieder bis zu uns vordringen und sich bei uns produzieren, verwechseln. Das, was diese Fakire in ihrer Heimat verrichten, das ist zum großen Teil so unfaßbar, so überwältigend, daß man faktisch vor einem Wunder steht, für das der Verstand des Verständigen keine Erklärung mehr zu finden vermag. Fast scheint es, als könnten diese Wundermänner über Tod und Leben gebieten, denn alles, was nach menschlicher Berechnung den sichern Tod nach sich ziehen würde, das tun sie sich selbst an, ohne daß auch nur ein Schmerzempfinden ausgelöst würde. Sie durchbohren ihre Körper, ohne daß auch nur ein Tropfen Blutes verloren würde, ohne daß eine Wunde, oder auch nur die geringste Spur zurückbliebe. Man muß schon einen hohen Grad von Gefühlslosigkeit erreicht haben, um diese „Spiele“ überhaupt mit ansehen zu können. Haben sich doch Fakire schon auf längere Zeit wirklich begraben lassen, und als man das Grab öffnete, da lebte der Mann, als habe er nur ein gemütliches Schläfchen in seinem Bette gehalten. Fakire sind Asketen. Auch die Derwische sind nach unseren Begriffen sonderbare Leute, die in ihrem religiösen Fanatismus Tänze aufführen, die für andere Leute Selbstmord sein würden, den

Derwischen aber recht gut bekommen und ihnen den Ruf besonderer Heiligkeit einbringen.

Die Wunder und die Pracht Indiens, besonders indischer Fürsten, sind zur Wirklichkeit gewordenes Märchen.

Es ist wirklich nicht so seltsam, wenn in früheren Jahrhunderten, in denen große Reisen noch zu den Seltenheiten gehörten, in denen deshalb die Völker noch so ähnlich lebten, als seien sie mit der berühmten „Chinesischen Mauer" umgeben, die Reisenden Berichte über das Wunderland im Osten schrieben, die an „1001 Nacht" erinnern. Damals glaubte man ja auch noch alles, was gedruckt wurde, man war unwissender und infolgedessen bodenlos naiv. Glückliches Zeitalter für die Schriftsteller! Ich werde im Verlaufe dieses Buches noch manchen der alten Schriftsteller und Reiseberichte zitieren, wenigstens soweit sie uns von Sitten und Liebesbräuchen des östlichen Zauberlandes Mitteilungen machen; ich kann mich freilich nicht so sicher darauf verlassen, daß meine geehrten Leserinnen und Leser diese Berichte aus längst entschwundenen Zeiten noch mit derselben naiven Leichtgläubigkeit aufnehmen werden, wie zu jenen Zeiten, in denen derartige Reiseberichte von den Leuten, die des Lesens kundig waren, verschlungen wurden. Wenn seitdem Reise-Erzählungen stark in Mißkredit geraten sind, so liegt dies daran, daß in der Tat die Leichtgläubigkeit in geradezu unverschämter Weise mißbraucht wurde, oder, was mir auch nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß den Reisenden zuweilen selbst gar zu viel Hokuspokus vorgemacht wurde.

Man darf sich nun freilich die Völker des Morgenlandes nicht als eine homogene Masse vorstellen, und darf weiter nicht übersehen, daß der Orient seine Geschichte hat, die bewegter als die des Abendlandes ist, und die Jahrtausende weiter zurückreicht. Der Orient hat Weltreiche erstehen und vergehen sehen, hat die furchtbarsten Kriege den Boden mit Blut tränken lassen, hat seine Völkerwanderungen durchgemacht wie das Abendland und hat unter der „gelben Gefahr" mehr als einmal geseufzt und geschmachtet. Mit Staunen haben wir die Entdeckung gemacht, daß das alte Babylon schon in grauester Vorzeit, bis in die die Geschichte des Abendlandes überhaupt nicht zurückreicht, eine Kultur besessen hat, die vielfach an unsere heutige erinnert. Ich meine damit allerdings nicht die Professor Delitzschen Entdeckungen, sondern die einwandfreien Forschungen. Und das Babylonische Reich ist versunken, wie die Asyrische, Phönizische und Persische Macht. Welche gewaltige Stadt war das alte Samarkant, ebenso das alte Ninive. Und was ist geblieben?

Die Völker des Morgenlandes sind so gewaltig von einander verschieden, daß Wasser und Feuer sich nicht weniger gleichen. Ich werde dies noch bei den einzelnen Kapiteln, so weit es notwendig ist, zu berücksichtigen haben. Ebenso werde ich die Geschichte der einzelnen Völker, soweit mein Thema dies erforderlich macht, zu skizzieren haben. Die europäische Türkei wird, da sie uns unverfälschtes orientalisches Liebesleben zeigt, für mich zum Morgenland gehören müssen, während einzelne Völker und Stämme, die im Morgenlande wohnen, für unsere Betrachtungen völlig

ausscheiden können, weil sie für das, was wir vernunftgemäß das Liebesleben des Orients nennen dürfen, ohne jede Bedeutung sind. Ich werde nun zum besseren Verständnis des Ganzen, zunächst auf die Verschiedenheit des Denkens, Anschauens und Empfindens der Deutschen und der Orientalen hinweisen. Was ich dabei unter Orientalen verstehe, wird sich aus den weiteren Kapiteln klar ergeben.

Abend und Morgen.

So grundverschieden die einzelnen Völker des Orients in ihrem Charakter sind, so verschieden das deutsche Volk von seinen Nachbarvölkern ist, so unberechtigt würde es sein, scharfe Gegensätze zwischen Abendländern und Morgenländern in der großen Allgemeinheit dieser Begriffe aufzustellen. Ich will also zunächst den Unterschied zwischen uns Deutschen und dem orientalischen Muselmann im engeren Sinne beleuchten.

Es mag hier nochmals betont werden, daß sowohl unsere Vorfahren wie auch die Ureinwohner des Orients vom Kaukasus ausgewandert sind. Man dürfte hiernach annehmen, daß eine erkennbare Stammesverwandtschaft vorhanden sein müsse. Demgegenüber ist aber zu berücksichtigen, daß der orientalische Muselmann der Hauptzahl nach semitischer Rasse ist, während wir Deutsche arischen Stammes sind, daß wir also mit den Persern und Indern viel eher gleiches Blut haben könnten, als mit den semitischen Stämmen, die durch die Bewegung der Bevölkerung sich mehr und mehr ausgebreitet haben. Selbst die gemeinsame Herkunft würde aber auch völlig außer Acht bleiben

dürfen, weil unter ganz verschiedenen Lebensbedingungen, unter großen klimatischen Unterschieden sich auch grundverschiedene Charaktere und Lebensauffassungen herausbilden. Ganz besonders gilt dies auch in bezug auf das Liebesleben.

Es zeigt sich dieser Unterschied schon in der alten deutschen Literatur. In unseren alten Heldenliedern, so im „König Rother", besonders im „Ortnit" erkämpfen deutsche resp. lombardische Helden sich morgenländische Frauen. Im Ortnit läßt sich die Jungfrau als Christin taufen und erhält den Namen Sidral. Es wird aber gerade dabei die orientalische Charakterart der Braut besonders herausgehoben und gesagt, daß sie erst einen regelrechten Unterricht in deutscher Tugend, besonders in der Freigiebigkeit, habe erhalten müssen.

Ich habe schon im vorigen Kapitel kurz darauf hingewiesen, daß die Poesie unseres Volkes und der Orientalen der Art nach verschieden war und noch ist. Vilmar sagt über die alte deutsche Dichtung u. a.: „Und dieser Grundton, zu singen Leid aus Freude, ist der Grundton des germanischen Lebens, ist die reine Stimmung des deutschen Herzens, durch welches, wie kaum durch das Herz irgend eines anderen Volkes, das Bewußtsein der Vergänglichkeit, das leise Beben der Todesahnung hindurchzittert. Und wie könnte dies anders sein bei einem Volke, welches mit der Natur und ihrem Leben auf das innigste und geheimste verwachsen ist? Die Stimme der Natur aber, die aus den sprossenden Keimen und heiteren Blumen des Frühlings, wie aus den welkenden Halmen und

fallenden Blättern des Herbstes, die aus dem kommenden Tage wie aus dem scheidenden zu uns redet, ist die Stimme der Vergänglichkeit und des Todes für den, die den innersten Sinn der Natur begriffen hat, wie diesem Bewußtsein der größte der neueren Dichter, Rückert, in seinem Gedichte von der sterbenden Blume Worte ergreifender Wahrheit geliehen hat. Ja in den ältesten Zeiten war das Naturgefühl des deutschen Volkes ein Gefühl des Grauens vor der Natur und deren erbarmungsloser Zerstörung, seine Naturpoesie eine Poesie des glühenden Naturgenusses auf der einen, der tiefsten Naturschrecken auf der andern Seite, in starrer, furchtbarer Erhabenheit . . . . Unsere Naturpoesie ist eine Poesie des Todes.“

Wie anders die orientalische Poesie, die eine Poesie des leichten, sorglosen Lebensgenusses, der girrenden Liebeslust oder — der blutigen Grausamkeit ist. Das Leben in der Natur ist den Orientalen nicht in dem Maße eigen wie den deutschen Stämmen, und die orientalischen Stämme, die mit der Natur eng vertraut sind, denen erzählt die Natur andere Weisen als in unserem strengeren Klima, das allerdings viel eher das Werden und Vergehen aneinanderkettet. Auf den Zug blutiger Grausamkeit, der auf das Liebesleben nicht ohne erheblichen Einfluß bleiben konnte, gehe ich sofort noch ausführlich ein. Ich will zunächst nur noch auf das, was im poetischen Empfinden die so verschiedenen Volkscharaktere eint, hinweisen. Ich meine jenen phantastischen Zug, der es in älteren Dichtungen liebte, die Welt mit furchtbaren Ungetümen und Ungeheuern, flammenspeienden Drachen usw. sich be-

völkert zu denken, gegen die kühne Helden in Not und Drang kämpften.

Dinge, die in allen alten Sagen fast aller Völker so regelmäßig wiederkehren wie gerade diese Drachen und sonstigen Ungeheuer, sind niemals frei erfundene Vorstellungen, sondern gründen sich auf altüberlieferte Erinnerungen. Wir haben ja jetzt festgestellt, daß das „vorweltliche" Mammut durchaus nicht vorweltlich ist, daß es vielmehr noch in einer Periode vorgekommen sein muß, in der bereits Menschen lebten, die doch immerhin eine so hohe Entwickelungsstufe bereits erreicht hatten, daß sie bildliche Darstellungen dieses Riesentieres geben konnten, die jedenfalls auch den Kampf gegen diese Ungeheuer aufgenommen haben. Liegt da nicht die Vermutung nahe, daß auch andere „Vorwelttiere" noch menschliche Pfade gekreuzt haben können? Gerade der Drache läßt auf irgend eine Saurierart schließen, ebenso der Lindwurm, gegen den die Recken der Heldensage angekämpft, den sie im heißen Kampfe bezwungen haben. Es scheint doch mindestens wahrscheinlich, daß in der Urheimat am Kaukasus am Gestade des Kaspischen Meeres, eine Gegend, die ja solchen Ungeheuern alle Lebensbedingungen erfüllt haben würde, die Menschen noch auf diese alten Zeugen einer früheren Welt gestoßen sein mögen, und daß die Überlieferung die Erinnerung an solche Zusammenstöße wach gehalten hat. Daß diese fürchterlichen Geschöpfe in der lebendigen Phantasie noch mit weiteren Schrecken ausgestattet wurden, ist dabei selbstverständlich. So das Feuerspeien. Gerade mit dem Feueratem hat doch die Poesie auch die durchaus historische Person des deut-

schen Helden Dietrich von Bern ausgestattet. Daß die Sage dann jene Ungeheuer in die neue Heimat versetzte, ist auch nicht auffallend.

So finden wir die Drachensage im Orient so gut wie in Deutschland, und die Vorstellung dieser Ungetüme weicht bei den sonst so verschieden empfindenden Völkern so wenig von einander ab, daß man nur annehmen kann, bei den Sagen müsse dasselbe Modell zu Grunde liegen. Wir finden gerade im Orient noch jetzt zahlreiche bildliche Darstellungen, in denen die Drachenfigur verherrlicht wird. Schon die chinesischen Banner, die den fliegenden Drachen enthalten, gehören hierher. Daß bei diesem heraldischen Bilde die ursprüngliche Form der Darstellung nicht strenge innegehalten worden ist, tut nichts zur Sache; wir finden ja auch bei uns heraldische Löwen usw., die den Zoologen gewiß weniger befriedigen als den Heraldiker. Wir finden andrerseits auch Götzenbilder, die alles andere eher sind als Schönheitsideale menschlicher Körper, die aber doch zweifellos nach dem menschlichen Bilde modelliert sind. Ich möchte daran erinnern, daß auch die Bibel den Drachen genau so erwähnt wie dies die altbabylonische Mythe in Wort und Bild tut.

Bei uns im Abendland hat natürlich die Einführung des Christentums dem Kult — wenn man so sagen darf — der Drachen ein energisches Veto entgegengeschleudert, nicht aber die Drachensage beseitigt, im Gegenteil, sie ist sogar in den Heiligenkult mit hinübergenommen worden. Der heilige Georg als Drachentöter wird auch heute noch verehrt, und wir finden ihn nicht bloß in Bildern dargestellt, sondern

können auch seine plastische Figur, die ihn im Kampfe mit dem Drachen zeigt, an verschiedenen Orten bewundern. Wieviel von der Drachensage auf den Teufelglauben übergegangen ist, das würde interessant sein, nachzuprüfen, wenn es nicht meinem Thema zu fern läge. Hier genügt es, die Übereinstimmung in der Drachensage dargetan zu haben.

Der Orientale, soweit er nicht ein Nomadenleben führt, sondern ansässig ist, gilt für uns als ein wollüstiger, verweichlichter Mensch, der nur im Sinnengenuß schwelgt, der sich sogar die himmlische Seligkeit als die höchste Potenz des ewigen Liebesgenusses vorstellt, für den das Weib nichts ist und sein kann als das Spielzeug seiner Lüste. Der Orientale, der einen wohlbesetzten Harem hält, ist schon dadurch allerdings zu einem intensiveren Liebesleben berechtigt und veranlaßt als der Abendländer, für den es nur die Einzelehe gibt. Es ist dabei aber doch verschiedenes sehr stark zu berücksichtigen. Vor allen Dingen kommt es immer darauf an, was man unter einem Liebesleben verstehen soll. Es ist niemals gesagt, daß die Liebe das Denken und Fühlen eines Mannes, der einen Harem hält, mehr ausfüllen müsse als das des in Einzelehe lebenden Abendländers. Das Liebesleben ist an sich nicht an die Ehe gebunden; es kann sehr wohl ein Mensch, der überhaupt nicht verheiratet ist, ein außerordentlich bewegtes Liebesleben führen, und es kann ein Mann, der den glänzendsten Harem besitzt, doch liebearm durch die Welt gehen. Das Liebesleben eines Menschen, der all sein Fühlen und Denken, sein ganzes Herz nur auf eine Person richtet, wird stets das intensivste

sein; ein Haremsbesitzer, der wie der Schmetterling von Blume zu Blume nascht, wird schon deshalb sehr oft von einem Liebesleben kaum noch reden können, weil er sehr bald der Übersättigung verfällt, und es im Liebesleben ebenso geht wie bei anderen Genüssen: das, was im Übermaß gekostet ist und stets zur Verfügung steht, verliert gar bald seinen Reiz. Ich habe hier nur ganz allgemein von Möglichkeiten gesprochen, die ich keineswegs als feststehende Tatsachen betrachten will, und die auch, wie wir weiter sehen werden, auf die Veranlagung sehr vieler Orientalen nicht zutreffen. Vor allen Dingen sind nicht alle Orientalen Harembesitzer, sondern nur einige, dann darf man aber den Orientalen nicht mit einem philiströsen Moralfex des Abendlandes vergleichen wollen. Wir werden weiter sehen, daß der Harem in Wirklichkeit auch durchaus etwas anderes ist, als der Nichteingeweihte zu glauben geneigt ist. Und schließlich wollen wir nicht übersehen, daß auch der in Einzelehe lebende Abendländer in der Regel stark zu Extravaganzen neigt, die er mit seinen polygamen Trieben zu entschuldigen sucht, ohne daß die Befriedigung dieser polygamen Triebe ihn übersättigt und für weitere Abenteuer untauglich macht. Daß er dabei etwa deshalb nicht so leicht übersättigt würde, weil er sich die Gelegenheit stets erst suchen muß und sie nicht zu jeder beliebigen Minute zu Gebote hat, das ist ein Grund, der nur scheinbar seine Berechtigung hat.

Auch hierüber gibt die Literatur, soweit sie noch Volksempfinden war, also aus dem Volke selbst hervorging oder beim Volke solchen Anklang fand, daß

sie sich, ungeschrieben zwar, aber durch Übertragung von Mund zu Mund als unantastbares Eigentum fort-erhielt, beredten Ausdruck. Nicht wie die spätere Kunstdichtung, die fremde Stoffe in fremder Form behandelte und vom 16. Jahrhundert ab bis ins 18. Jahrhundert bei uns nur in der Form ohne Inhalt das Heil suchte, im Morgenlande aber bis auf einige Gebiete völlig versagte. Erec, der vielberühmte Ritter von der Tafelrunde, heiratet die schöne Enite, und die Liebe füllt das Leben des sonst so kühnen Ritters derartig aus, daß er über die Minne Pflicht und Ehre vergißt, er „verliegt" sich. Dagegen die altorientalische Geschichte der schönen Stratonike, die eine so süß duftende Poesie reiner, keuscher und treuer Liebe zeigt, daß sie an das Heinesche Lied vom Asra erinnert. Und doch, welch enormer Unterschied zwischen dieser orientalischen Geschichte, in der der Sohn die junge Gattin seines Vaters liebt, gegen die deutsche Dichtung, ich meine hier eben die deutsche Bearbeitung deutscher Stoffe, denn Schiller hat uns ja im Don Carlos ein ähnliches Thema deutsch bearbeitet, wie die orientalische Geschichte der Stratonike es ist, freilich mit einem völlig anderen Schluß. Ich komme auf die Stratonike noch ausführlich zurück, weil sie mir einen außerordentlich wichtigen Beitrag zum alten orientalischen Liebesleben darstellt. Sie enthält nichts Heldenhaftes, nichts von dem Heroismus, mit denen Liebende einer Welt Trotz bieten, um den Gegenstand der Liebe zu erringen, sondern eine weichliche Sentimentalität, ein tatenloses Hinsiechen, das allerdings wohl dadurch entschuldigt werden kann, daß hier der Liebende für die Gattin

seines Vaters entbrannt ist. Es kommt darauf aber nicht an; wichtig ist diese uralte Geschichte deshalb, weil sie in träumerischer Zartheit eine Liebe schildert, die an sich für deutsches Gemüt als ein schöner Beweis innigen Empfindens gerühmt werden würde, wenn es eben nicht — eine orientalische Geschichte wäre.

Nun darf man diese allerdings nicht zur Norm des orientalischen Liebeslebens stempeln wollen. Auch die orientalische Geschichte und Literatur hat genug Beispiele dafür, daß in kühnem Heldenmute die Geliebte erobert wurde. Schon die Erzählungen des Seefahrers Sindbad können als Beweis dafür angezogen werden. Ja, ich halte sogar den trojanischen Krieg für ein Beispiel altorientalischen Liebeslebens, so absurd dies auf den ersten Blick auch erscheinen mag.

Der Orientale ist im allgemeinen in seinem Liebesleben leidenschaftlich bis zur Raserei, und mit den furchtbarsten Strafen und Martern hat er schon im Altertum Eingriffe in seine Liebesrechte zu verhüten und, falls sie vorgekommen waren, zu ahnden gewußt. Die wollüstige Grausamkeit, durch die von jeher das orientalische Strafrecht sich sehr wenig vorteilhaft von dem anderer Völker unterschieden hat, bildet einen Grundcharakterzug des Orientalen. Man hat ja stets auf eine Wechselwirkung zwischen wollüstiger Verweichlichung und unmenschlicher Grausamkeit hingewiesen. Der Orientale kann hierfür direkt als Studientype gelten. Diese Wechselwirkung ist es, die u. a. auch im Sadismus in die Erscheinung tritt, nur daß sie hier gegen das Objekt, das der perversen

Sinnlichkeit Befriedigung geben soll, gerichtet ist, während sie sonst, wie im Orient, sich gegen dritte Personen richtet, die mit dem Liebesleben selbst in keinen Zusammenhang gebracht werden können.

Die furchtbarste Grausamkeit zeigt sich aber keineswegs etwa nur da, wo das Liebesleben in Betracht kommt, also etwa bei der Vernichtung und Bekämpfung von Nebenbuhlern, sondern ganz im allgemeinen . Wir haben im deutschen Altertum Strafen gar nicht oder fast gar nicht gekannt, mindestens nicht gegen Freie, sofern diese nicht als Verräter oder als sonst allgemein gefährliche Personen vernichtet werden mußten. Im alten Deutschland hat sich das Strafrecht erst später ausgebildet, und je mehr römischer Einfluß wirkte, desto schärfer wurden die Strafen, die dann allerdings später auch aus eigenem „Bedürfnis“ immer schärfer und grausamer wurden. Nicht so im Orient. Dort hat man schon im hohen Altertum viel, unmenschlich und meist mit entsetzlicher Willkür gestraft. Gerade das letztere Moment ist dabei das beachtenswerteste. Es kam gar nicht so darauf an, für eine bestimmte Tat eine bestimmte Strafe zu erkennen, sondern die Laune eines Despoten genügte, auch über Personen, die nichts verbrochen, sondern vielleicht nur durch eine wirkliche oder vermeintliche Ungeschicklichkeit den Zorn des Vielgestrengen erregt hatten, furchtbare Todesmartern zu verhängen, in deren Erfindung mehr als genial zu Werke gegangen wurde. Willkür herrschte aber auch in der Anwendung der Todesmartern. So kam es vor, daß Herrscher große eiserne Öfen errichten ließen, an die die Opfer angeschlossen wurden. War dies geschehen,

dann wurden die Öfen geheizt, und die Verurteilten mußten langsam zu Tode gebraten werden, ein Akt, dem der Herrscher, wohl auch seine Weiber, mit großem Behagen zusah. Es gab gar kein größeres Vergnügen, als die Qualen der Unglücklichen zu beobachten. Es wurde auch der Körper des Verurteilten mit Brennstoffen förmlich gespickt, die dann angezündet wurden und den qualvollsten Tod verursachten. Schon die Bibel berichtet im Alten Testament von grausamen Strafen, die im Morgenlande etwas ganz Alltägliches waren, und die Geschichte erzählt von Herrschern, die zur Übung im Bogenschießen die tödlichen Pfeile auf ihre Untertanen abschossen, nicht etwa, weil diese etwas verbrochen gehabt hätten, sondern einfach weil es ihnen gerade gefiel, auf lebende Ziele zu schießen. Es ist doch heute noch so, daß im Orient die furchtbarsten und grausamsten Strafen bestehen, an denen beharrlich festgehalten wird, während unsere Strafmittel immer milder ausgedacht werden, ja, es ist bei uns die Humanitätsduselei so weit vorgeschritten, daß es Menschen gibt, die es sich geradezu zur Lebensaufgabe machen, dahin zu wirken, daß nur um jeden Preis die Herren Verbrecher mit Glacéhandschuhen angefaßt werden sollen, ein Prinzip, das ganz gewiß nicht zu billigen ist, weil es über die Grenzen des Vernünftigen hinaus geht. Möchte man doch lieber dafür sorgen, Strafmittel zu schaffen, durch die die unschuldigen Angehörigen eines verkommenen Subjekts nicht viel schwerer getroffen werden als der Übeltäter, Strafmittel zu schaffen, durch die Rückfallshandlungen nicht künstlich gezüchtet würden.

Jene Grausamkeit hat aber einen engen Zusammenhang mit dem Liebesleben des Orients. Es ist eine bekannte Tatsache, die psychologisch ja auch gar nicht so schwer zu erklären ist, daß gesteigerte Wollust einen Hang zu raffinierter Grausamkeit erzeugt. Wir können das schon bei den alten Griechen nachweisen, die desto grausamer wurden, je mehr sie sittlich sanken. Es war bei den Griechen gestattet, die Sklaven furchtbaren Foltern zu unterwerfen. Zu solchen Gelegenheiten ließ man Einladungen an gute Freunde und Gönner ergehen, denen man durch die Vorführung derartiger Martern ein großes Vergnügen bereitete. Beim Anblick des blutenden und zuckenden Körpers geriet man in wollüstige Raserei. Diesen Brauch importierte man auch in dem an sittlicher Verworfenheit und Ausschweifungen verfaulten römischen Reiche. Die grausamsten Christenverfolgungen wurden ebenfalls nur von römischen Kaisern begangen, die durch Unzucht, natürliche und widernatürliche, zerrüttet waren. Nero z. B. ist durch seine ausschweifende Unzucht ebenso berüchtigt, wie durch seine Grausamkeit. Übrigens fallen auch in Deutschland die blutigsten Strafen in die Zeiten der größten sittlichen Verworfenheit. Ja, als noch in unseren Zuchthäusern Willkommen und Abschied von Rechtswegen bestanden, da wurde diese viehische Ausprügelung nicht selten vor geladenem Publikum vorgenommen, und es ist bekannt, daß der Anblick der zuckenden und im Blute schwimmenden Hinterteile bei den Zuschauern eine rasende Wollust verursachte; die teilweise sogar recht anschaulich beschrieben worden ist.

Ich möchte das alles als raffinierte Grausamkeit

bezeichnen, eine Grausamkeit, die mit Raffinement im Anblick fremder Qualen eine sexuelle Wollust sucht und findet, gewiß ein geheimnisvoller Zug der Menschenseele, in der Haß und Liebe in so naher Nachbarschaft wohnen, daß sich diese Gegensätze berühren, ja unmittelbar ineinander übergehen, die aber auch untrennbar voneinander sind, denn diese Art Grausamkeit kommt nur bei sexuell überreizten Leuten vor. Volle sexuelle Enthaltsamkeit, d. h. wenn sie durch die Verhältnisse erzwungen ist, nicht die, die das Resultat des eigenen Willens ist, beeinflußt das Gemütsleben ebenfalls; sie macht roh und brutal. Man findet so etwas bei Expeditionen in unbewohnten Gegenden, bei denen Männer nur auf die eigene Gesellschaft angewiesen sind und absolut nicht die erwünschte Gelegenheit zu sexuellem Verkehr finden können. Seefahrer, die bei ihren weiten Reisen in derselben Lage sind, arten leicht zu rohen und brutalen Menschen aus, besonders da sie schon durch die harte Arbeit ihres Berufs und das ständige Leben in reinster, kräftigster Luft kerngesunde Leute mit einem starken Überschuß an Kraft sind. Solche Leute pflegen nicht selten fast ihre gesamte Löhnung, die sie von der mühevollen Fahrt heimbringen, in der ersten Hafenstadt mit Frauenzimmern klar zu machen. Deshalb ist auch das Dirnenwesen in allen größeren Häfen außerordentlich entwickelt, denn lohnend ist das Geschäft mit Jan Matt, wenn es auch nicht frei von Gefahren und rohen Auftritten ist. Man billigt im allgemeinen den starken Einflüssen des sexuellen Lebens auf die männliche Psyche bei weitem nicht den Einfluß zu, den sie beanspruchen dürfen, sondern

sucht viel zu viel hinter dem Alkoholismus, wenn man das Motiv zu einer rohen Tat nicht sofort mit Händen greifen kann. Gewiß soll nicht bestritten werden, daß auch der Alkoholismus viele Excesse auf dem Konto hat; aber man soll auch dabei nicht übersehen, daß der Alkoholismus ebenfalls sehr oft nichts ist als eine Folge unbefriedigten Liebeslebens. Daß er für dieses eine Heilquelle werden könnte, das stelle ich allerdings energisch in Abrede; er kann nur ein augenblickliches Betäubungsmittel sein, das aber in der Regel das Übel größer macht, als es vorher war. Entweder wird der Alkohol noch mehr zu rohen Excessen anregen, oder er führt zum ewigen Dämmerzustande des Vergessens, d. h. aus dem Betäubungsversuch entsteht die chronische Trunksucht, die den Menschen noch tief unter das Vieh herabwürdigt. Es lohnte, stets festzustellen, was den Säufer zu seinem Laster geführt hat; in der Regel wird man die Quelle im Sexualleben nachweisen können.

Der Orientale, wenigstens der Muselmann, ist der Gefahr, ein Säufer zu werden, weit weniger ausgesetzt, als der Abendländer, weil ihm der Genuß berauschender Getränke verboten ist. Dafür entnervt er sich fast mehr als durch ein excessives Liebesleben durch den Haschisch- und Opium-Rausch, der ihn doch auch wieder in die lieblichen Gefilde des wollüstigen Sinnengenusses hinüberzaubert, und jedenfalls ganz erheblich gefährlicher und zerrüttender ist als der Alkoholrausch, soweit eben nicht chronische Trunksucht entsteht, die aber viel eher noch vermieden wird als der chronische Opiumismus, der etwa dasselbe ist wie der Morphinismus, der bei uns viel weniger selten ist, als man

gewöhnlich glaubt. Es ist fast unmöglich, sich von einem derartigen Narkotikum loszureißen, wenn man ihm erst einmal verfallen ist. Auf den sexuell ausgemergelten Orientalen wirkt aber Opium schon deshalb viel nachhaltiger und zerrüttender als auf uns der Alkohol, weil schon die Ernährung berücksichtigt werden muß. Leute, die Sauerkraut und Erbsen genießen, können viel eher ein Quantum Alkohol vertragen als der Orientale bei seiner Ernährung und seinem Klima das Opium. Der Alkohol wirkt vorübergehend auf das Sensorium, schwächt den Willenswiderstand und setzt das Bewußtsein herab, das Opium zerrüttet das Nervensystem, läßt die Phantasie ausschweifen und schwächt das Sexualsystem. Es ist aber gerade wegen der wunderbaren sexuellen Verzückungen, in die der Opiumrausch versetzt, dessen nahe Beziehung zum Liebesleben viel leichter erkennbar als beim Alkoholrausch, der wohl in seinem Anfangsstadien die Phantasie zu beleben vermag, dann aber abstumpft, der deshalb meist ein Lethetrank gegen die Enttäuschungen des Liebeslebens sein soll, und nur in den seltensten Fällen dazu bestimmt ist, Mut zu gewinnen, denn dazu ist in Liebesangelegenheiten der Alkohol wohl das untauglichste Mittel, sobald er so reichlich genossen wird, daß er überhaupt berauschend wirkt. Er ist schon deshalb nicht geeignet, weil er impotent macht, d. h. entweder eine völlige impotentia virilis, oder die sogenannten ejaculatio praecox zur Folge hat. Man nahm deshalb im älteren Rechte an, daß ein Betrunkener überhaupt kein Sittlichkeitsverbrechen bis zur Vollendung begehen, sondern nicht über das

Attentat zu einem solchen hinauskommen könne. Auch Opiumrausch und Alkoholrausch kennzeichnet, wie man sieht, eine starke Charakterverschiedenheit im Liebesleben der Morgen- und Abendländer. Jetzt hat sich hierin allerdings auch schon vieles geändert; der Alkohol ist auch bei den Muselmännern durchaus nicht mehr so allgemein verpönt.

Weit erheblichere Unterschiede als im Liebesleben der Männer findet man aber im Liebesleben der Frauen, denn diese spielen im Orient eine ganz wesentlich andere Rolle als im Occident. Allerdings wird nach dieser Richtung hin unglaublich viel gefabelt und gefaselt. Ich habe schon in meinem Buche über das Liebesleben im alten Deutschland nachgewiesen, daß bei unseren braven Vorfahren die Frau nicht die Rolle gespielt hat, die ihr heutigen Tages angedichtet wird. Es ist deshalb ganz falsch, zu behaupten, daß während die deutsche Frau schon im Altertum eine Art Heilige mit fast abgöttischer Verehrung gewesen sei, die Frauen im Orient heute noch im Harem in einem Sklavenleben dahin schmachten müßten. Nicht einmal ihres Lebens seien sie sicher, denn wenn der gestrenge Herr Tyrann ihrer überdrüssig sei, dann lasse er sie einfach in einen Sack nähen und ins Meer stürzen, wo es am tiefsten sei.

In Wirklichkeit sieht die Sache völlig anders aus. Ich will zunächst gar nicht darauf Wert legen, daß es keineswegs überall im Orient Harems gibt, und daß auch da, wo es diese Zivilversorgung für heiratsfähige Mädchen gibt, doch nur verhältnismäßig wenige Männer in der Lage sind, sich einen Harem

zu halten. Bleiben wir vielmehr zunächst bei den Harems, so ist es doch ein recht sonderbares Sklavenleben, das die Damen, soweit sie überhaupt Frauen des Besitzers und nicht bloß Dienerinnen sind, dort führen.

Für die extremste Richtung unserer modernen Frauenbewegung ist freilich auch unsere deutsche Ehe ein entwürdigendes Sklavenleben der Frau. Gleichviel ob diese bedauernswerte Frau den ganzen Tag in ihrem luxuriös eingerichteten Heim sitzen kann, Bälle, Gesellschaften, Theater, Konzerte besuchen, sich überall den Hof machen lassen darf usw., während der Mann in seinem Berufe sich abmühen und nicht selten schwere Sorgen auf sich laden muß, um die Launen der „gnädigen Frau" — pardon — der Sklavin zu befriedigen. Alles gleich, die Frau ist zu der entwürdigenden Pflicht, Mutter zu werden, verurteilt, das allein ist schon eine widernatürliche Sklaverei. Im Sinne der extremsten Frauenrechtlerinnen. Im ganz allgemeinen Sinne allerdings darf zugegeben werden, daß das Los vieler Frauen der armen Bevölkerung nicht beneidenswert ist. Arme Leute haben in der Regel die meisten Kinder. Da hat nun so eine Frau die Kinder zu versorgen, die Wirtschaft in Stand zu halten, pünktlich für die Mahlzeiten zu sorgen, und bei alledem muß sie auch noch mit erwerben, und wenn der Mann keine Arbeit hat oder ein Lump ist, auch wohl allein für den Unterhalt der Familie sorgen. Wo die bittere Not ihren Eingang hält, da hält leider die Liebe sehr oft ihren Ausgang, die Frau muß sich dann meist auch noch schlecht behandeln, oft sogar roh mißhandeln lassen, neben-

bei aber den Lüsten des Mannes dienen, so daß die Familie immer größer wird, damit auch das Elend. Das ist ein betrübendes, aber leider nur zu wahres Bild des gesegneten abendländischen Kulturfortschritts.

Und nun das Sklavenleben im Harem des Orients! In verschwenderischer Pracht und Üppigkeit, umgeben von dem raffiniertesten Luxus, den verschwenderischer Reichtum zu schaffen vermag, verbringen diese „Sklavinnen“ ihre Tage in süßestem Nichtstun. Mehr ein prunkvolles Zaubermärchen als ein Menschenleben. Keinen Finger brauchen diese Weiber zu krümmen, es sei denn, daß sie ihn krümmten, um den Dienerinnen, die zu ihren Befehlen stehen und stets des Winkes gewärtig sind, einen Befehl zuzuwinken. Und der gestrenge Gebieter ist in der Regel der ergebene Diener dieser Sklavinnen und beeilt sich, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, und es sind meist die absurdesten Launen, die so eine Orientalin hegt. Der gute Papa Gatte besitzt aber eine unglaubliche Geduld und beneidet vielleicht manchmal den Abendländer, der doch wenigstens nur unter einem Paar Pantoffeln zu seufzen braucht. Die Königin des Harems ist die Faroritin. Sie ist, wie sich dies schon aus der Bezeichnung ergibt, die Bevorzugte, die vertrauteste Vertraute des hohen Herrn. Aber deshalb sind die anderen Frauen auch seine Frauen, und sie wissen das. Ich glaube auch nicht, daß der Bedarf an Säcken besonders groß ist, denn es dürfte doch wohl außerordentlich selten vorkommen, daß jetzt noch durch diese grausame Befugnis ein unbarmherziger Strich durch das Dasein einer Haremsdame gezogen wird. Ich habe ja schon die orientalische Grausamkeit mit

dem Sadismus verglichen und gesagt, sie unterscheide sich dadurch, daß sie sich gegen Dritte richte und nicht gegen das Objekt des Liebeshandels selbst. Daß früher leichter solche Hinrichtungen stattgefunden haben, wenn irgend ein ernsterer Grund vorlag, also vielleicht ein starker Eifersuchtskampf zwischen den Damen oder sonst ein Ereignis, das geeignet war, den Frieden des Weiberhauses zu gefährden, das ist wohl nicht zu bestreiten; aber man vergesse doch ja nicht, daß auch im deutschen Altertum der Mann seine Gattin töten durfte, daß auch bei den Deutschen die Frau am Gelage der Männer nicht teilzunehmen hatte, daß die Frauen erhielten, was die Männer übrig ließen, und daß die deutsche Frau viel eher Dienerin des Mannes war als die Haremsfrau im Orient, die doch faktisch niemals eine Dienstleistung für den Mann zu erfüllen brauchte und ihm höchstens Liebesdienste zu leisten hatte, wie dies doch übrigens auch Pflicht der deutschen Frau war.

Ich bin weit davon entfernt, etwa behaupten zu wollen, daß trotz aller Pracht und Üppigkeit, trotz Luxus und Reichtum für unsere Begriffe das Haremsleben ein erstrebenswertes Dasein für das schöne Geschlecht sei.

Es gibt aber doch nichts Unsinnigeres als deshalb von einem Sklavenleben im Harem sprechen zu wollen. Wenn man die Herrlichkeit einen vergoldeten Käfig nennen wollte, so hätte das eher eine „Berechtigung", denn eingeschlossen und von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten sind diese Haremsdamen. Das ist richtig, aber eines dabei ist doch nicht zu übersehen, daß eben die Landessitte diese

Klausur vorschreibt, daß die Frauen infolgedessen ein anderes Leben überhaupt nicht kennen, und daß sie, mindestens der Hauptzahl nach, viel zu indolent, apathisch und unwissend sind, um über ihre Lage ernstlich nachzudenken oder gar ein anderes Leben zu wünschen .

In neuerer Zeit ist es ab und zu europäischen Damen gestattet worden, die Harems zu besuchen und mit den Haremsdamen in direkten Verkehr zu treten. Dadurch haben wir zwar einige genauere Mitteilungen über das Haremsleben erhalten, ob sie aber ganz zuverlässig sind, läßt sich schwer beurteilen, denn an und für sich ist es für uns sehr schwer, sich in das Seelenleben anderer hineinzudenken, ganz besonders schwer, wenn der Blick Verhältnisse trifft, die so unendlich verschieden von den bei uns gewohnten sind, und ferner traue ich, ohne etwa gegen das weibliche Geschlecht im mindesten voreingenommen zu sein, gerade in Haremsfragen einer abendländischen Dame überhaupt kein objektives Urteil zu, noch viel weniger als ich es ihnen in der Prostitutionsfrage zutraue. Ich würde übrigens auch den Haremsbesitzern den Rat geben, eher einem Dutzend Gardeleutnants den Zutritt in den Harem zu gestatten, als einer emanzipierten europäischen Dame — die nicht emanzipierten, werden sich ja ohnehin eine solche Erlaubnis schwerlich auswirken. Die zwölf Gardeleutnants würden in das etwas eintönige Leben der Haremsdamen eine interessante Abwechselung bringen, die letzteren vielleicht ganz erwünscht wäre. Ich gebe zu, daß dem polygamen Gatten an einer derartigen persönlichen Entlastung jedenfalls nichts gelegen, d .h. daß sie ihm sehr un-

erwünscht sein würde. Der Besuch der europäischen Damen müßte dies aber in noch viel höherem Grade sein, denn er trägt in den Harem den Geist der Rebellion, weil den Damen, die sonst zufrieden und gleichgiltig ihr Los tragen, europäische Frauenrechtsideen eingeimpft, weil ihnen Reden über das Unwürdige ihres Daseins gehalten werden, die sie mit Unzufriedenheit und mit Sehnsucht nach Freiheit erfüllen. Unzufriedenheit zu stiften, ohne die Lage bessern zu können, das halte ich in jedem Einzelfalle für verwerflich. Ich will gern zugeben, daß hier die sogenannte Aufklärung in guter Absicht erfolgt ist.

Ich kann mich aber nicht zu der Höhe des kosmopolitischen Gedankens aufschwingen, die nun einmal erforderlich ist, um diese gute Absicht zu verstehen. Es kann uns im Grunde verdammt gleichgiltig sein, ob die Haremsdamen eine höhere Geistesausbildung und mehr Freiheit genießen sollen oder nicht, denn zunächst ist doch die Haremsordnung gesetzlich bestimmt und zugelassen. Wir haben wahrlich eher den Beruf, unsere eigenen Gesetze zu verbessern, die das außerordentlich notwendig haben, und unsere eigenen Mißstände zu beseitigen, die wahrhaftig darnach verlangen, ehe wir orientalische Gesetze und Mißstände bekämpfen, die uns nicht das Mindeste angehen. Mich erinnern solche Versuche gar zu lebhaft an das Gleichnis vom Splitter und Balken. Es ist doch gerade in einigen Mitteilungen aus dem Haremsleben besonders freudig betont worden, daß die Haremsdamen den Unterschied zwischen dem eigenen Leben und dem der abendländischen Frauen begriffen hätten und entschlossen seien,

für eine Änderung ihrer Lage zu kämpfen. Ist das etwa ein Triumph für uns? Ich wüßte es nicht. Und der praktische Wert dieser Aufklärung wird nur der sein, daß die Haremsdamen, die bisher ihr Leben ganz erträglich gefunden haben, schon deshalb weil sie eben ein anderes Leben gar nicht kannten, verbittert, unzufrieden und aufsässig werden, ohne daß sie dadurch in absehbarer Zeit etwas erreichen können.

Welchen Wert hat es nun, die Harems zu reformieren oder gar abzuschaffen? Welchen Wert würde dies, wenn es gelänge, für uns haben? Vom Standpunkte der Moral geht uns das orientalische Haremswesen nicht das Mindeste an. Es wäre sogar eine starke Heuchelei, wenn wir uns für berechtigt halten wollen, aus Gründen der Sittlichkeit gegen eine Institution einzuschreiten, die weder nach orientalischen Anschauungen, noch auch nur nach alttestamentlicher Lehre unsittlich ist. Man vergleiche nur die Weiberwirtschaft der jüdischen Könige David und Salomo, die doch beide als ganz besonders Gott wohlgefällig bezeichnet wurden, mit dem Orientharem. Man sehe aber auch — und das ist das Gleichnis vom Splitter und Balken — unser wohl entwickeltes Prostitutionswesen, unsere Bordelle und unsere Sittlichkeitsgesetze zunächst einmal genauer an, wer dann noch den Mut hat, zu behaupten, daß wir berufen oder berechtigt seien, gegen die Unmoral des Harems zu eifern, der verdiente ob dieses Mutes ein Denkmal, falls sich für ein solches noch der erforderliche Platz finden sollte. Vor allen Dingen — das muß immer wieder gesagt werden — ist es ein Unsinn, die Moral orientalischer Zustände nach unseren Moralanschau-

ungen bewerten zu wollen. Unsere christliche Ehe geht den Orientalen gar nichts an, soweit er nicht Christ ist, und das ist der Haremsbesitzer ja niemals. Im übrigen ist unsere theoretisch ganz nette Moral ziemlich fadenscheinig, und das ist viel schlimmer als das Haremswesen, das ja gesetzlich Moral ist, die Moral also nicht ungesetzlich und wider besseres Wissen verletzen kann.

Vom Standpunkte der persönlichen Freiheit ließe sich nun wohl einiges über das Leben einer Haremsdame sagen. Ob es ausreicht, um uns das Recht zu geben, im Harem das Evangelium der Freiheit zu predigen, das ist eine andere Frage. Mich erinnert das an unsere deutsche Literaturperiode um 1848 herum, die alles andere eher war als ein Glanzabschnitt und von der Ad. Stern in seiner Ergänzung der Vilmarschen Geschichte der deutschen National-Literatur sehr richtig sagt: „Ein Blick auf die Gesamtmasse der politischen Gedichte jener Jahre gewährt den Eindruck einer Maskerade. Da gab es ungezählte Polen-, Magyaren- und Tscherkessenlieder, die Zustände Spaniens und Irlands wurden poetisch geschildert, den Ansprüchen der Czechen auf die Wiederherstellung der Wenzelskrone liehen deutsch-böhmische Poeten wie Alfred Meißner im „Ziska“ und Moritz Hartmann in den „Böhmischen Elegien“ ihre erste frische Empfindung und jugendliche Begeisterung. Der kosmopolische Taumel dieser Lyrik hatte nachher eine zum Teil sehr häßliche Ernüchterung zur Folge.“ Noch viel gleichgiltiger als ob die Czechen ihren Wenzelsthron wieder aufrichten, kann es uns sein, ob einige orientalische Machthaber eine oder

mehrere Frauen haben, und ob sie diesen das abgeschlossene Leben im Harem vorschreiben oder ihnen gestatten, nach Herzenslust außer dem Hause zu flirten. Man soll sich ja auch bei uns nicht um fremde Familienangelegenheiten kümmern und tut dies wenigstens da, wo es recht gut angebracht wäre, auch absolut nicht. Wir können wohl die Fragen des Haremslebens erörtern, aber eine tätige Einmischung und Aufstachelung der orientalischen Frauen steht uns nicht zu. Prüfen wir also ganz objektiv die Frage, ob in der Klausur des Haremslebens eine ganz empörende Beschränkung der persönlichen Freiheit liege, so wird man dies nur dann bejahen dürfen, wenn wir den Orient nicht mit den Massen des Orients, sondern mit unserem Maße messen wollen. Es versteht sich aber von selbst, daß wir dabei ein schiefes Bild erhalten müssen.

Nach unserem Maße ist es schon nicht „korrekt", daß ein weibliches Wesen Gattin oder richtiger gesagt, Haremsgenossin eines Mannes wird, ohne selbst erst um die Einwilligung hierzu befragt zu werden. Ich glaube gern, daß diese Einwilligung ziemlich oft nicht erteilt werden würde, da ja auch das orientalische Weib ein Liebesleben haben kann, d. h. es kann sein Herz an eine andere Person gehängt haben als die des Haremsinhabers. Bei der Abgeschlossenheit der orientalischen Weiber kann dies allerdings nur eine Liebesaffäre sein, die ganz einseitig aus der Ferne angebahnt worden ist. Das wird aber den abendländischen Damen trotz ihrer weitgehenden Freiheit wohl auch nicht selten passieren, daß sie den Mann, der das „Ideal ihrer Jugendträume" ist, nicht zum

Manne bekommen, sondern daß sie, falls sich eine Gelegenheit bietet, einen anderen nehmen, der vielleicht ganz bedeutend weniger ideal erscheint, dafür aber „reelle Absichten“ verwirklicht. Insofern ist die Orientalin also nicht schlechter gestellt. Schlechter gestellt ist sie nur dadurch, daß sie auch den ungeliebten Mann noch mit vielen Genossinnen teilen muß — was ja vielleicht in solchem Falle ganz erträglich ist —, und daß sie eben abgeschlossen von dem freien öffentlichen Verkehr ist, nicht vom Verkehr im Harem, der doch ganz sicher die Klage über drückende Einsamkeit nicht berechtigt erscheinen läßt. Nun liegt aber gerade in dieser Gemeinsamkeit des Frauenlebens ein Moment, das den Gedanken der Freiheitsentziehung bei der Orientalin wenig oder gar nicht aufkommen läßt, sofern sie nicht von fremder Seite darauf hingewiesen wird, daß die Frau gleichberechtigt sei, also dieselben Freiheiten beanspruchen dürfe, die dem Manne zugebilligt werden, eine Theorie, die allerdings nicht einmal für abendländische Verhältnisse unbedingt richtig sein kann.

Eins der interessantesten Probleme tritt uns in der Frage entgegen, ob der Orientale, der eine seiner Frauen leidenschaftlich liebt, trotzdem in der Lage sein könne, auch mit den anderen Frauen des Harems in ehelichen Verkehr zu treten. Mich wundert es, daß dieser Stoff von den Romanschriftstellern nicht ausgenutzt wird, oder vielmehr, es wundert mich auch wiederum nicht, weil eben diese Frage viel zu schwer zu beantworten ist und sich der poetischen Beantwortung fast entzieht. Es kann vor allen Dingen nicht bestritten werden, daß der Orientale heiß und

leidenschaftlich zu lieben vermag, er ist in der Glut seiner Liebe dem Abendländer im Durchschnitt sogar erheblich überlegen. Die Liebe aber fragt nichts nach Gesetzen, Institutionen und Traditionen; sie fragt nicht danach, ob Menschenwitz die Einzelne oder die Vielweiberei für die alleinseligmachende und allein sittliche Form der Ehe erklärt hat, sondern ist in jedem Falle darauf abzielend, die geliebte Person ganz zu eigen zu erhalten, und soll dann blind für andere Personen sein, denn nur in diesem Sinne kann man davon sprechen, daß Liebe blind mache; sie ist sonst außerordentlich hellsehend.

Man muß auch hier dem Charakter des Orientalen voll Rechnung tragen und wird dann finden, daß die leidenschaftlichste Liebe zu einer Frau noch keineswegs zärtlichere Gefühle gegen andere ausschließt. Es ist vor allen Dingen die Liebe zum Weibe, die das Herz des Muselmanns beherrscht; diese Liebe kann zwar auf eine Person mit ungeheurer Gewalt ausgegossen werden; deshalb ist aber noch lange nicht Blindheit für die Reize anderer Frauen die notwendige Folge. Wenn der Blumenfreund eine herrliche Rose, deren Besitz er mit Leidenschaft sich gewünscht hatte, endlich erhielt, so wird ihm diese Rose für alle Zeiten kostbar bleiben, sie erfreut ihn immer wieder, und der Besitz dieses Wertstücks ist sein Stolz. Aber wird er deshalb nicht auch gern noch andere schöne und wertvolle Blumen zu erlangen suchen? Werden ihn diese nicht ebenfalls erfreuen, wenn er sie erworben hat? Frauen und Blumen, das ist ja sogar ein beliebter Vergleich, sie erfreuen das Herz und erfüllen das Gemüt mit ihrem köstlichen Duft. Der Orientale

würde es nicht verstehen, wenn man durchaus bloß an einer Blume Gefallen finden sollte, und dies würde ja auch der Abendländer durchaus verstehen; wenn aber Frauen Blumen sind, und man an mehr als einer Blume Gefallen finden kann, so würde es der Orientale nicht einsehen, warum man gerade nur eine Frau lieben dürfe. Er denkt sich ja die höchste Seligkeit des jenseitigen Lebens auch durch die schönsten Weiber vergoldet, nicht durch eine einzige bloß. Wenn unsere Dichter so oft behauptet haben, daß der Mensch überhaupt nur einmal in seinem Leben lieben könne, so ist der Harems-Orientale felsenfest davon überzeugt, daß man nicht allein sehr oft lieben kann, sondern zu gleicher Zeit mehrere, von denen höchstens eine die Allerliebste ist. Man darf orientalisches Empfinden nicht nach Bodenstedts „Liedern des Mirza Schaffy“ analysieren wollen, denn diese Analyse würde einen stark deutschen Komponenten ohne weiteres ergeben. Übrigens ist es ja auch in Deutschland wohl nicht so ganz undenkbar und unvorstellbar, daß jemand zu gleicher Zeit mehr als eine Person liebt. Kommt es nicht vor, daß ein Mann eine sehr begehrenswerte Frau hat, der er auch wirklich zugetan ist, und daß er gleichwohl noch außer dem Hause auf Liebesabenteuer ausgeht? Kommt es nicht vor, daß ein Mann außer seiner verlobten Braut, der er wirklich von Herzen zugetan ist, noch ein anderes „Verhältnis“ unterhält, das zuweilen mit dem ganzen poetischen Zauber wirklicher Liebe umstrahlt ist? Man denke doch auch an die entsetzliche Ehe des Dichters Bürger mit den beiden Schwestern Dorethea und Molly. Ich weiß, daß gerade diese Dichterehe erfreulicherweise

nur eine sehr vereinzelte Ausnahme bildet; ich weiß aber, daß sehr starke „intime“ Liebschaften zwischen dem Manne und einer Schwester von dessen Frau durchaus nicht so sehr zu den Seltenheiten gehören, wie man glaubt, und doch wahrhaftig auch zu glauben berechtigt ist. Hier kommt es aber auch gar nicht darauf an, ob solche — im wahrsten Sinne des Wortes — Mißverhältnisse häufig sind, sondern lediglich darauf, ob sie überhaupt vorkommen. Dies ist aber schon durch einzelne Beispiele hinreichend bewiesen, und ich meine: kommen sie in Deutschland überhaupt vor, obwohl doch bei uns die Einzelehe gesetzlich ist, obwohl auf die reine, keusche, deutsche Liebe Ozeane von Tinte „verdichtet“ werden, obwohl bei uns der Ehebruch von jeher als etwas Sträfliches galt, so wird man sich doch wahrlich nicht so baß zu verwundern brauchen, wenn auch der Orientale trotz glühendster Leidenschaft für ein Weib zu derselben Zeit seine Neigung auch anderen Weibern schenkt, die ohnehin auf diese Neigung einen gesetzlichen Anspruch haben.

Es ist allerdings ganz unmöglich, andern Leuten ins Herz zu sehen, und selbst die wunderbaren Röntgenstrahlen können, wenn sie auch das Herz durchleuchten, doch nicht die geheimsten Regungen und Motive offenbaren, die im Liebesleben eine so große Rolle spielen. Es wäre deshalb mehr als vermessen, möchte man in jedem Einzelfalle feststellen wollen, wie weit wirkliche Liebe, wie weit bloße sexuelle Erregung den Orientalen antreiben, den Verkehr mit einer Mehrzahl von Frauen zu unterhalten. Ich habe mich deshalb nur darauf beschränken können, den

Beweis dafür zu führen, daß auch die Liebe zu verschiedenen Personen zu gleicher Zeit sicherlich nicht ausgeschlossen ist.

Den Frauen im Harem muß diese leidenschaftliche und mehrfache Liebe zu gleicher Zeit, sehr oft sogar auch jede Liebe, versagt bleiben. Es ist wohl ziemlich ausgeschlossen, daß alle den einen Mann, zu dessen Frauen sie das Schicksal gemacht hat, wirklich lieben können. Ist dies nicht der Fall, dann müssen sie sich, so oft er es wünscht, ihm ohne Liebe hingeben. So etwas kommt ja allerdings auch bei der Einzelehe vor, die trotz allem Idealisieren doch sehr oft zu reiner Geschäftsangelegenheit herabgewürdigt wird. Ich möchte behaupten, daß die Haremsfrauen, die ihren Gebieter wirklich lieben, eigentlich noch übler daran sind. Mögen Sitte und Gewohnheit auch noch so stark das Denken und Handeln der Menschen beeinflussen, das Ewigmenschliche werden sie niemals beseitigen können, und das Ewigmenschliche im Liebesleben ist das sehnende Verlangen und die eifersüchtige Sorge um den Besitz des Geliebten. Es ist richtig, daß das Haremsleben danach angetan ist, die Frauen träge und bequem zu machen; aber man soll doch nicht übersehen, daß das Weib im Orient ebenso leidenschaftlich von Natur veranlagt ist wie der Mann, und daß die äußerliche Trägheit auf das Liebesleben nicht so leicht übergreift. Die Liebe einer Haremsdame wird deshalb niemals wirkliche Befriedigung bringen, und selbst die rein sexuelle Begierde wird niemals wirklich befriedigt werden können, da schon eine einzige Frau voll die Leistungsfähigkeit des Mannes in Anspruch nehmen kann, sehr oft, ohne selbst dabei

volle Befriedigung zu erlangen. Ich meine, daß gerade diese Seite des Haremslebens für die Frauen diejenige ist, die ihnen den größten Zwang auferlegt.

Das mag auch wohl das Hauptmoment sein, aus dem einmal die wesentlichste Unzufriedenheit ihre Nahrung schöpft, und aus dem aber auch andererseits die unberufene Aufklärungsarbeit unternommen wird. Man darf diese Seite nur nicht frivol vom Standpunkte pikanter Lüsternheit auffassen wollen, sondern muß sich objektiv in die Psyche des Weibes hineinversetzen. Es läßt sich nicht verkennen, daß einmal die unbefriedigte oder doch wenigstens nur sehr mangelhaft befriedigte Libido und auf der andern Seite die ganz natürliche Eifersucht auch in der Psyche eines durch Lebensstellung, Trägheit und gewohntes Phlegma indolent gewordenen Weibes arge Verheerungen anrichten müssen. Das kann man aus allgemeiner Humanität bedauern; aber es darf uns keine Veranlassung geben, auf die orientalischen Harems Sturm laufen zu wollen. Wir müssen da vielmehr an die durch Bismarck berühmt gewordenen Knochen des pommerschen Grenadiers denken, die wir für die paar Haremsdamen jedenfalls noch viel weniger riskieren dürfen als für die für uns nicht so unwesentlichen politischen Wirren außerhalb unserer direkten Interessensphäre.

Nun ist aber das Haremsleben keineswegs die typische Form des Liebes- und Ehelebens im ganzen Orient; man kann vielmehr sagen, daß die Harems immer mehr vereinzelt in die Erscheinung treten, und daß sie bei einem großen Teile der orientalischen Völker überhaupt nicht vorkommen, wie ja bekannt-

lich im Orient die schärfsten Rassenunterschiede bestehen. Wir haben dort immer noch Völker, die wir als Halbwilde bezeichnen dürfen, neben Völkern, die eine hohe Kultur besitzen und kräftig aufwärts streben. Die bestialische Grausamkeit mancher Orientalen hat sich im letzten Kriege Deutschlands bei den Hilfstruppen der angeblich an der Spitze der Zivilisation marschierenden Franzosen im klarsten Lichte gezeigt. Ich meine die Turcos und ähnliches Gelichter. Diese Zierde der französischen Armee repräsentierte das, was wir im Orient heute noch gar nicht so selten finden, Halbtiere, die sich nicht darauf beschränken, den Feind im ehrlichen Kampfe zu töten, sondern auch den Gefallenen noch die Hände, Zunge und Nasen abschneiden, die Augen ausstechen und sie sonst in der barbarischsten Weise verstümmeln. Damit aber noch nicht genug, diese Bestien haben auch noch gegen Sanitätspersonal, das ihnen helfen wollte, geschossen, den Ärzten ins Gesicht oder in die Hände gebissen, und alle nur undenklichen Greueltaten verübt. Furchtbar war ihre Bestialität gegen Weiber; und wo diese nicht zu haben waren, da begingen sie untereinander widernatürliche Unzucht. Als nach dem Sturz von Sedan zahlreiche entwaffnete Turcos über die belgische Grenze geflohen waren, stellten sie dort den belgischen Landmädchen in so schamloser und gewalttätiger Weise nach, daß schließlich nichts übrig blieb, als diese wilden Horden in die Citadelle von Antwerpen zu sperren. Frankreich hat sich wirklich unvergängliche Kulturverdienste erworben, daß es diese Halbtiere nach Europa brachte, um sie ein Kulturvolk schänden zu lassen; denn die Absicht war doch die,

daß dieses Gesindel sich über Deutschland herstürzen und vernichten sollte, was ihm erreichbar war.

Es ist, wie gesagt, ein jammervolles Bild, das uns in diesen wilden Scharen entgegentritt und doch so viel Lehrreiches enthält, daß es ein volles Kapitel orientalischen Lebens ausfüllen kann. Gerade diese tierische Leidenschaft zeigt uns echt orientalisches Liebesleben, wenigstens doch ein vollwertiges Stück davon, und liefert zugleich den strikten und unanfechtbaren Beweis dafür, daß es übel angebracht wäre, wollten wir solche Naturen in unsere Sittlichkeits- und Moralanschauungen fesseln. Geht dies aber beim besten Willen nicht, so sollen wir uns auch hüten, das orientalische Haremsleben lediglich vom Standpunkte unserer Bierphilistermoral betrachten zu wollen. Wer seine Augen nicht gewaltsam verschließen will, der kann den Unterschied zwischen Morgen und Abend unmöglich übersehen.

In den letzten Marokkowirren hat sich auch für das Liebesleben ein eigenartiges Bild entrollt. Der siegende Beherrscher der marokkanischen Gläubigen nahm dem Besiegten nicht allein Macht und Land, sondern kaufte ihm auch seinen Harem ab; er wurde dadurch der rechtmäßige Gatte aller der Frauen, die bisher Gattinnen seines weniger glücklichen Rivalen gewesen waren. Die Frauen wurden nicht gefragt, ob das Band der Liebe, das sie an ihren bisherigen Gebieter gefesselt hatte, jäh zerrissen werden dürfe; es wurde einfach an den neuen Besitzer geknüpft und wird nun vielleicht noch besser halten. Es soll ein besonders schöner und reichhaltiger Harem sein, und ich bin nicht darüber unterrichtet, ob die Damen sich

nicht etwa unter dem jetzigen Herrn noch wohler fühlen als unter dem früheren.

In der Türkei, wo so viele Reformbestrebungen sich geltend machen resp. von auswärts geltend gemacht werden, ist auch eine Reform des Haremswesens angebahnt worden. Es wird den Haremsdamen deshalb aus dem Abendlande viel Sympathie entgegengebracht, und man feiert sie gern als Heldinnen. Kenner der Verhältnisse allerdings sind der Ansicht, daß den Haremsgattinnen dadurch ein Loblied gesungen werde, auf das sie nur im allerbescheidensten Maße Anspruch erheben dürften, denn die welterschütternde Haremsbewegung gehe in Wirklichkeit von den Gefeierten überhaupt nicht aus; sie sei nicht aus den Harems hervorgegangen, sondern komme von außen, und es stehe nicht einmal fest, ob den trägen Haremsfrauen mit der Bewegung ein großer Gefallen getan werde. Für die türkischen Verhältnisse selbst lasse sich noch keineswegs sagen, daß eine wesentliche Besserung erzielt werden müsse, wenn der Sturm auf die durch lange Gewohnheit geheiligten Harems-Einrichtungen einen praktischen Erfolg aufzuweisen haben würde. Was übrigens in Konstantinopel geschieht, das ist doch keineswegs für den Orient als solchen entscheidend. In anderen Ländern besteht schon längst eine ziemliche Freiheit der Frau, neben dem Haremswesen, die fast europäisch gestaltete Einzelehe neben der Vielweiberei.

Persien ist in dieser Richtung typisch. Der vornehme Mann unterhält dort sein Zanana oder Enderen, ein Frauenhaus, das fast dem Harem gleicht, den Frauen aber doch eine größere Freiheit gestattet und

dem Manne viel mehr Schranken auferlegt, so daß letzterer fast mehr der Beherrschte ist, als die Frauen es sind. Besuche im Zanana sind gestattet, und während in der Türkei die Frau gefangen ist, macht sie in Persien Besuche. Dem Manne ist es nicht einmal gestattet, unangemeldet das Frauenhaus zu betreten. Dagegen steht es den Frauen frei, ihre Eltern und die weiblichen Verwandten zu besuchen, ja selbst mehrere Tage dort zu verweilen, ohne daß sie es nötig hätten, den Mann erst deswegen zu befragen oder ihm überhaupt einen solchen Besuch mitzuteilen. Männlicher Verkehr ist den Frauen allerdings untersagt, und sie haben nicht das Recht, sich unverschleiert vor Fremden sehen zu lassen. Das Leben im Zanana gleicht auch sonst dem Haremsleben sehr wenig, die Frauen sind keineswegs zu einem Leben untätiger Trägheit verurteilt, sondern sie übernehmen den Haushalt und greifen auch tätig mit ein, sind auch meist vorzügliche Köchinnen, die sogar das Konditorhandwerk ganz trefflich verstehen. Ebenso ist ihnen die Erziehung der Kinder überlassen, für deren Wohl sie auch nach der eigentlichen Erziehung insofern tätig sind, als sie in der Regel deren Heiraten arrangieren und die zukünftigen Lebensgefährten bestimmen.

Bei den niederen Ständen gilt fast ausschließlich die Einzelehe, und die Frau wird dann durch ihre Heirat faktisch Genossin des Mannes, erfreut sich auch einer fast unbegrenzten Freiheit. Sie bleibt auch in der Öffentlichkeit unverschleiert und darf ohne Scheu mit fremden Männern sprechen. Es ist nicht bekannt, daß die Frauen diese Freiheiten besonders mißbrauchen.

Eine Sekte, die den Frauen absolute Freiheit verschaffen wollte, die sogenannten Babi, ist den furchtbarsten Verfolgungen ausgesetzt gewesen und nahezu ausgerottet worden. Diese Sekte wurde von Ali Mohammed, einem Kaufmann, gegründet. Dieser sonderbare Heilige bezeichnete sich selbst als Bab, d. h. die Pforte, er meinte, daß er die Pforte der Erkenntnis sei, und es dauerte gar nicht lange, bis er seinen Anhängern, die ihn als die Inkarnation Gottes feierten, erklärte, daß er sogar der Mittelpunkt der Welt sei. Die vollste Gleichberechtigung der Frauen war bei den Babis Prinzip und trat auch dadurch in die Erscheinung, daß eine Frau der Hauptapostel dieses Gottmenschen war. Nicht aber wegen der Stellung, die den Frauen bei der Sekte gegeben wurde, verfolgte man die Gläubigen, sondern deshalb, weil sie auch politisch eine Rolle spielen wollten, die dem Staate schwere Gefahren brachte. Mit echt persischer Grausamkeit fiel man über die Sektierer her, die sich aber durch die Ermordung des Schahs rächten und damit bewiesen, daß sie mindestens nicht die Religion der Duldung und Demut lehrten.

Fast bei allen orientalischen Völkern finden wir die Polygamie; aber niemals ist sie allgemein, d. h. von allen Mitgliedern eines Volksstammes geübt. Das würde auch aus sehr zwingenden Gründen nicht durchführbar sein. Der Koran gestattet jedem Gläubigen vier legitime Gattinnen und erlaubt ihm Beischläferinnen ohne Beschränkung. Wollte von dieser religiösen Erlaubnis jeder den vollen Gebrauch machen, so müßte vor allen Dingen schon ein ungeheurer Überschuß von Weibern vorhanden sein, d. h. es müßte,

selbst wenn sich jeder nur auf die erlaubte Anzahl legitimer Gattinnen beschränken wollte, mindestens viermal soviel Weiber als Männer geben. Das ist aber keineswegs der Fall, also ist schon rein rechnerisch der Beweis zu führen, daß es eine allgemeine Vielweiberei nicht geben kann. Nun ist aber auch der Kostenpunkt nicht zu übersehen. Weiber kosten viel Geld, nicht bloß den, der die Liebe mit Geld erkaufen will, sondern erst recht den, der viele Gattinnen hat, noch dazu, wenn er sie als Haremsdamen erhalten will, denn diese machen besonders hohe Ansprüche an die Kasse, vermehren aber in keiner Weise die Einkünfte, wie dies im Abendlande die Frauen oft tun müssen. Fast überall im Orient findet sich große Armut, die aus den abscheulich verlotterten sozialen Verhältnissen resultiert. In China sind ca. $^9/_{10}$ der Einwohner nicht imstande, die Kinder auch nur einer Frau zu ernähren, wieviel weniger können sie daran denken, die zwar gesetzlich gestattete, aber materiell unmögliche Polygamie zu treiben. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Indern.

Noch eine andere absonderliche Art der Gruppenehe findet sich im Orient; es ist die sogenannte Polyandrie, d. h. die Ehe einer Frau mit mehreren Männern. Diese Eheform besteht noch vielfach auf Ceylon; sie kommt aber auch im Nelgirigebirge in Vorderindien vor bei dem dort hausenden Stamme des Tudas und im Himalaya bei den Sikhs. In der Regel sind die Männer Brüder, und das macht nach unseren Begriffen diese Eheart sicherlich noch weniger sympathisch. Die Kinder, die solchen Ehen entstammen, wissen niemals, welcher von den Gatten ihrer Mutter

ihr Vater ist; sie nennen deshalb alle Väter und sprechen von dem älteren oder jüngeren Vater. Man kann für diese Art der Ehe schwerlich ein Moment geltend machen, das geeignet wäre, sie annehmbar oder auch nur erklärlich zu finden, jedenfalls ist sie ganz abscheulich und widersinnig. Wenn man bei der Vielweiberei doch immer noch Gründe, die für ihre Anwendung sprechen, finden kann, so sind diese Gründe zugleich Momente gegen die Polyandrie. Hat ein Mann mehrere Frauen, so ist es durchaus möglich, daß die Bevölkerung aus diesem Verhältnis eine stärkere Vermehrung erfährt als aus den Einzelehen, denn jede Frau kann dem einen Gatten Nachkommen bescheeren. Ebenso ist die Möglichkeit, daß alle Frauen den natürlichen Zweck der Mutterschaft erfüllen, bei der Vielweiberei gegeben. Wir haben ja schon gesehen, daß der faktische Überschuß an Frauen, den man fast überall findet, noch bei weitem nicht ausreicht, um jedem Manne die Vielweiberei zu gestatten; es ist aber eine „Versorgung“ aller vorhandenen Frauen schon möglich, wenn nur ein Teil der Männer in Polygamie lebt. Das alles sind Gründe, die sehr wohl und gewiß nicht ohne Berechtigung für die Vielweiberei geltend gemacht werden können. Sie alle sprechen aber direkt gegen die Polyandrie, für die nur der eine Umstand geltend gemacht werden könnte, daß bei großer Armut der Bevölkerung der Einzelne nicht in der Lage sei, eine Frau zu erhalten, daß deshalb mehrere Männer die Kosten eines Hausstandes tragen müßten, daß auch der Einzelne nicht auf die Freuden und Wohltaten des Familienlebens verzichten wolle. Allein, das ist, bei Lichte besehen, auch noch

kein stichhaltiger Grund. Die Häuslichkeit zwischen mehreren Männern und einer Frau läßt sich schwerlich als den Gipfelpunkt gemütlicher Behaglichkeit denken. Entweder wurde die Frau lediglich als Instrumentum pollutionis betrachtet, wobei ihre Rolle erheblich niedriger war als selbst bei der Vielweiberei, oder aber es hätte eine Neigung zu der Frau auf Seiten aller ihrer Männer bestehen müssen. Im letzteren Falle wäre das Verhältnis kaum idealer gewesen und hätte doch mindestens gegen die Natur verstoßen, denn in eines jeden Menschen Brust schlummert neben der Neigung doch auch der Wunsch, die geliebte Person für sich allein zu besitzen. Daß in der Liebe geteilte Freude doppelte sei, wird man schwerlich behaupten dürfen, mindestens nicht in dem Sinne, daß verschiedene Männer sich in dieselbe Frau teilen sollen. Es kann deshalb auch in solchen Gruppenehen nicht allzu friedlich zugegangen sein. Wer eben nicht die Mittel hat, eine Frau zu ernähren, der wird besser tun, auf die Ehe zu verzichten, als daß er etwa gar mit anderen sich in die Kosten des Verfahrens teilt, damit zugleich aber auch in die Frau. Eine Liebe ohne Ehe wird jedenfalls den Durchschnittsmenschen viel eher zusagen. Freilich kennt der Orient nicht überall unsere Bedenken.

Wenn man nun erwägt, daß selbst die Ehe im Orient so außerordentlich vielgestaltig auftritt — daß ein Teil der Buddhisten auch noch für Cölibat sich begeistert, sei nebenbei bemerkt, — so wird man schon daraus entnehmen müssen, daß das Liebesleben im Orient auf keinen Fall so einfach zu schildern ist wie das des Abendlandes, das ja auch schon kaleidoskopisch

genug aussieht, aber doch immerhin offiziell nur die Form der Liebe kennt, die in der Ehe gipfelt, und zwar nur in einer einzigen Form der Ehe, der Monogamie. Wenn sich nun auch das Liebesleben an sich nicht nach den Sittenanschauungen einzelner Völker richtet, sondern überall dem gleichen Naturtrieb entspringt, der unabhängig von Menschendogmen in der ganzen Welt als Instinkt zu finden ist, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß dieser Trieb sich doch mehr oder weniger in bestimmte Bahnen lenken läßt, und daß seine Erscheinungsformen stark durch die Sittenanschauungen beeinflußt werden.

Das Liebesleben im orientalischen Altertum.

Bei allen orientalischen Völkern des Altertums finden wir eine größere Leidenschaftlichkeit und Wildheit, als wir sie im Abendland gewohnt sind. Die Lüsternheit, die ja in der Regel mit Grausamkeit und Blutdurst gepaart ist, nimmt in der alten Geschichte einen breiten Rahmen ein, und das, was wir heutigen Tages als Strafrechtspflege bezeichnen, wurde überall durch eine maßlose Willkür ersetzt, vor der das Leben des Einzelnen nicht mehr Wert hatte als ein Lufthauch. Geschichtliche Beispiele, durch die diese Tatsache bestätigt wird, sind in großer Menge bekannt. Wenn ein Despot seine Schießwaffen einfach dadurch erprobte, daß er auf den ersten, besten seiner Untertanen anlegte und ihn ohne Besinnen über den Haufen schoß, so läßt diese „harmlose" Zerstreuung wohl darauf schließen, was die zu erwarten hatten, die durch irgend eine Tat, mag sie auch nur dadurch zu einer Missetat geworden sein, daß sie die augenblickliche Mißstimmung eines Gewaltigen erregte, zu „Schandtätern" geworden waren.

Der Hang zu unmenschlicher Grausamkeit zeigte sich auch in der Auswahl der Hinrichtungsmethoden, die auf eine ebenso reiche Erfindungsgabe wie Grausamkeit schließen lassen. So hatte der Tyrann Phalaris zu Agrigent den Ruf besonderer Bosheit, und ein erfinderischer Kopf, Perillus, glaubte, sich der besonderen Gunst dieser menschlichen Bestie leicht dadurch versichern zu können, daß er ein sehr sinnreich konstruiertes Werkzeug schuf, durch welches den Verurteilten die schwerste Marter zugefügt, dem Tyrannen aber zugleich ein eigenartiger Spaß bereitet werden konnte. Er baute aus Erz einen Ochsen, der hohl war, und in den Menschen eingeschlossen werden konnten. Es war aber eine so seltsame Akkustik angewendet worden, daß ein Ton, der im Innern dieses Apparates entstand, ungeheuer verstärkt außen gehört wurde. Brüllte im Innern des Ochsen ein Mensch, so hörte man draußen das laute Gebrüll eines Ochsen so täuschend, daß es ein „wahres Vergnügen" war, diese akkustische Täuschung zu genießen. Der Apparat brachte es nun aber ganz von selbst mit sich, daß bei seiner Anwendung im Innern gebrüllt werden mußte, denn er hatte den Zweck, die in ihm Eingeschlossenen langsam zu braten, da durch eine Heizeinrichtung das Erz erhitzt und allmählich zum Glühen gebracht wurde.

Als Herr Perillus seinem gnädigen Herrn und Gebieter diese Erfindung als Geschenk anbot, war Phalaris in der Tat hocherfreut und so gnädig gestimmt, daß er dem Erfinder „erlaubte", selbst zu zeigen, ob das Werk alles das wirklich erfüllte, was von ihm versprochen wurde, d. h. Perillus mußte sich

als Erster in seiner Maschine braten lassen und merkte zu spät, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen sei. Jedenfalls hatte er seine Sache vorzüglich gemacht, denn der Ochse brüllte wirklich ganz ausgezeichnet, so daß Phalaris sich oft das kleine Vergnügen gönnte, den trefflichen Effekt zu genießen. So oft ihm dazu die Lust ankam, ließ er irgend einen seiner treuen Untertanen am Kragen nehmen und schmoren; wozu waren denn die Leute da, wenn sie sich nicht eine ganz besondere Ehre daraus machen wollten, ihren Gebieter zu belustigen? Für den braven Perillus war das Schicksal, geschmort zu werden, sicherlich wohl verdienter als für die meisten anderen Opfer, denn die gemeine Gesinnung, die er bewiesen, indem er eine so abscheuliche Maschine zur Qual seiner Mitmenschen schuf, lediglich um dadurch die Gunst eines Scheusals für sich selbst zu gewinnen, hatte eigentlich einen solchen Lohn noch am ehesten verdient. Übrigens soll auch dem grausamen Phalaris die Geschichte übel eingetränkt worden sein, denn die Überlieferung erzählt, daß er schließlich selbst durch die Heftigkeit seines Schmerzgebrülls andere belustigt habe; er soll ebenfalls in der berüchtigten Maschine ein Ende mit Schrecken genommen haben.

Daß sich an den ehernen Ochsen der Aberglaube liebevoll rankte, ist nur ein Beweis dafür, daß die Erfindung überall Beachtung fand. So wurde erzählt, daß verschiedenen Personen, die dem furchtbaren Tode geweiht worden waren, die sonst so verderbliche Prozedur auch nicht das Mindeste geschadet habe. Gallonius berichtet allen Ernstes, daß wiederholt Personen in dem Ochsen geschmachtet hätten, die,

nachdem das Feuer gelöscht worden, ohne den geringsten Schaden aus diesem Schmorofen herausgezogen worden seien. Man habe also dasselbe erlebt wie bei den drei Männern im feurigen Ofen, von denen die Bibel berichtet. Gerade dieser Hinweis auf die Bibel macht freilich diese Erzählung nicht wahrscheinlicher, denn offenbar hat Herr Gallonius seine Wundermähr aus der Bibel geschöpft und die biblische Erzählung einfach auf den Ochsen des unglücklichen Erfinders Perillus übertragen.

Dem mag nun aber sein, wie ihm wolle, — die grausame Erfindung ist jedenfalls historisch, und wenn sie wirklich einmal versagt haben sollte, so ist dieser Umstand auch noch nicht geeignet, die unerhörte Grausamkeit in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Nun ist das alte Agrigent zwar das heutige Girgenti an der Südküste Siziliens, und man könnte ja vielleicht den Einwurf machen, daß Agrigent doch eigentlich nicht die Sitten und Bräuche des Orients beweise. Aber es darf nicht übersehen werden, daß es eine dorische Kolonie war, die etwa 580 v. Chr. gegründet und etwa 5 Lustren nach der Gründung von Phalaris beherrscht wurde, der 16 Jahre lang dort in seiner sichern Burg mit furchtbarer Grausamkeit die Stadt beherrscht, sie allerdings auch zu einem der mächtigsten Plätze gemacht haben soll. Es ist eben echt orientalischer Geist, der in Phalaris lebte und wirkte. Agrigent hatte zur Zeit der Carthagerkriege 2—300 000 Einwohner, und der Stier soll von den Carthagern geraubt und in die ferne Heimat gebracht worden sein, von wo er 146 von Scipio nach der Zerstörung Carthagos den Agrigentinern zurückge-

bracht wurde; jedenfalls hat er auch die Carthager ergötzt gehabt, d. h. nur die, die nicht selbst in ihm ein Ende fanden.

Wenn man sich weiter nach Osten wendet und prüft, ob dort ebenfalls eine ganz ungewöhnliche Grausamkeit herrschte, so wird man dies ohne weiteres bestätigt finden, ja bis auf den heutigen Tag ist dieser schlimme Charakterzug der Orientalen noch unverwischt, wenn es auch nicht mehr so entsetzliche Marter-Instrumente gibt, wie sie das Altertum kannte und mit besonderer Vorliebe anwendete. Geradezu verrufen waren die Tötungsarten der Perser. Wir finden dort eine Todesmarter, die stark an den ehernen Ochsen erinnert, in ihrer Wirkung fast gleichartig ist, wenn sie auch keine so raffinierte Erfindung darstellt. Es war diese ein hoher eiserner Ofen, an dem eiserne Ringe angeschmiedet waren, in die man Hände und Füße der Opfer schloß, so daß diese mit der ganzen Vorderseite ihres Körpers an den Ofen gefesselt waren. Dann heizte man den Ofen bis zur Glühhitze und erreichte damit, daß die Unglücklichen, die völlig entkleidet waren, allmählich erwärmt und nach und nach völlig verbrannt wurden. Der Effekt, daß das Geschrei der Unglücklichen wie das Brüllen eines wütenden Stieres klang, war dabei allerdings nicht zu erzielen, aber dafür hatten die Herrscher, die der Hinrichtung auf ihrem Thronsessel in aller Gemütsruhe zusahen, das besondere Vergnügen, sich an den Qualen ihrer Opfer weiden zu können.

Ich will mich hier nicht darauf einlassen, die furchtbaren Todesstrafen, die im Orient schon verhängt wurden, wenn ein Mensch das Unglück hatte,

dem einmal übelgelaunten Herrscher in den Weg zu laufen, eingehender zu besprechen; ich möchte aber daran erinnern, daß auch die entsetzliche Marter der Kreuzigung echt orientalischen Ursprungs ist. Meder, Perser und Babylonier hielten diese Todesmarter für die beliebteste Hinrichtungsmethode und wendeten sie nicht selten in einem Umfange an, den man einfach nicht für möglich halten könnte, wenn er nicht historisch erwiesen wäre. Darius ließ, als das alte Babylon sich gegen ihn längere Zeit energisch verteidigt und seinem Heere arge Verluste bereitet hatte, nach der Eroberung der Stadt etwa 3000 der vornehmsten Feinde kreuzigen, und Alexander der Große eiferte ihm hierin nach. Er liebte es nicht, daß sich seinen Eroberungszügen jemand widersetzte, und hielt deshalb die energische Verteidigung der von ihm Angegriffenen für ein besonders todeswürdiges Verbrechen. Die Höhe der Gesinnung, die sich darin zeigt, daß ein Feldherr den Heldenmut auch beim überwundenen Feinde achtet, war den grausamen Völkern des Orients überhaupt fremd. Als Alexander bei der Belagerung von Tyros durch die heldenhafte Verteidigung der Einwohner 6 Monate lang aufgehalten war, steigerte er die Wut des Angriffs bis zur Raserei. Immer neue Scharen seines gewaltigen Heeres trieb er gegen die Stadt, die schließlich einer Insel in einem ungeheuren Blutmeere glich. Erst als über 6000 der Belagerten gefallen waren, konnte Alexander die Stadt erobern. Er ließ dann, da er ein besonderes Exempel statuieren und seine Feinde vor ähnlichem „Übermut“ warnen wollte, 2000 der Besiegten kreuzigen, und um diese Greuel noch furchtbarer erscheinen zu lassen, befahl

er, daß die Kreuze auf weite Gebiete verteilt werden sollten, so daß überall die grausam Hingerichteten gesehen werden mußten.

Es ist nun ein oft und mit vollstem Rechte betontes Faktum, daß gerade die sexuelle Wollust den Hang zur Grausamkeit am meisten steigert. Bei Alexander dem Großen ist die Wechselwirkung schon deshalb nicht widerlegt, weil von ihm genügend bekannt ist, daß er bei den Weibern ebenso große Siege erfochten hat wie gegen seine Feinde. Vor allen Dingen ist aber die Tatsache, daß die verweichlichtesten Wüstlinge stets zugleich die grausamsten Tyrannen waren, nicht zu übersehen; sie kann kaum dem Uneingeweihten entgehen, und für die Psychologen ist sie weder neu noch unerklärlich, sie bestätigt ihm nur durch eine Reihe praktischer Beispiele den Schluß, zu dem er auch auf rein theoretischem Wege gelangen kann. Die Cäsaren von Nero, Heliogabalus usw. an, sind ebenso als Wüstlinge wie als grausame Bestien bekannt. Die meisten von ihnen waren Wüstlinge, die sexuell so übersättigt waren, daß sie nicht bloß mit Weibern ein Schandleben führten, sondern sich auch, wie man heutigen Tages sagt, homosexuell betätigten. Sie sind als Knabenschänder bekannt, und so wie es in ihrem Liebesleben keine Abscheulichkeit gab, der sie sich nicht mit Leidenschaft zugeneigt hätten, so war auch keine Grausamkeit abscheulich genug, um sie voll zu befriedigen. Gerade die Leidenschaft und Unersättlichkeit, das unstillbare Verlangen nach immer stärkeren und immer neuen Nervenkitzeln, das ist es ja, was dem Psychologen den Zusammenhang zwischen

sexuellen und bestialischen Exzessen zeigt und ihn beide Abscheulichkeiten geradezu als aus einer Quelle fließend erkennen läßt.

Noch klarer ist der Zusammenhang zwischen Wollust und Grausamkeit im Liebesleben der alten Griechen zu erkennen. Eine gesunde Erotik, wie sie das griechische Altertum kannte, und wie sie ja naturgemäß auch aus der griechischen Mythologie zu uns spricht, kennt den Grad der Perversität, bei dem die unnatürliche Grausamkeit ausgelöst wird, noch nicht. Eine robuste Erotik, selbst wenn sie dem sexuellen Moment einen breiten Rahmen und einen größeren Einfluß gewährt, als dies nach unseren Moralanschauungen zulässig erscheint, ist noch durchaus nicht krankhaft, sondern im Gegenteil in der Regel ein Zeichen überschäumender Kraft und Gesundheit, ein Ausfluß heiterer, sorgloser Lebensauffassung. Selbstverständlich kann man aber von einer gesunden Erotik nur solange reden, wie noch keine Übersättigung eingetreten ist, durch die der Liebesdrang in Bahnen gelenkt wird, die nicht mehr normal und natürlich sind, sondern gerade durch ihre Unnatur neue Reize schaffen sollen. Dieser Zustand war eingetreten, als Sodomie und Päderastie bei den Griechen ihren Siegeszug hielten. Sofort finden wir aber auch eine Neigung zu Grausamkeiten, die dem heitern Volke der Griechen ursprünglich völlig fremd gewesen war. Es wurde ein beliebter Sport, die Sklaven wegen geringer Vergehen, oft auch nur wegen angeblicher Verfehlungen, die nur behauptet wurden, um einen Vorwand zur Folter zu liefern, zu torquieren. Man führte die sogenannte Privatfolter ein, d. h. es wurde

dem Herrn gestattet, ganz nach Belieben die Folter an seinen Sklaven vorzunehmen. Ich habe das einen Sport genannt, und es verdient diesen Namen auch vollkommen, denn die Folter diente nicht etwa der Gerechtigkeit, deren Namen höchstens dadurch schwer mißbraucht werden konnte, daß man sich auf sie berief; — nein, man schuf sich ein Vergnügen, das einen ganz besonderen Sinnenkitzel gewährte. Man lud zu solchen Foltern Freunde und Bekannte ein, und die ganze Gesellschaft geriet beim Anblick des vor Schmerzen zuckenden Körpers, beim Niederrieseln des frischen, warmen Blutes in wollüstige Ekstase. Ja, es darf wohl gesagt werden, daß ein solcher Anblick die sexuelle entnervte Gesellschaft viel mehr erregte und bei ihnen eine viel intensivere Wollust auslöste als jede direkte sexuelle Betätigung. Es ist dies dieselbe Erscheinung, die uns beim Sadismus entgegentritt, und die schließlich auch, wenigstens in der Negation, der Masochismus trägt. Man darf doch aber bei Leibe nicht etwa behaupten wollen, daß diese beiden Modezustände, wenn man so sagen darf, Beweise für besondere Gesundheit wären; sie können vielmehr nur gedeihen auf einem durch ständige Überreizung erkrankten Nervenszstem. Man soll doch gesunde Erotik nie mit sexueller Übersättigung verwechseln.

Es ist aber die Sodomie keineswegs etwa ein Charakteristikum der Griechen gewesen, sondern sie war im Orient erst recht verbreitet und wird doch selbst in der Bibel recht getreu und ausführlich geschildert, nicht etwa bloß soweit, wie sie im mosaischen Rechte verboten ist, sondern noch viel präziser in der Geschichte von Sodom im 1. Mose 19, 5 ff.

und schlimmer noch in der Geschichte der Benjaminiter, Richter 19, 22 ff., wo die Männer des Stammes Benjamin zunächst den Mann zur Befriedigung ihrer bösen Lüste verlangen, dann dessen Kebsweib, das ihnen als Ersatz gegeben wurde, zu Tode brachten. „Die erkannten sie und trieben ihren Mutwillen an ihr die ganze Nacht bis an den Morgen; und da die Morgenröte anbrach, ließen sie sie gehen.“ Es liegt gerade in dieser Geschichte eine ganze Kulturlehre des orientalischen Altertums. Zunächst ist es auffallend, daß die Bewohner einer ganzen Stadt den fremden Gast für ihre Lust verlangen. Das wird zwar als etwas Unerhörtes bezeichnet, scheint aber nur in den Augen des bedrohten Leviten und seines Gastgebers, der ebenfalls nicht zum Stamme Benjamin gehörte, so unerhört, in den Augen der Benjaminiter dagegen etwas ganz Selbstverständliches gewesen zu sein. Dagegen ist wieder etwas, das für alle heutigen Menschen etwas Furchtbares und Entsetzliches war, offenbar für den Leviten und dessen Gastgeber einfach völlig selbstverständlich erschienen. Sie opfern beide ohne jedes Bedenken das Weib des Leviten, überlassen es den viehischen Gelüsten des Stammes und kümmern sich um die Angelegenheit überhaupt nicht mehr bis zum andern Morgen. Dabei hatte aber der Levit erst eine weite Reise gemacht, um sich dieses Weib wieder zu verschaffen. Die Geschichte erinnert allzu lebhaft an die List der von Wölfen Überfallenen, die den hungrigen Bestien ein Pferd opfern, damit sie selbst, während die Raubtiere den ersten Hunger an dem Opfer stillen, entkommen können. Das mag eine kluge Rettung sein; wer aber sein Weib der

Lüsternheit der Menge opfert, um selbst deren sodomitischem Hunger zu entgehen, der wird wohl mit vollstem Rechte erheblich weniger anerkennend zu beurteilen sein. Das ist hier aber weniger der Erwägung wert; die Hauptsache ist der Nachweis einer stark entwickelten Sodomie auch bei den Benjaminitern zu alttestamentlichen Zeiten, ebenfalls ein Beitrag zur Geschichte des orientalischen Liebeslebens im Altertum. Es soll vorgekommen sein, daß sogar regelrechte Ehen zwischen Personen gleichen Geschlechts eingegangen wurden; eine Tatsache, die keineswegs für eine besondere seelische Veranlagung spricht, sondern lediglich beweist, daß das Laster, dem kein energischer Damm gesetzt wird, sich bis ins Ungeheuerliche auszuwachsen pflegt.

Auch im Altertum ist die Notwendigkeit, das Laster durch schwere Strafen auszurotten, erkannt worden, mindestens immer dann, wenn sich die Schäden der um sich greifenden Unnatur mehr und mehr fühlbar machten. So findet sich bei Döpler folgende Stelle: „Pausanias, ein schöner Jüngling ward an des Königs Philippi in Macedonien Hoff wieder seinen Willen von Attalo zur Sodomiterey einsten mißbrauchet. Als er es nun dem König klagte, und umb Bestrafung bath, auch solches offt wiederholete, aber ausgelachet, und Attalus immer größer und größer bey Hoff wurde, ergrimmete Pausanias und erstach Philippum, als er ihn einsten allein antraff, daß er nicht Justitiam administrieren wolte. Pausanias ward zwar ergriffen und stranguliret, die Königliche Wittbe Olympia aber ließ ihm eine güldene Kron aufsetzen, und mit großem Pomp begraben.“

Der gekrönte Königsmörder hat zwar nur sein eigenes Interesse vertreten, als er den König für die verweigerte Gerechtigkeit so energisch strafte; aber die Geschichte ist doch sehr lehrreich. Schon daraus, daß der schöne Jüngling Pausanias eine Bestrafung des Attalus verlangte, ergibt sich zwanglos, daß dessen Treiben strafwürdig erscheinen mußte, denn wäre sein Tun allgemein als einwandfrei betrachtet worden, so hätte auch Pausanias nicht auf den Gedanken verfallen können, daß er eine Strafe verlangen dürfe, da man eine solche doch nur für etwas Strafbares und keineswegs für etwas durchaus Erlaubtes beanspruchen darf. Daß nun der König nicht strafte, sondern den Ankläger einfach auslachte, das zeigt weiter nichts, als daß er das Recht äußerst willkürlich anwendete und seinen Günstling schützte. Dafür wendete dann Pausanias eine Radikalkur an, die zwar den König, später aber auch ihn selbst vernichtete. Nun hat die Königin den Mörder ihres Mannes gekrönt, ein Zeichen, daß sie die Gerechtigkeit weit höher schätzte, als der ermordete König. Zwar konnte sie, wieder aus Hang zur Gerechtigkeit, den Königsmörder nicht vor der Todesstrafe schützen; daß sie ihn aber krönte und krönen durfte, das läßt sicherlich darauf schließen, daß auch andere das Verlangen des Pausanias nach einer Sühne für durchaus berechtigt hielten.

Sittliche Verwahrlosung wird niemals das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit im Menschenherzen stärken, deshalb werden entsittlichte Könige auch niemals gerecht regieren, sondern die Grausamkeit, die eine Folge ihrer unstillbaren Lüsternheit ist, auch stets mit großer Willkür anwenden. Das ist wieder eine

Erklärung für die entsetzliche Tyrannei orientalischer Herrscher.

Ausnahmen hat es aber auch da gegeben, und die alte Geschichte des Orients weist auch Züge des Liebeslebens auf, die so sinnig und zart anmuten, wie der Frühlingstraum eines deutschen Gemüts. Ich will mich hier auf die Geschichte der Stratonike beschränken, die allerdings in ihrem ganzen Verlauf absolut nicht deutsch sondern echt orientalisch ist.

Seleukos I., dem die Geschichte den Ehrennamen „Nikator" beigelegt hat, was so viel heißt wie der Siegreiche, beherrschte etwa 300 Jahre vor Chr. das gewaltige Syrische Reich. Seleukos hat gelebt und geliebt, wie dies damals bei den Großen des Orients Sitte war. Noch im Alter von 60 Jahren führte er die jugendliche Tochter seines Verbündeten Demetrius Poliorketes, die schöne Stratonike als Gattin heim. Da diese für den Lebensherbst des Greises viel weniger paßte als für einen Jüngling, und da Seleukos einen erwachsenen Sohn Antiochus besaß, der noch nicht das Glück der Ehe gekostet hatte, war es schließlich gerade kein Wunder, daß Antiochus der Meinung war, Stratonike sei als Gattin unendlich begehrenswerter denn als Stiefmutter. Antiochus verliebte sich sterblich aber hoffnungslos in die schöne Stratonike, die ihm zwar mit aller Freundlichkeit begegnete, aber selbst nicht auf den Gedanken verfiel, daß ihr Stiefsohn ihr eine andere Neigung entgegenbringen könne als das Gefühl liebevoller Verwandtenneigung. Antiochus wußte sehr wohl, daß seine Neigung völlig aussichtslos war, und es ging ihm so ähnlich wie den Männern vom Stamme Asra, welche sterben, wenn sie lieben. An-

tiochus siechte auch wirklich an seiner hoffnungslosen Liebe dahin und wurde so leidend, daß sein Vater bange Sorgen seinetwegen fühlte.

Der alte Seleukos liebte seinen Sohn, der ihm in der Regierung folgen sollte, und zerbrach sich den Kopf über die schleichende Krankheit, für die sich in der Tat keine Erklärung finden ließ. Seleukos wendete sich deshalb an seinen alten, erfahrenen Arzt Erasitratos, der den Sohn eingehend prüft und gar bald herausfindet, daß nicht ein körperliches, sondern ein seelisches Leiden bestehen müsse. Er vermutete eine heimliche Liebe, war aber keineswegs in der Lage, auch nur die mindeste Vermutung auszusprechen, wem sie gelten könne. Der alte Erasitratos, der zwar nicht den Doktortitel führte und auch nicht den Beweis dafür erbringen konnte, daß er ein erfolgreiches Universitätsstudium hinter sich und das Staatsexamen bestanden habe, der also nach heutigen „aufgeklärteren" Begriffen nur ein elender Kurpfuscher sein konnte, war in Wirklichkeit ein Arzt, wie er sein soll, also ein Mann, der nicht allein seine Wissenschaft gar trefflich beherrschte, sondern es auch verstand, seine Patienten mit Menschenkenntnis und Wohlwollen zu beobachten und sich dadurch ein klares Bild ihrer Leiden zu verschaffen. Er war viel zu klug und erfahren, als daß er den Antiochus durch eine Anspielung auf dessen heimliche Liebe hätte aushorchen wollen; er gab sich vielmehr den Anschein, als stehe er dem Leiden völlig ratlos gegenüber. Da Antiochus immer leidender in seinem Bette lag, wußte Erasitratos es zu veranlassen, daß der ganze Hofstaat, d. h. alle weiblichen Schönheiten am Hofe des Seleukos einzeln

nach einander durch das Zimmer gehen mußten. Seleukos litt gewiß nicht an Geschmacklosigkeit, und seiner Gattinnen und Huldinnen, die wohl auf das sehnende Herz eines Jünglings ihren Zauber ausüben konnten, waren nicht wenige, denn der alte Mann sorgte dafür, daß er stets jugendlichen Ersatz erhielt.

Erasitratos hielt nun, während die Schönheiten am Bette seines Patienten langsam vorüberschritten, dessen Puls und beobachtete den Kranken mit aller Schärfe. Nichts deutete aber darauf hin, daß Antiochus gegen irgend eine der Vorüberwandelnden auch nur die geringste Neigung oder Aufmerksamkeit fühle; er blieb so gleichgiltig, als würden leblose Gegenstände an ihm vorübergeführt, die noch nicht einmal durch ihren Anblick ein geringes Interesse erregen könnten. Schon gab der erfahrene Arzt die Hoffnung, einen Anhalt für die Richtigkeit seiner Diagnose zu finden, auf. Da nahte die jugendliche Stratonike. Der Kranke zuckte zusammen, sein leidendes Antlitz wurde von Purpurglut übergossen, und der Arzt fühlte die Pulse in fieberhafter Erregung schlagen. Selbst einem weniger erfahrenen Beobachter wäre wohl nicht entgangen, daß Stratonike dem Herzen des Kranken nahestehen mußte. Es war ja nun allerdings für den Arzt recht erfreulich, zu sehen, daß er sich über das Leiden des Kranken nicht getäuscht hatte; aber für den Menschenfreund war dieser Roman doch eine verteufelt dumme Geschichte, denn daß hier nicht viel zu helfen war, erschien auf den ersten Blick sicher. Wie sollte die Liebe des Sohnes zu der schönsten Gattin seines Vaters hoffnungsvoll sein?

Erasitratos war aber, wie gesagt, ein Arzt, wie

er sein soll; deshalb gab er die Hoffnung doch nicht auf, denn wo das Latein des Alltagslebens zu Ende war, da konnte doch vielleicht ein ungewöhnlich guter Gedanke retten. Der Arzt suchte den alten König auf und sagte ihm: „O Seleukos, ich kenne das Leiden deines Sohnes wohl; aber ich kann ihm leider nicht helfen!“ Das war für Seleukos eine schlimme Botschaft, und es läßt sich wohl denken, daß ein so gewaltiger Herrscher nicht einfach ergebungsvoll das tragische Schicksal, das ihm den berufenen Thronfolger rauben sollte, ertragen möchte.

Er drang in den Arzt, ihm doch das schleichende Leiden seines Sohnes zu nennen und lachte, als ihm Erasitratos sagte: „Dein Sohn ist verliebt.“ „Was“, rief er aus, „das soll eine Krankheit sein? Ich möchte das Weib sehen, das es wagte, die Werbung eines Königssohnes abzulehnen!“ „Und doch, mein König, ist die Sache hoffnungslos, denn dein Sohn liebt die Gattin eines Andern!“ „Nun,“ meinte der König, „so mag ihm der Andere die Gattin überlassen; das ist doch furchtbar einfach! Wer ist denn der Andere.“ — Der Arzt tat verlegen und meinte dann „der Andere bin ich selbst! Dein Sohn hat mir gestanden, daß er meine schönste, jüngste Gattin liebe, und daß er sterben müsse, wenn er sie nicht bekomme!“

Der König runzelte die Stirn und sagte: „Mein Sohn darf nicht sterben, das weißt du, also rette ihn!“ „O,“ erwiderte der Arzt, „das würdest du selbst für deinen Sohn nicht tun.“ Seleukos aber fuhr grimmig auf: „Das würde ich ohne Bedenken tun, ja, ich würde noch viel mehr tun; ich würde außer der Frau mein ganzes Königreich hingeben, wenn ich damit den

Sohn retten könnte!“ „Ist das ein Königswort, das du auf jeden Fall halten würdest?“ „Wagst du es, daran zu zweifeln?“ „Nun wohl, erhabener Herrscher, da du denn zu solchen Opfern mit Freuden bereit bist, so bringe sie und rette deinen Sohn, denn nicht meine Frau ist es, die er liebt, sondern deine jüngste Gattin Stratonike!“

Es hätte vielleicht einiges kulturhistorisches Interesse gehabt, wenn Erasitratos nicht nur ein trefflicher Arzt und Menschenkenner, sondern auch ein geübter Photograph gewesen wäre, der das Gesicht, das der edle Seleukos bei dieser Eröffnung zog, in einer wohlgelungenen Momentaufnahme festgehalten hätte. Da diese schöne Kunst aber leider damals selbst die klügsten Gelehrten noch nicht verstanden, müssen wir uns die Überraschung des großen Syrerkönigs schon selbst ausmalen und uns mit der geschichtlichen Tatsache begnügen, daß Seleukos sein Wort wirklich hielt. Er gab dem Sohne seine schönste Gattin und trat ihm das halbe Königreich ab. Antiochus wurde, als er dies vernahm, noch einmal purpurrot; es war diesmal vor Freude, und da offenbar auch Stratonike mit diesem Tausche außerordentlich zufrieden war, wurde Antiochus sehr schnell gesund.

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese keusche Liebe, wenn man sie durchaus so nennen will, etwas ungemein Rührendes enthält, das keineswegs etwa deutsches Gemüt verrät, sondern gerade im Orient, wo das Gemütsleben neben der starken Sinnlichkeit vorherrscht und deshalb den Orientalen so oft als unberechenbar erscheinen läßt, keineswegs selten ist. Ich möchte fast sagen, die romantische Zeit Deutsch-

lands, in der die führenden Geister stark „in Gefühl machten", so daß sich die Freunde küßten wie Pensionsfreundinnen und ständig in einem Meere von rührseligen Tränen schwammen, freilich alles ohne daß man dabei auf den modern auffrisierten Gedanken homosexueller Seelenverwandtschaft verfallen wäre, ist viel eher dem Orient abgelauscht, als daß man die Rührgeschichte orientalischen Liebeslebens auf deutsches Gemütskonto zu setzen berechtigt wäre, denn der Orient ist älter in seiner Geschichte, älter in seiner Kultur, die zum großen Teile schon versunken und halbvergessen war, als deutsche Kultur die Kinderschuhe anzog. Man gefiel sich übrigens auch in der deutschen Sturm- und Drangperiode des überschäumenden Gemütslebens darin, die orientalischen Liebeslieder und Liebeslegenden ins Deutsche zu übertragen, wie die schon angedeutete Legende von der Liebe der Männer vom Stamme der Asra, die durch Heine bei uns heimisch und dann auch musikalisch ausgebeutet wurde. Die Asra, die übrigens korrekter Banu Udsra oder Banu Odsra heißen, sind ein Araberstamm, der in Südarabien hauste und besonders durch seine schwärmerischen Liebesoden bekannt ist, wenn er auch ganz bestimmt ebenso wenig wie die übrigen Araberstämme, auf die ich noch etwas eingehender zurückkommen werde, an der Liebe seiner männlichen Mitglieder ausgestorben ist.

Der echt orientalische Charakter der Seleukos-Geschichte tritt darin zu Tage, daß einmal Seleukos noch im Alter von 60 Jahren seine Frauen um die begehrenswertesten Töchter anderer Fürsten oder auch Nichtfürsten vermehrt, daß er aber die Gattin, mit der

er die Freuden der Ehe genossen hat, einfach dem Sohne überläßt, und daß Stratonike überhaupt nicht gefragt wird, wie sie über diese sonderbare Metamorphose ihres Liebes- und Ehelebens denkt. Nach unseren Auffassungen wäre eine solche friedliche Lösung des Konflikts überhaupt nicht möglich gewesen. Don Carlos, dessen Liebesleid uns Schiller in seiner unvergänglichen Bühnendichtung schildert, befand sich ja in ähnlicher Situation wie Antiochus; aber wie wesentlich weichen die Lösungen beider Irrungen und Wirrungen voneinander ab. Abendland und Morgenland. Daß man es im Orient nicht so genau mit den Heiraten nahm, wenigstens nicht, wenn ein Herrscher als Beteiligter in Frage kam, ist ja bekannt; wir finden dafür sogar in der Bibel nicht wenige Beispiele, z. B. in der Geschichte Johannes des Täufers, die uns in der „Salome" möglichst lebenswahr auf die Opernbühne gebracht zu haben, das nicht unangefochtene Verdienst Richard Strauß' ist, in der Geschichte des Königs David und noch an anderen Stellen. Es ist bei den Völkern des Orients gar nicht so selten im Altertum vorgekommen, daß ein Weib nacheinander die Ehe mit dem Vater und dem Sohne einging. Die Ehehinderungsgründe, die wir als etwas Selbstverständliches betrachten, kannte man im orientalischen Altertume zum großen Teile nicht, und es gibt ja auch heute noch orientalische Völker, deren Ansichten in diesem Punkte sehr erheblich von den unsrigen abweichen.

Geschwisterehen waren ebenfalls keineswegs selten, sie kommen sogar in den Mythologien sehr, sehr oft vor, und die Mythologien sind ja in der

Regel die besten Spiegelbilder alter Kulturen und Moralanschauungen, weil die Völker sich die Götter genau so schufen, wie sie sie brauchten und verstanden. Besonders bei den Persern, Assyrern, Galatern und Ägyptern ist es nichts Ungewöhnliches gewesen, daß Männer ihre Schwestern, ja selbst ihre Mütter oder Töchter zur Gattin machten; diese letztere Eheart wird beispielsweise auch dem Artaxerxes nachgesagt. Selbst bei den Lacedämoniern, die doch einen ganz anderen Menschenschlag darstellten als die meisten Orientalen, war es Brauch, daß ein Mann dem andern seine Frau borgte, damit dieser für Nachkommen sorgte. Es ist das offenbar etwas ganz anderes gewesen als die Ehehelferschaft unseres alten Bauernrechts. Diese war nur dann erlaubt, wenn der eigene Mann impotent war; bei den Spartanern aber ist auch ein Austausch der Frauen vorgekommen, so daß also nicht wegen der Impotenz des einen Mannes der andere einspringen mußte, sondern es hat wohl das alte Sprichwort „Variatio delectat", den Ausschlag gegeben. Freilich mag auch eine Impotenz das Ausleihen der Frauen begründet haben. Vorgekommen sind solche Frauenaustausche auch bei den Römern und den Athenern. Herr Dr. Joh. Philipp Pfeiffer (Antiq. Graec. Lib. 4. Kap. 3, Pag. 602) behauptet, daß selbst Sokrates sich dieser Sitte angeschlossen und seine böse Xanthippe ab und zu verborgt habe. Sokrates hat in diesem Falle wirklich als Weiser gehandelt, denn die Xanthippe läßt es viel eher begreiflich erscheinen, daß der gute alte Sokrates sie gern mindestens zeitweilig los sein wollte, als daß ein Anderer wünschte, sie zu besitzen. Herr Doktor Pfeiffer führt auch an, daß Sokrates

zwei Gattinen besessen habe. Das trifft übrigens tatsächlich zu; aber der Wortlaut der Pfeifferschen Ausführungen läßt vermuten, daß er auf ein anderes Verhältnis hindeuten wollte: offenbar hat er da den alten griechischen Brauch nicht berücksichtigt, nach dem die Gattin das Haus leitete und die Kinder zur Welt brachte, während der Herr Gemahl noch außer dem Hause eine Geliebte hatte, die ihn geistig fördern sollte. Geliebte ist freilich nicht einmal der richtige Ausdruck, denn die „Freundinnen" waren in der Regel etwas anderes; im schlechten Sinne das Wort Geliebte verstanden, trifft es über das Ziel weit hinaus. Im alten Griechenland nannte man diese Damen Hetären. Das ist aber auch nur ein Ausdruck, denn Hetärie ist durchaus nicht mit Prostitution usw. äquivalent, sondern bedeutet nichts als einen Verein, ein Freundschaftsbündnis, und wenn man in der Ethnologie Hetärismus für Gruppenehe braucht, so ist das absolut nicht durch den eigentlichen Sinn des Wortes, der nichts Sexuelles darstellt, gerechtfertigt.

Hetären war wohl auch ein Kunstausdruck, mit dem man ein Verhältnis beschönigen wollte, das zwar an sich nicht als entehrend galt, doch immerhin nicht gerade der Harmlosigkeit ein Ehrenzeugnis ausstellte. Die Hetären verstanden es meisterhaft, den lebenslustigen Männern gründlich die Taschen zu leeren; aber sie unterschieden sich doch wesentlich von unseren heutigen Prostituierten, die diese Kunst nicht selten mit derselben Virtuosität betreiben, die aber doch niemals das sein werden, was die Hetäre Griechenlands war; deren Niveau noch am nächsten dem einer

Maitresse steht, wie sie an deutschen Fürstenhöfen „regierten", nur mit dem Unterschied, daß die Maitresse, wenigstens offiziell, nur einem Manne gehörte, während die Hetären viele „Freunde" besaßen, die sich in die Ehre teilten, für ihr Wohlergehen zu sorgen. Erklärlich wird die Institution des Hetärenwesens ziemlich leicht, wenn man erwägt, welche niedrige Stufe die griechische Frau in der Gesellschaft und Familie einnahm und der Bildung wegen auch nur einnehmen konnte, denn die Sitte erlaubte es einfach nicht, daß die Frau mehr hervortrat; das ist übrigens echt orientalisch.

Wenn nun ein Weib die Sitte nicht achtete, sondern sich geistig glänzend ausbildete und auch sonst über alle den Frauen gezogene Schranken kühn hinwegvoltigierte, so war es sehr einfach und selbstverständlich, daß sie den hochgebildeten, heiteren und lebenslustigen Männern viel mehr ein Magnet sein mußte, als daheim die Gattin, die das Haus versorgen und die Nachkommen zur Welt bringen mußte, im übrigen aber nur eine Null war. Die Hetären konnten in der Tat eine geistige Anregung bieten, die der sinnlich veranlagte Mensch, der trotzdem auf einer hohen Kulturstufe steht, unendlich höher schätzt als der Durchschnittsmensch für möglich hält. Bei den Griechen war der Verkehr mit den Hetären so wenig eine Schande oder auch nur bedenklich, daß die größten Philosophen offen und frei sich solchem Verkehr hingaben, und es hat Hetären gegeben, die heute noch bekannt sind, nicht dadurch, daß sie fürstliche Reichtümer erwarben, sondern hauptsächlich dadurch, daß sie dauernd die geistige Elite Griechenlands in ihre

Netze zu fesseln wußten. Das Hetärenwesen ist ein äußerst wichtiger Faktor im Liebesleben des griechischen Altertums, und des orientalischen Altertums überhaupt. Daß die Hetären nicht bloß geistige Anregung gaben, sondern daß sie nebenbei auch noch den sexuellen Begierden dienten und in letzter Beziehung unsittliche Dirnen waren, das ergibt sich aus dem ganzen Charakter der Orientalen, die ja an sich über den sexuellen Verkehr ganz andere und viel urwüchsigere, wenn man will, auch viel natürlichere Ansichten hegten.

So wurde bei vielen Völkern des Altertums, namentlich im Orient gar nichts darin gefunden, wenn die Mädchen sexuellen Verkehr suchten. Tiraquell berichtet, daß es bei den Illyriern, den Phöniziern, Thebanern und Syrakusanern usw. durchaus üblich gewesen sei, Frauen und Töchter den sexuellen Verkehr mit anderen Männern nach Herzenslust pflegen zu lassen. War das aber allgemeine Sitte, dann kann natürlich ein solcher Verkehr auch im Einzelfalle die Ehre nicht geschädigt haben, denn als entehrend und schändend kann doch immer nur das gelten, was nicht erlaubt ist und deshalb, wenn auch nicht gesetzlich, so doch wenigstens moralisch verboten ist. Wie es scheint, folgten aber nicht überall die Weiber nur ihren sinnlichen Begierden, wenn sie einen Verkehr suchten, der nach heutigen und überhaupt späteren Anschauungen als unsittlich galt, sondern sie gaben sich diesem Vergnügen aus kluger Berechnung hin, um so viel wie möglich Geld zu gewinnen.

Besonders stand die Insel Cypern in dem Rufe, daß dort die Jungfrauen um Geld stets zu haben seien,

daß diese sogar eifrigst jede Gelegenheit suchten, durch die Gestattung des sexuellen Verkehrs Geld zu erwerben. Es soll geradezu Sitte dort gewesen sein, daß die Jungfrauen „so zum heyrathen tüchtig, sich an das Ufer des Meeres verfüget und denen anlandenden Fremden ihre Jungferschaft verkaufft, und so lange Handel und Gewerbe getrieben, biss sie ein gut stück Geld zur Morgen-Gabe verdienet hatten. (Justinus lib. 18, Kap. 5.) Daher das Land der Heydnischen Hurerey Göttin Veneri gewidmet gewesen, welche auch desswegen Dea Cypria oder potens Cypri genennet worden. (Horat. lib. 1, ad. 3.) Solches ist bei den Scytikis und Corsis gleichfalls üblich gewesen. (Tiraq.)“

Es ist dies eigentlich ein Bild, das auf große Einfalt der Sitten schließen läßt. Man nahm damals das Natürliche natürlich und wußte das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Da nun in jenen Gegenden ein schwunghafter Handel getrieben wurde, der reiche Kaufleute in Massen herbeiführte, da aber andrerseits diese Kaufleute immer geneigt waren, die Gelegenheit zu einem interessanten Liebesabenteur zu benutzen, ist es fast selbstverständlich, daß die Jungfrauen keine törichten Jungfrauen waren, weil sie ganz sicher stets auf ihre Rechnung gekommen sind. Wenn nun auch die „anlandenden Fremden“ sicher eine reiche Anzahl von Mädchen vorgefunden haben, so daß sie nicht in Verlegenheit zu kommen brauchten, wenn sie außer einem guten Handelsgeschäft ein noch besseres Liebesabenteuer suchten, so werden doch die liebenden Weiber wohl auf Preise gehalten haben, einmal wollten sie ja für ihre zukünftige Ehe eine mög-

lichst große Morgengabe haben — hier ist der Begriff der Morgengabe offenbar satirisch angewendet worden —, und zweitens wußten sie recht gut, daß die Fremden in hohem Grade zahlungsfähig waren, diese besonders gute Eigenschaft der Abenteur Suchenden werden sie sich wohl zu nutze gemacht haben. Die zukünftigen Ehemänner dieser geschäftsgewandten jungen Damen müssen allerdings an die Tugend und Reinheit ihrer Gattinnen keine besonders großen Anforderungen gestellt haben, denn sie wußten doch ganz genau, auf welchem mehr praktischem als sittlichem Wege ihre Holden die Reichtümer erworben hatten; vielleicht hat ein Bräutigam auch die Ehe möglichst lange hinausgeschoben, damit der Schornstein des eigenen Haushalts desto besser rauchen konnte, wenn der schnöde Mammon in reichlicher Fülle vorhanden war. Geld riecht nicht. Im übrigen beweist diese Mitteilung nichts, als daß das Weib keine dominierende Stellung einnahm, es war gesucht und begehrt als Mittel zum Zweck, nicht aber als gleichberechtigte Persönlichkeit.

Auch da, wo das Weib den Gatten wählte, statt von ihm gewählt zu werden, ist die Stellung der Frau kaum eine bessere gewesen. Daß solche „Damenwahlen“ in verschiedenen Gegenden Sitte waren, berichtet Athenäus: „Bey den Messiliensern freieten die Jungfern um die jungen Gesellen, und wenn deren mehr waren, so auch affection zu ihnen hatten, reichten sie nach dem Essen denenjenigen, so ihnen am besten gefiehl, eine Schale voll Wasser, und dem dieses widerfuhr, war hernach der rechte Bräutigam.“ Es ist nicht nachzuprüfen, ob diese Wahl, wenn die Sache

wirklich so gehandhabt wurde, immer zur Ehe geführt hat; man wird das aber wohl kaum annehmen dürfen, denn dazu wäre die Männerwelt wohl schwerlich zu bewegen gewesen, weil ja sonst jeder ohne Widerspruch gezwungen gewesen wäre, die zu heiraten, die ihm das Wasser reichte. Ob nicht auch das Sprichwort „es kann mir jemand nicht das Wasser reichen", auf diese alte Sitte zurückgeführt werden darf? Man nimmt meist allerdings einen anderen Ursprung dieser Redensart an.

Die Bräuche, durch die der Ehestand geschlossen oder doch dessen Schließung wenigstens angebahnt wurde, sind allerdings recht verschieden und teilweise außerordentlich absurde gewesen. Da, wo die Vielweiberei herrschte, wie fast überall im Orient, ist es den Männern in der Regel nicht so wichtig gewesen, welche Holde sie als Gattin heimführen konnten, denn einmal waren die Männer in der angenehmen Lage, ein Weib, das ihnen nicht gefiel, recht schnell wieder los zu werden, und ferner konnten sie auch stets eine neue Gefährtin, für die sie mehr empfanden, zu den übrigen hinzunehmen. Die Stelle über die Massilienser betont ja nun freilich, daß die Töchter des Landes unter den jungen Gesellen die Wahl durch die Überreichung der Schale Wasser getroffen hätten. Unter jungen Gesellen ist dabei ein lediger Mann zu verstehen, den wir ja auch bei uns noch in der Regel als einen Junggesellen bezeichnen; aber man darf derartige unkontrollierbare Geschichten schließlich nicht allzu genau nach dem Buchstaben nehmen. Gemeint sind nicht etwa die Massilienser, die im 4. Jahrhundert eine Sekte in Syrien bildeten, wohl auch Eucheten,

Euphemiten, Coelicolae hießen und halb Heiden, halb Christen waren, sondern die Semipelagianer, die nach ihrer Hauptstadt Massilia benannt wurden. Diese Semipelagianer waren ebenfalls eine Sekte, die 425 n. Chr. gegründet wurde und lehrte, daß eine menschliche Freiheit bestehe, die zwar durch die Sünde der ersten Menschen geschwächt aber nicht aufgehoben sei. Diese Sektirer gaben sich alle Mühe, durch besondere Bräuche sich von anderen Leuten zu unterscheiden. Es ist deshalb die Möglichkeit, daß sie es den Weibern gestatteten, den zukünftigen Gatten zu wählen, keineswegs ausgeschlossen, obwohl für das orientalische Liebesleben diese Sekte, wie überhaupt alle christlichen Orientalen nicht viel beweisen, weil sie stets nur Ausnahmen von dem, was ganz allgemeiner Brauch war, gelten ließen. Ich habe gleichwohl geglaubt, auch diese Mitteilung aus alter Zeit nicht unerwähnt lassen zu dürfen, mag sie selbst für das orientalische Leben des Altertums wenig oder nichts beweisen.

Es hat aber auch bei anderen Völkern offenbar höchst eigenartige Bräuche gegeben, durch die man versuchte, alle Mädchen an den Mann zu bringen und auch den Männern eine Frau zu verschaffen. So lese ich bei einem alten Schriftsteller, der aus dritter Hand geschöpft hat und den Born seiner Weisheit in Plutarchos nachweist, das Folgende: „Es ist auch eine Arth Leuthe, Dapsolyber genennet, gefunden worden, bey welchen diese Närrische Gewohnheit gewesen, daß zu einer gewissen Zeit des Jahres sich diejenigen Personen, so heyrathen wollen an einen finstern Orth versamelen müssen, und zwar die

jungen Gesellen besonders, die Weiber und Jungfrauen auch besonders. Wenn sie nun alle beysammen gewesen, hat man die Lichter ausgeleschet, und beyde Hauffen zusammen belassen, da nun Männer und Weiber also durcheinander gelauffen, hat ein jeder eins erwischt, und was einer in demselben Gemenge vor eine erhaschet, sie sey schön oder heßlich, jung oder alt, gut oder böse gewesen, hat er auch müssen behalten, und also sind die heßlichen in der Summa mit verthan worden."

Die Ehe ist zwar sonst auch ein Lotteriespiel, bei dem jeder in der Regel behalten muß, was er erhaschet; aber bei den Dapsolybern ist die Sache doch noch erheblich anders gewesen. Ich muß allerdings bekennen, daß ich über die Dapsolyber außerordentlich wenig unterrichtet bin. Es ist deshalb auch nicht zu bestimmen, ob das, was von diesen Leuten als eine „Närrische Gewohnheit" gesagt wird, wirklich korrekt und wahrheitsgemäß geschildert wird, denn erstens sind an und für sich bei der Kritik fremder Bräuche den Irrtümern und Mißverständnissen Tür und Tor geöffnet, und zweitens kann man da, wo erwiesen Übersetzungen aus fremden Quellen vorliegen, meist annehmen, daß auch bei der Übersetzung noch Einzelheiten so unrichtig übertragen werden, daß zu den alten Fehlern neue hinzukommen. Ist doch selbst die Bibel durch verschiedene Übersetzungsfehler zum Teile in ihrem Inhalt wesentlich verändert worden, einmal weil für die morgenländischen Worte den abendländischen Übersetzungen zum Teil die richtigen Begriffe fehlten, und schließlich auch noch, weil derartige Fehler bei Übersetzungen an sich fast natürlich sind. Nimmt

man aber an, daß alles, was über die Dapsolyber gesagt ist, völlig stimmt, und „in dubio pro reo", so besagt die Stelle, daß die Dapsolyber jedenfalls in Polygamie gelebt haben. Es ist da zwischen Männern und jungen Gesellen, und zwischen Weibern und Jungfrauen ausdrücklich unterschieden worden, d. h. es haben Verheiratete und Ledige sich an der „Närrischen Gewohnheit" beteiligt. Nach Lage der Sache ist es natürlich völlig ausgeschlossen gewesen, daß eine einzige der beteiligten Personen auch nur den leisesten Anhalt dafür hatte, ob er eine ledige oder verheiratete Person erhaschte, denn es ist ja sogar gesagt, ob jung oder alt, sei nicht vorher festzustellen gewesen, ehe das Licht wieder angezündet wurde; da ist es also selbstverständlich auch vorgekommen, daß ein Ehemann eine Jungfrau, oder ein Junggeselle eine Frau erhaschte. Was im letztern Falle? Daß der Verheiratete sich noch eine weitere Frau nahm, das ist bei der Vielweiberei durchaus nicht auffällig, sondern selbstverständlich, weil es eben sonst keine Vielweiberei gegeben hätte. Der Verheiratete, der an der Ehelotterie teilnahm, ging einfach darauf aus, seinen Haremsstand um eine weitere Frau zu vergrößern. Sehr schwierig ist aber die zweite Eventualität nämlich die, daß die verheiratete Frau, von einem neuen Manne erhascht wurde. Hier kommt man mit der Vielweiberei deshalb nicht mehr aus, und man müßte schon Gruppenehen annehmen, wie sie ja das orientalische Altertum tatsächlich gekannt hat, d. h. ein Mann konnte mehrere Frauen haben, da aber auch die Frauen mehrere Männer nehmen konnten, mußte der Mann seine Frauen wieder mit anderen Männern

teilen. Ich halte diese Erklärung jedoch keineswegs für zutreffend, denn für solche Gemeinschaftsehen hätte man wahrlich der sonderbaren Ehelotterie nicht bedurft, und der Schluß des Berichts, daß auf diese Weise die Häßlichen in der Summa mit vertan worden seien, würde absolut nicht zu der Geschichte gepaßt haben; er scheint überhaupt nichts weiter zu sein als ein witziger Zusatz des Autors, der sicherlich selbst nicht recht gewußt hat, was er mit der Sache eigentlich anfangen sollte.

Es gibt aber eine andere Erklärung für die seltsame Zusammengebung der Paare, nämlich die, daß es sich überhaupt nicht um Eheschließungen gehandelt habe, sondern daß eine gleiche Anzahl von Männern und Weibern sich lediglich zu dem Zwecke in den geheimnisvollen Zusammenkunftsraum begeben haben, um einmal einen Begattungsakt zu vollziehen, wobei es dann allerdings nicht so wesentlich war, welche Personen sich zu diesem einmaligen Zwecke erhaschten. Daß dabei auch die Häßlichen einmal auf ihre Rechnung kamen, liegt in der Natur der Sache, und jedenfalls ist das Arrangement das gewesen, daß nicht nur das Erhaschen, sondern auch die ganze Orgie sich in dem dunklen Raume abspielte. Daß dabei jeder die behalten mußte, die er erhaschte, ist selbstverständlich, wenn man dabei das Behalten nicht über die Orgie hinaus ausdehnen will, und dazu liegt doch absolut kein zwingender Grund vor. Es ist nicht einmal gesagt, ob die einzelne Person überhaupt erfuhr, mit wem sie die Freuden der Liebe genossen hatte, denn es kam doch lediglich darauf an, daß sie Jeder und Jede genoß, die zu diesem

Zwecke sich eingefunden hatten. Daß auf solche Weise auch die Häßlichen ebenso versorgt wurden wie die Schönen, das war ein Gedanke, der auch bei dieser Erklärung nur als geistreich und gut bezeichnet werden kann. Vielleicht war es beabsichtigt, auch dem Schönheitsideal Rechnung zu tragen und es der Phantasie der einzelnen Person zu überlassen, ob sie sich vorgaukeln wollte, daß sie mit einem bildschönen Partner zu tun gehabt habe.

Vielleicht klingt die Erklärung des seltsamen Brauches, die ich mir hier scheinbar aus den Fingern gesogen habe, doch allzu kühn und willkürlich, als daß sie hätte in einem ernsten Buche niedergeschrieben werden dürfen. Ich habe aber keineswegs meine Phantasie allzu lebhaft spielen lassen, sondern sehr eingehend geprüft, ob ähnliche Dinge wie die von mir geschilderten nicht auch anderwärts vorgekommen sind, nämlich bei anderen Völkern des orientalischen Altertums. Ich brauche da faktisch keine Trugschlüsse gelten zu lassen, denn es sind die unglaublichsten Dinge in der Tat erwiesen. Es ist dabei noch nicht einmal die zarte Rücksicht geübt worden, den Raum zu verdunkeln; man ist allerdings andererseits auch nicht so berechnend gewesen, die Häßlichen gewissenhaft zu versorgen, sondern folgte stets nur der augenblicklichen Lüsternheit, hielt es dagegen aber auch für angemessen, natürliche Dinge frei und offen zu treiben.

Im übelsten Rufe, wenn man so sagen darf, standen wohl die Mastageten oder Massageten. Dieses Volk lebte in der Gegend des Kaspischen Meeres bis zum Aralsee und führte in den Steppen ein Nomadenleben.

Diese Nomaden waren aber keineswegs etwa harmlose Hirten, sondern gefürchtete rohe Krieger, die für unbesiegbar galten und jedenfalls auch unbesiegbar waren, da sie 530 v. Chr. selbst das gewaltige Heer des sieggewohnten Cyrus vernichteten. Cyrus selbst soll nach alten Überlieferungen bei den Massageten umgekommen sein. Dieses rohe und gewaltige Volk wurde von einer Königin Tomyris beherrscht, und es ist fast wunderbar, daß solche rauhe Männer, die sicherlich keine Feministen waren, sondern im Gegenteil das Weib sehr gering, lediglich als Werkzeug für ihre Gelüste und die „Erhaltung der Art" betrachteten, sich von einem Weibe beherrschen ließen. Die Massageten waren, wie viele Orientalen, Sonnenanbeter; die Sonne war ihre höchste Gottheit, vor der sich auch diese wilden Horden in Furcht und Demut beugten und durch Opfer Gnade und Gunst zu erlangen suchten. Sie opferten Pferde, die ihnen selbst als sehr wertvoll galten, und können wohl als eine Type für die Behauptung angeführt werden, daß auch das roheste Volk auf religiöses Empfinden nicht verzichten kann. Nur der starke Krieger galt im übrigen etwas bei diesem Volke; das Weib, das nicht kämpfen konnte, war naturgemäß nur ein Geschöpf zweiten Ranges, und es wird berichtet, daß die Weiber selbst diese Ansicht geteilt und sich deshalb nicht selten entschlossen hätten, es den Männern im Kampfe gleich zu tun. Vielleicht ließe sich hieraus die Erklärung dafür finden, daß die Massageten von einer Königin beherrscht wurde. Greise duldete man nicht. Sie nützten nichts im Kriege und halfen nur die Nahrung vermindern. Deshalb war es Brauch, sie zu schlachten

und zu verzehren. So konnten sie wenigstens noch durch ihren Tod dem Stamme nützen.

Das Abscheulichste war aber das Liebesleben des arg verrohten Volkes. Eine Ehe, die diesen Namen auch nur einigermaßen verdient hätte, gab es nicht; es herrschte vielmehr die unbedingteste Geschlechtsgemeinschaft. Wo ein Mann ein Weib traf, das ihn gerade reizte, da legte er die schweren Waffen nieder und vereinigte sich mit der Holden auf offener Straße. Ob dieser Akt sich vor einer Anzahl von Zuschauern vollzog, das galt völlig gleich; es war eine durchaus natürliche Sache, und niemand war der Ansicht, daß er etwas so Selbstverständliches vor den Augen der Andern verbergen müsse. Das war ein Gedanke, den ja auch einige griechische Philosophen auf Grund reiflichen Nachdenkens gefaßt hatten. Man nannte diese Philosophengruppe deshalb die Cyniker, ein Wort, das von dem griechischen Namen des Hundes = Küon gebildet wurde und besagen sollte, daß die Gelehrten lebten wie die verachteten Hunde, die ja auch für unrein galten, weil sie auf offener Straße ihren sexuellen Gefühlen freien Lauf ließen. Bei den Massageten war aber die Philosophie keineswegs entwickelt; man gab sich nicht die Mühe, über philosophische Ideen oder sonstige philosophische Probleme nachzudenken, sondern handelte aus natürlicher Roheit. Das ist aber schließlich ebensogut eine Entschuldigung wie ein Vorwurf, jedenfalls dann eine Entschuldigung, die jene Leute keineswegs sympathisch erscheinen läßt.

Sicherlich ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den Dapsolybern und den Massageten, aber der Zusammenhang ist doch im Punkte des Liebeslebens

unverkennbar da, daß offenbar bei beiden eine Geschlechtsgemeinschaft bestanden hat, die bei den Massageten dauernd als Normalzustand herrschte, während sie bei den Dapsolybern, falls ich den oben zitierten literarischen Erguß richtig interpretiert habe, aber nur periodisch auftrat. Ich will es auch hier völlig dahingestellt lassen, was vom Standpunkte der Moral als das Schlimmere zu gelten hat, denn in der Tat kann man wohl sagen, daß ein Volk, das eine rechte Ehe kennt, schlimmer handelt, wenn es diese gelegentlich verletzt, als ein Volk, das überhaupt keine andere Geschlechtsgemeinschaft kennt als die unbedingteste Gemeinschaftsehe, sofern man dabei das Wort Ehe nun einmal anwenden will.

Auch die Garamantes, ein großes Volk, das in Lybien hauste, standen nicht viel höher als das Volk der Massageten, dafür scheinen sie aber auf einer noch etwas tieferen Kulturstufe gestanden zu haben. Herodot berichtet, daß diese Menschen, die im Lande „Phazania“ lebten, halb oder selbst ganz Wilde gewesen seien. Nicht einmal bis zu wirklichen und menschenwürdigen Wohnräumen hätten sie es gebracht, sondern sie bewohnten Höhlen und ähnliche Schlupfwinkel und lebten ähnlich wie die Tiere. Die Kleidung dieser Leute sei liederlich und schäbig gewesen und überhaupt kaum als eine wirkliche Kleidung anzusehen. Es läßt sich schon nach dieser Schilderung nicht annehmen, daß die Eheverhältnisse und das Liebesleben der Garamanten besonders hoch entwickelt gewesen seien, denn je höher die Kultur, desto idealer pflegt auch das Liebesleben zu sein. Nach Tiraquell gab es bei den Garamanten nur eine Gruppenehe,

d. h. Männer und Weiber lebten untereinander in Gemeinschaft. Ich kann allerdings nicht sagen, ob die intimeren Liebesakte sich ebenso öffentlich abgespielt haben wie bei den Massageten; vielleicht ist es in dieser Beziehung etwas manierlicher zugegangen, weil die Garamanten weniger roh und weniger verwildert waren; aber da die allgemeinste Geschlechtsgemeinschaft bestand, wird es ja wohl auch etwas anders zugegangen sein als da, wo Europas übertünchte Höflichkeit sich darüber streitet, ob das, was schamverletzend sei, ohne unzüchtig zu sein, doch in Schrift und Bild von der Öffentlichkeit streng entfernt werden müsse. Ich meine, die Garamantes werden sich nicht die Köpfe darüber zerbrochen haben, ob das, was sie in ihrem Liebesleben mehr oder weniger öffentlich taten, unzüchtig oder schamverletzend sei, sondern sie haben über alle diese Dinge mit der Naivetät einfacher Naturmenschen höchst wahrscheinlich — gar nicht nachgedacht.

Tiraquell hebt noch ein Moment hervor, daß mir nicht unwesentlich erscheint; nämlich die Familienangehörigkeit der einzelnen Personen. Es ist zwar eigentlich einleuchtend, daß bei einer absoluten Geschlechtsgemeinschaft von einer Familie nicht die Rede sein kann, weil die Familienbildung schon die allgemeine Geschlechtsgemeinschaft ausschließt; aber es soll auch bei den Garamantes und bei anderen Völkern des orientalischen Altertums, auf die ich noch etwas weiter eingehen will, doch eine Art Vaterrecht gegeben haben. Zunächst konnte natürlich, wenn ein Weib in die Lage kam, die Zahl der Stammesmitglieder zu vermehren, kein Mensch wissen, welchem von den Männern des

ganzen Stammes die Ehre der Vaterschaft zuzubilligen sei. Man habe, so behauptet Tiraquell, die Kinder bis zu deren 5 Jahre auf gemeinsame Kosten erzogen und sie einfach als Angehörige des Stammes betrachtet. Dann aber habe man Umschau gehalten, ob so ein Kind etwa einem einzelnen Manne besonders ähnele. Sei eine solche auffallende Ähnlichkeit festgestellt worden, dann habe der Mann, der auf diese einfache Methode als der Vater ermittelt worden sei, sich des Kindes angenommen und es völlig groß gezogen. Es ist möglich, daß an dieser Behauptung etwas Wahres ist, denn eigentlich ist die Methode garnicht so übel. Würde man sie überall anwenden, um den Vater zu finden, wo er sich aus bestimmten Gründen nicht gern finden läßt, weil die Sache zuweilen doch mit nicht gerade erwünschten Kosten verknüpft ist, so würde sich vielleicht bei uns jeder Junggeselle, der moralisch nicht völlig mit dem Joseph übereinstimmt, den die Geschichte den Keuschen nennt, möglichst bemühen, sein Exterieur immer und immer wieder zu verändern, und trotzdem wäre unseren Gerichten noch die größte Gefahr bereitet, Fehlsprüche abzugeben und Männer zu Alimenten zu verurteilen, die nichts weiter verbrochen hätten, als daß sie nach der Ansicht irgend eines Sachverständigen eine gewisse Ähnlichkeit mit einem unehelichen Kinde aufzuweisen hätten. Das würde vielleicht noch schlimmer sein als die Geschichte mit den Schreibsachverständigen, die doch schon so unendlich oft ihrer unrichtigen Gutachten überführt worden sind, und gleichwohl kommt es immer wieder vor, daß Gerichte auf solch ein Gutachten hin die Verurteilung selbst unbescholtener Per-

sonen aussprechen. Da hatte Napoleon einen bessern Blick, als er das Suchen nach dem unehelichen Vater ein für allemal gesetzlich untersagte. Na, das ist ja nun aber schließlich Sache der Garamanten gewesen.

Ich will hier noch ein Volk beleuchten, dessen Herodot (lib. 4, § 123) Erwähnung tut; das Volk der Giodaner. Diese Völkerschaft lebte in Lybien und hat wohl mit den bisher besprochenen Völkern das übereinstimmend gehabt, daß Kultur und Moral ebenfalls auf einer sehr niedrigen Stufe standen. Die Weiber, die in keiner besonderen Ehe lebten, sondern für alle Männer gemeinschaftlich da waren, wie auch jedes Weib wieder Anspruch an alle Männer hatte, wurden von den Männern auserwählt, und hielten es für eine große und besondere Ehre, möglichst vielen Männern so gut zu gefallen, daß diese der Liebe letzte und liebste Gunst begehrten. Da dieses Vielverlangtwerden aber nun einmal die höchste Ehre war, die einem Weibe widerfahren konnte, war man bemüht, diese Ehre auch nach Möglichkeit zur Schau zu tragen, und man verfiel auf eine eigenartige Idee. Die Weiber trugen zottige Röcke, die wohl aus Pelzwerk gefertigt gewesen zu sein scheinen. Wenn ein Mann nun eines Weibes begehrte, machte er ihr einen deutlich sichtbaren Knoten in den Rock, d. h., es wird wohl in das Pelzwerk ein Knoten geschürzt worden sein, da der Rock selbst zu diesem Zwecke sich wohl sehr wenig geeignet haben dürfte. An der Zahl der Knoten ließ sich nun erkennen, welcher Anzahl von Männern die betreffende Frau den Liebesdienst erwiesen hatte. Ich bin allerdings nicht darüber unterrichtet, ob jeder Mann nur einen Knoten machen

durfte, oder ob es ihm freistand, bei jedem Besuche einen neuen zu schürzen, nehme aber das letztere schon deshalb an, weil es ein zu gutes Gedächtnis verlangt hätte, wäre immer nur ein einziger Knoten erlaubt gewesen, denn die Männer werden sich doch schwerlich jedes ihrer Liebesabenteuer genau gemerkt haben, ebenso wenig aber wohl die Personen, mit denen sie es erlebt hatten. Es mag nun aber auch dabei noch eine hohe Ehre für eine Frau gewesen sein, einen total mit Knoten übersäeten Rock tragen zu dürfen, fast so wie bei uns die Männer die zahlreichen Orden, die ihre Brust schmücken, mit Stolz zur Schau tragen, wenn auch nicht wenige davon noch leichter verdient sind als die Knoten, die den Giodaner-Frauen in die Röcke geschürzt wurden.

Unter den Völkern, die in Geschlechtsgemeinschaft lebten, nennen die alten Schriftsteller auch die Brachmanen. Das macht nun allerdings die Angaben im allgemeinen zweifelhaft. Über die Massageten und Garamanter läßt sich ja freilich der Nachweis ihres absurden Liebeslebens führen; mit den Brachmanen aber scheint die Sache doch nicht zu stimmen. Diese wohnten allerdings auch in einer sehr weit vom Gebiet der andern entfernten Gegend, und wurden ihrer Eigenart wegen schon von alten griechischen Schriftstellern vielfach erwähnt. Sie sind vor allen Dingen in Wirklichkeit kein Volk, sondern nur eine Sekte gewesen, die bei den Hindus in großem Ansehen stand und es sich auch gewiß nicht leicht werden ließ, dieses Ansehen zu erringen. Der Weg, der zu Ruhm und Ehren führte, war für sie etwa derselbe, den die überspanntesten christlichen Asketen später

wandelten, d. h. sie verbrachten ihre Zeit mit Bußübungen. Diese Übungen aber waren nichts als die furchtbarste Selbstpeinigung. Wer sich die größten Qualen auferlegte und seinen Leib zermarterte, der galt als der Größte unter ihnen, und da nach diesem Ruhme alle trachteten, läßt sich ungefähr ermessen, welche Leiden sich jeder auferlegte. So etwas hat die profane Menge stets bewundert; bei den Hindus war aber die Achtung vor der Heiligkeit der Brachmanen so gewaltig, daß diese sogar den Herrschern als Ratgeber stets willkommen waren.

Das hat freilich wohl auch noch eine andere Ursache gehabt, denn die Brachmanen waren nicht bloß Asketen in des Wortes grausamster Bedeutung, sondern sie waren auch gelehrte Philosophen, die aus den Sternen zu lesen vermochten, was das Geschick jedem Menschen vorbehielte. Sie waren Astronomen und mehr wohl noch Astrologen, die die Kunst des Wahrsagens verstanden und eine religiöse Geheimlehre besaßen, die es ihnen allein gestattete, das Licht der Wahrheit, also die höchste Gottheit, zu sehen. Die Brachmanen lebten äußerst dürftig, hielten sich in den Wäldern auf und gingen völlig nackt einher. Das erregte damals durchaus kein Ärgernis. Wenn diese Sekte als ein Volk geschildert wird, so liegt dies wohl daran, daß es trotz des schweren, qualvollen und freudearmen Lebens dieser Männer doch zahllose Mitglieder der Sekte gegeben haben soll. Die Schüler waren verpflichtet, 37 Jahre der Sekte anzugehören, und während dieser ganzen Zeit die Selbstmarter zu betreiben.

Es erscheint danach kaum denkbar, daß auch diese

Leute gemeinsame Weiber gehabt haben sollten, denn offenbar ist doch bei einem Asketenleben kein Raum für Weiber und die Freuden der Liebe und Ehe. Es ist aber gleichwohl von allen, die uns über jene seltsamen Menschen Kunde bringen, betont, daß die Brachmanen, wenn sie 37 Jahre „aktiv" gewesen waren, in eine Art Ruhestand traten, bei dem es ihnen auch erlaubt war, Weiber zu nehmen. Daß ein 37jähriger Peinigungszustand den Männern die Lust zu Liebe und Ehe nicht zu vertreiben vermochte, das läßt allerdings darauf schließen, daß ihre Herzen von recht dauerhaften und unverwüstlichen Empfindungen beseelt gewesen sein müssen. Hat nun aber die lange Zeit des Leidens nicht die sexuellen Regungen zu erdrücken vermocht, dann ist auch die Wahrscheinlichkeit oder doch wenigstens Möglichkeit vorhanden, daß es bei den „ausgedienten" Sektierern auch eine Weibergemeinschaft gegeben haben kann, die jedenfalls nicht als unsittlich empfunden und gedacht war, sondern vielleicht nur den Zweck hatte, den Heiligen Nachkommen zu sichern. Jedenfalls hat im Altertum weder die Gelehrsamkeit noch die besondere Heiligkeit in allen Fällen dahin geführt, die Weibergemeinschaft als etwas Verwerfliches zu betrachten. Sie resultierte vielmehr auch bei höher kultivierten Menschen aus der Stellung der Frau im allgemeinen und teilweise sogar aus der besonderen Erwägung, daß es sittlicher und eines ernsten Mannes würdiger sei, sich nicht an eine bestimmte Frau zu ketten, sondern nur aus Opportunitätsgründen, d. h. aus Gründen des öffentlichen Wohles, dafür zu sorgen, daß das Geschlecht der Menschen nicht aussterbe. Das war im wesent-

lichen der Gedankengang, der auch griechische Philosophen auf die Theorie brachte, daß eine Weibergemeinschaft eigentlich das würdigste Verhältnis für den Mann sei. Vielleicht sind die Brachmanen weiter gegangen und haben diese Theorie zur Praxis erhoben. Es ist aber wohl auch die Wahrscheinlichkeit, daß die Berichte des Altertums nicht besonders zuverlässig waren, nicht zu übersehen. Jedenfalls sind die Brachmanen des Altertums nichts anderes gewesen als die Brahmanen, die ja jetzt noch existieren, ihren Lebenswandel allerdings im Laufe der Jahrhunderte wesentlich geändert haben werden, ebenso wie die Moralanschauungen.

Unter den alten Völkern, denen die allgemeine Geschlechtsgemeinschaft nachgesagt wurde, sind auch die Troglodyten genannt. Das Wort läßt schon seiner ursprünglichen Bedeutung nach auf eine nicht gerade hohe Kulturstufe schließen, denn Troglodyten heißt eigentlich nichts als Höhlenbewohner; es würde also auf alle Völker zutreffen, die nicht genügend fortgeschritten waren, um sich ihre Wohnungen zu erbauen, die sich deshalb auf Höhlen und ähnliche von der Natur gelieferte, mietsfreie Behausungen beschränken. In diesem Allgemeinsinn ist das Wort auch auf eine ganze Reihe unkultivierter Völker angewendet worden. Wenn also noch ein Volksstamm besonders als Troglodyten bezeichnet wurde, so beweist dies, daß dieser Stamm erst recht als unkultiviert galt. Das war auch durchaus zutreffend. Das Land Troglodytica, das diese Höhlenmenschen beherbergte, zog sich an der Abessynischen Küste hin. Das Volk war halbverwildert, und es ist wohl kaum zu bestreiten, daß dort wirk-

lich die Geschlechtsgemeinschaft allgemein herrschte. Jedenfalls hat es dann auch keine gesonderten Höhlenwohnungen gegeben, sondern wenn ein solcher Schlupfwinkel gefunden wurde, stand er allen zur Verfügung, und in diesem Loche erfreute sich die Gesellschaft ihres Lebens und ihrer Liebe.

Nicht viel besser waren die Tyrrhener oder Tyrsaner, die geschichtlich schon vor dem trojanischen Kriege bekannt waren. Dies Volk war schon im hohen Altertum von den Nachbarvölkern gehaßt und befeindet und soll vor dem trojanischen Kriege aus seiner damaligen Heimat Thessalien vertrieben worden sein und sich dann nach Attika geflüchtet haben. Auch dort wurden diese Barbaren nicht geduldet, sondern überfallen und in alle Welt zerstreut. So gab es denn zahlreiche Kolonien, besonders auf Lemnos und der thracischen Küste. Die Tyrrhener waren nicht bloß wegen ihres wüsten Liebeslebens und ihrer üblen Sitten verhaßt, sondern teilweise auch gefürchtet, weil sie das Mein und Dein nicht nur in bezug auf ihre Weiber nicht zu unterscheiden vermochten, sondern weil sie diese Rechtsbegriffe auch im allgemeinen nicht mit genügender Klarheit auseinanderhalten konnten. Die meisten Kolonien waren verrufene Seeräubernester, die dem griechischen Handel sehr gefährlich wurden. Die Männer waren kühn bis zur Verwegenheit, und da sie das Meer als ihre Heimat betrachteten, mußten sie natürlich auch als Räuber zur See große Erfolge erringen können. Wie die gefürchteten Wikinger im Norden unsere deutschen Lande gefährdeten und sich mit ihren Schiffen dem Laufe der Ströme folgend auf Raubzüge bis ins Innere des Festlandes

wagten, so waren die Tyrrhener in ihrer kühnen Wildheit eine Geißel für den griechischen Handel. Daß dieses Volk sich nicht an bestimmte Ehegesetze fesselte, sondern daß alle Männer mit allen Weibern verkehrten, wie sie gerade Lust hatten, ist gewiß nicht der schlimmste Vorwurf, der ihnen mit Recht gemacht werden durfte. Viel auszurichten war ohnehin gegen die Gesellschaft nicht, die sich im Falle eines Raubzuges stets schnell in Sicherheit zu bringen wußte und den Feinden doch wieder viel zu schaffen machte, ehe sie recht entdeckt werden konnte. Die Eigenart des Landes begünstigte das Seeräuberhandwerk in hohem Maße. Das Hauptgebirge, der Hämus, bot viele Schlupfwinkel, und der Scomius, der sich im Südwesten an dieses Gebirge anschloß und einzelne Zweige als Vorgebirge bis ins Meer erstreckte, ließ eine erfolgreiche Überrumpelung von der See her überhaupt nicht zu, gestattete es vielmehr der Seeräuberflotte, sich zu verbergen und plötzlich über nahende Feinde herzufallen. Wild wie die Natur, war auch der Volksstamm, der sie bewohnte und dort ein Leben führte, das alles andere eher war, als ein geordnetes und gesittetes Staatsleben.

Ebenso wie die Griechen unter den Troglodyten Menschen verstanden, die ihnen als entsetzliche Barbaren erschienen, weil sie auf so niederer Kulturstufe standen, daß sie sich keine Wohnungen bauen konnten, nannte das hochgebildete Griechenvolk die unkultivierten Bewohner verschiedener Meeresküsten Ichthyophagen. Das heißt zwar nur Fischesser und würde für heutige Begriffe nicht auf Barbarismus schließen lassen, weil wir die volkswirtschaftliche Be-

deutung der Seefischkost kennen und würdigen gelernt haben. Im Altertum freilich dachte man hierüber wesentlich anders, da war das Wort Ichtyophage der Ausdruck großer Verachtung und deutete eine Kulturstufe an, die der etwa gleich ist, die wir den Menschenfressern zutrauen. Ichtyophagen gab es natürlich nur in den Küstenländern, das ist schon in der Natur der Sache begründet, denn Flußfische als Nahrung kamen nicht in Betracht. Den Griechen waren die Küstengebiete der Ichthyophagen nicht besonders bekannt, und die Völker ebenfalls nicht, denn es lohnte sich für sie nicht, jene Gegenden, in denen ja weder für den Handel Schätze noch für den Verkehr Vorteile zu haben waren, genauer zu durchforschen; das, was sie aber von diesen Barbaren kennen gelernt hatten, war nicht geeignet, sie mit besonderer Hochachtung zu erfüllen. Die bekanntesten waren die äthiopischen Ichthyophagen, die im äußersten Osten die Küsten der südlichen Meere bewohnten. Von diesen war die genaueste Kunde bis nach Griechenland gelangt. Es ist ja nun freilich die Frage, ob es wahr ist, daß diese guten Leutchen ausschließlich sich von Fischkost nährten; angenommen wurde es jedenfalls. Das wäre nun aber wohl noch nicht ausreichend für die allgemeine Beurteilung gewesen. Das Volk war auch sonst als roh und barbarisch bekannt. Das Liebesleben dieser Küstenbewohner war auf den einfachsten Instinkten aufgebaut. Es gab überhaupt keine bestimmte Form, in die der Verkehr der Geschlechter gezwungen gewesen wäre. Die unkultivierten Leute kannten keine Ehe, wohl auch nicht die Liebe in ihrer poetischen Gestalt, die

das Leben veredelt, und den Sinn für weitere Entwickelung und das Streben nach Vervollkommnung weckt, sondern es war ihnen nichts zum Bewußtsein gekommen als der Trieb der Erhaltung der Art, d. h., die Notwendigkeit der Fortpflanzung, also der rein animalische Instinkt. Dabei kam es ihnen, ebenso wie allen Völkern, bei denen die allgemeine Geschlechtsgemeinschaft bestand, nicht darauf an, wer sich an der Erreichung dieses Zieles beteiligte, sondern es blieb der augenblicklichen Laune und Neigung von Mann und Weib überlassen, ob sie sich zu einem gelegentlichen Begattungsakte entschließen wollten, aus dem für keinen der Beteiligten irgend welche Rechte und Pflichten entstanden.

Diese primitive Ausgestaltung des Liebeslebens war für die hochkultivierten Griechen und überhaupt für die gebildeteren Völker des Altertums ein Greuel, obwohl man doch im allgemeinen an die Sittlichkeit durchaus keine hohen Ansprüche stellte und garnichts so bedenkliches darin fand, wenn „in Venere" excediert wurde. Im Gegenteil, gerade die hochgebildeten Völker hätten für eine Enthaltsamkeit so gut wie kein Verständnis besessen, sondern den keuschen Joseph für ein Muster von Dummheit und Unverstand gehalten. Das zeigt sich nicht bloß in der Mythologie, sondern im ganzen öffentlichen Leben des sogenannten klassischen Altertums. Man war weder prüde, noch ein Verächter des Vergnügens, sondern liebte es sehr, wie der Schmetterling von allen Blüten zu naschen, mochten es auch verbotene Früchte sein, nach denen man griff; im Gegenteil das Verbotene reizt bekanntlich viel mehr als das

Erlaubte. Es war aber als ein Beweis wüstester Barbarei verhaßt, wenn das Liebesleben so wenig ausgebildet war, daß es eben verbotene Früchte garnicht mehr geben konnte, weil einfach alles erlaubt war. Weder Rücksichten auf Verwandtschaft konnte es bei einer allgemeinen Geschlechtsgemeinschaft geben, noch eine Pietät, die doch von den Alten sonst viel mehr in Ehren gehalten wurde als in unserer Zeit. Wer kannte denn überhaupt bei den Barbaren seine Verwandtschaftsgrade? Es wußte doch niemand anzugeben, wer sein Vater, wer sein Kind war, und eine allgemeine Verwandtschaft mußte man selbst da annehmen, wo man den oben geschilderten geistreichen Gedanken ausgeheckt hatte, daß die Ähnlichkeit eines Kindes mit irgend einem Manne dessen Vaterschaft beweisen sollte. In der Tat kann es für einen gesitteten und gebildeten Menschen kein abscheulicheres Liebesleben geben als die unbedingte Geschlechtsgemeinschaft des ganzen Stammes.

Im ganzen Orient war das Liebesleben wenn man so sagen darf, überhaupt erst das eigentliche Leben, der eigentiche Lebenszweck bestand beinahe darin, die Freuden der Liebe zu genießen und alles diesem Genuß hintanzustellen. Das war ja wohl bei der Geschlechtsgemeinschaft auch nicht anders; der Unterschied bestand aber darin, daß die höher kultivierten Völker die Weiber, die sie für sich nahmen, auch absolut für sich allein haben und niemals mit einem anderen Manne teilen wollten. Deshalb erfolgte der strenge Abschluß des Harems, und wo es weder den Harem noch die Vielweiberei gab, hielt doch jeder Mann sein Haus rein, die Frau von andern Männern

fern. Keine Regel ohne Ausnahme. Hier ist die Ausnahme, die schon früher erwähnte Idee, die Frauen sich gegenseitig auszuleihen. Wir haben eine ähnliche Erscheinung auch im deutschen Altertum zu verzeichnen. Es handelt sich da um die sog. Eheheferschaft, die allerdings nur unter bestimmten Voraussetzungen möglich war, aber doch — und das ist gerade der springende Punkt — vorkam. Ich werde auf diesen Punkt gelegentlich noch zurückkommen.

Von den alten Babyloniern, die alles andere viel eher waren als Sittlichkeitsfexe, wurde nach Herodot eine sehr sinnreiche Verheiratungsmethode geübt, die vor allen Dingen dahin abzielte, alle Jungfrauen zu versorgen und nicht bloß die schönsten, sondern auch die häßlichen an den Mann zu bringen. Es sollen da alljährlich einmal alle heiratsfähigen Töchter versammelt worden sein. Man suchte dann die schönsten aus und bot sie für Geld aus, d. h. es wurde eine Art Auktion veranstaltet; wer am meisten zahlte, der erhielt die Schönheit als Eigentum und konnte sie in sein Heim führen. Je nach dem Grade der Schönheit waren natürlich auch die Gebote verschieden, und es kam dann schließlich soweit, daß für die mit weniger Reizen ausgestatteten Töchter niemand mehr etwas bieten mochte. Damit war aber die Auktion noch nicht beendet; sie wurde im Gegenteil nun erst interessant. Die schönsten Mädchen hatte man sicherlich mit Neid in die Hände der „Beati possidentes“ übergehen sehen. Wenn die Angebote recht hoch ausgefallen waren, so hatte man doch wenigstens den schönsten Trost, daß die glücklichen

Erwerber immerhin ihren Sieg teuer bezahlen mußten, und daß diese Summen nun anderen zufließen würden. Das, was durch den Verkauf der Schönheiten erlöst worden war, das floß nämlich weder in die Taschen der Verkauften, noch in die von deren Eltern, sondern diente dazu, die Häßlicheren, die ja auch auf die Freuden der Liebe nicht verzichten wollten und sollten, anzubringen. Es wurde nämlich nochmals sortiert und festgestellt, welche von den noch zu vergebenden Jungfrauen die häßlichsten, und welche minder häßlich waren. Die Häßlichsten erhielten das Geld, das für die Schönsten erlöst worden war, und die minder Häßlichen erhielten das, was für die minder Schönen erzielt worden war. Wenn nun erst für die schönsten Mädchen große Summen geboten waren, weil die reichen Männer in ihrer Leidenschaftlichkeit für den Besitz solcher auserlesener Weiber kein Opfer scheuten, so war nun die Sache gerade umgekehrt, die, für die niemand mehr etwas geboten hatte, fanden Männer, weil diese dafür, daß sie ein solches Weib erwählten, das Geld erhielten, das diesem aus dem Auktionserlös zugefallen war, so daß nun eigentlich die Männer gekauft wurden, wobei die, die an die Schönheit ihres neuen Weibes die niedrigsten Ansprüche stellten, das meiste Geld erhielten. Ein Zeichen, daß man im alten Babylon äußerst praktisch dachte und sich durch Geld über das Glück anderer in der Liebe zu trösten wußte.

Jedenfalls zeigt dieser Brauch aber, daß die Weiber eigentlich nichts waren als ein Handelsobjekt, daß sie eine eigene Wahl des Gatten nicht treffen konnten, sondern dem Manne angehören mußten, der sie ver-

langte, bezahlte oder sich auch dafür bezahlen ließ, daß er das Weib zu sich nehmen wollte. Letzteres kommt ja auch wo anders vor und ist immer ein beliebtes Mittel, einen Mann zu erhalten, der Geld zu schätzen weiß, und zwar in so hohem Grade, daß er dafür auch eine Gattin mit in den Kauf nimmt, die doch nun einmal die einzige Bedingung ist, unter der das Geld zu erlangen ist. Freilich so deutlich wie im alten Babylon werden die Herren Mitgiftjäger ihr „berechtigtes Interesse" öffentlich nicht gleich betonen.

Nach Strabo hat bei einem indischen Volksstamm, den er Taxilli nennt, ein Brauch bestanden, durch den der Vater einer heiratsfähigen Tochter sich mehr oder weniger leicht einen Schwiegersohn verschaffen und dabei, wenn das Mädchen schön genug war, auch ein ganz gutes Geschäft machen konnte. Der Vater nahm seine Tochter, wenn er glaubte, daß sie zum Heiraten reif sei, wohl geschmückt mit auf den Markt, ließ die Trommeln rühren, damit die Leute aufmerksam wurden und in genügender Menge erschienen und bot dann die Tochter aus. Da die Taxilli aber sehr praktische Leute waren, die nicht gern die Katze im Sacke kauften, so begnügte man sich nicht damit, daß der Vater die Vorzüge seines Kindes in grellen Farben schilderte, sondern man wollte sehen, ob es sich auch wirklich lohne, das Mädchen zur Ehe zu nehmen. Das Gesicht mochte noch so schön sein, was half es? Auch die Schönheit vergeht, und ein schönes Gesicht beweist doch noch lange nicht, daß auch der Körper schön und ohne Fehler sein müsse, und ein schönes Gesicht allein kann den Mann

nicht glücklich machen und eine Frau nicht begehrenswert, wenn der Körper etwa Fehler aufzuweisen hat, die auch das schönste Gesicht nicht aufzuwiegen vermag. Vor allen Dingen war es nach der Ansicht der Taxilli nicht mehr als recht und billig, daß man ein fremdes Weib, das man sich aussuchen und behalten sollte, allermindestens doch ganz angesehen haben müsse. So wurde dann, wenn sich genügend viele Interessenten auf dem Markte versammelt hatten, die Vorstellung eröffnet. Das Mädchen drehte zunächst den Schaulustigen den Rücken zu und hob dann die Kleidung bis zu den Schultern hoch, so daß der Körper in seiner Gesamterscheinung den Blicken der Männer freigegeben war. In dieser Stellung verharrte die Schöne eine ganze Weile, bis sich annehmen ließ, daß die Beschauer nunmehr ihre Studien mit der genügenden Gründlichkeit beendet haben könnten. Das Mädchen drehte sich dann herum und enthüllte wiederum durch Hochheben des Kleides die Vorderansicht des Körpers. Das soll in der Regel den gewünschten Erfolg gehabt und die anwesenden Männer bewogen haben, den Vater um Überlassung der Schönen zu bitten. Da natürlich die Stärke des Wunsches, die Tochter zu besitzen, in erster Linie von deren Körperschönheit abhing, versteht es sich von selbst, daß die Sache für den Vater umso angenehmer gewesen sein muß, je schöner die Tochter war, denn in diesem Falle wurde natürlich dem die meiste Aussicht, seine Wünsche erfüllt zu sehen, der seine Bitte durch den stärksten „Metallzusatz" zu unterstützen vermochte. So wurde der Vater nicht nur die Tochter los, sondern er erhielt auch noch ein

schönes Stück Geld. Das ist sicherlich ein weit angenehmeres Los als das, was heutigen Tages den Vater, der eine Tochter zu verheiraten hat, zu treffen pflegt. Er muß dabei recht energisch in den Beutel greifen und außer der standesgemäßen Ausstattung meist auch noch eine möglichst reich bemessene Mitgift geben, und doch wird das wohl jeder Vater der Taxilli-Sitte vorziehen.

Die Szene, die Strabo beschreibt, erinnert lebhaft an die Sklavenmärkte, bei denen die zu verkaufenden Sklaven und besonders die Sklavinnen ebenfalls nackt den Kauflustigen vorgestellt wurden. Das war auch ganz bestimmt die beste Anpreisung, die jemals gegeben werden konnte, vorausgesetzt natürlich, daß die Menschenware körperlich einwandsfrei war. Daß die Sklavinnen nicht sittlich als unantastbar galten, ist bekannt, gerade das nackte Vorstellen zielte in erster Linie dahin, daß sie außer zu schweren Arbeiten auch dazu Verwendung finden sollten, die sinnlichen Gelüste ihrer Käufer zu befriedigen. Auch darin herrschte volle Übereinstimmung mit der von Strabo geschilderten Verheiratungsmethode der Taxilli.

Die Vorliebe für Nuditäten.

Wenn es auch unbestreitbar ist, daß die Phantasie durch das, was den Blicken verborgen bleibt und infolgedessen nicht sinnlich wahrgenommen, sondern nur geahnt und vermutet werden kann, viel lebhafter angeregt wird, als durch das wirklich Gesehene, so ist doch im Liebesleben der Anreiz durch das sich offen den Blicken Darbietende in der Regel viel intensiver als der durch das Spiel der bloßen Phantasie hervorgerufene. Das ist nur scheinbar ein Widerspruch, denn in Wirklichkeit sprechen hierbei ganz andere Momente mit. Es ist zunächst der Anblick des Schönen, der mächtig auf das Gemütsleben einwirkt und die Begierde anregt, dabei aber die Phantasie keineswegs ausschaltet. Die Phantasie beschäftigt sich vielmehr erst dann lebhaft, wenn sie es sich ausmalt, welche Genüsse der Besitz des Gesehenen schaffen könnte. Das Schöne ist dabei nur das Objekt. Wer z. B. sich ein herrliches Schaugericht nur in der Phantasie ausmalt, der wird sicherlich den lebhaften Wunsch damit zu erwecken vermögen, das Gedachte auch wirklich zu besitzen; aber sicherlich wird durch den unmittelbaren Anblick des herrlichen Gerichts der

Appetit weit lebhafter angeregt als durch die bloße Vorstellung. Es kommt dabei freilich sehr viel auf die Lebhaftigkeit der Phantasie an, so daß Abstufungen in der Wirkung von Wahrheit und Dichtung selbstverständlich, weil naturgemäß, sind.

Will man das Gesagte auf die Nuditäten allein anwenden, so lehrt auch da die Praxis des täglichen Lebens schon die Richtigkeit der These vollkommen. Wir leben in einer Zeit, in der das Nackte in Kunst und Leben besonders lebhaft umstritten wird. Während ein Teil des Publikums alles Nackte als unsittlich und unzüchtig perhorresziert und sich darin gefällt, die Grenzen der Vernunft systematisch zu überschreiten, treibt ein anderer Teil die Schwärmerei für das Nackte ebenso ins Ungemessene, und man kann selbst hier wieder sagen, daß die Extreme sich berühren, so unhaltbar diese Behauptung auf den ersten Blick auch erscheinen mag. Beide Parteien gehen nämlich von demselben Grundgedanken aus, daß der nackte Körper einen eigenen Reiz auf das Sinnenleben ausübt.

Schon seit Jahrtausenden bemüht sich die bildende Kunst, in der Darstellung des nackten Körpers das Schönheitsideal zu schaffen; besonders ist die Bildhauerkunst von jeher auf Aktstudien angewiesen. Sie schafft im nackten Körper das bleibend Schöne, während der bekleidete Körper doch immer nur das Schönheitsideal einer bestimmten Zeit wiederspiegelt. Das Kostüm wechselt, weil es etwas Willkürliches ist, das nicht dauernden Gesetzen unterworfen ist und nur zu oft absurde Schönheitsprinzipien darstellt, so daß ein Kostüm, das als das Schönste gepriesen

wird und die Welt entzückt, nicht selten schon nach sehr kurzer Zeit als eine Ausgeburt verschrobener und wahnsinniger Geschmacksverirrung belacht wird. Wer wollte es heute noch zu behaupten wagen, daß die Krinoline das höchste Schönheitsideal sei? Wer kann auch nur eine kurze Sekunde im Zweifel darüber sein, ob die bildnerische Darstellung eines unbekleideten weiblichen Körpers oder des mit der Krinoline „verschönerten" einen idealeren Kunstgenuß bereitet? Ob das Schönheitsideal mehr in dem einen oder mehr in dem andern gewahrt sei und zur Geltung komme? Es würde wohl jedem, gleichwohl welcher Partei er angehört, lächerlich erscheinen, eine solche Frage überhaupt ernstlich anzuregen.

Während nun die Sittlichkeitsapostel davon ausgehen, daß alles Nackte schon immer deshalb, weil es schön sei, die Sinnlichkeit in moralgefährdender Weise anrege, sind die Verteidiger des Nackten der Ansicht, daß gerade das Empfinden des Schönen die Menschen veredele, sie reiner und edeler mache. Ohne in eine ernste Kritik der einen oder der andern Ansicht einzutreten, soll nur kurz gesagt sein, daß beide Meinungen durch ihre Übertreibungen sich selbst ins Unrecht setzen. So falsch es ist, das Nackte ohne jede Einschränkung für unsittlich und schamverletzend zu halten, so falsch ist es, durch den steten Anblick des Nackten die Menschheit veredeln zu wollen. Es ist bedauerlich, daß auf beiden Seiten so unendlich über das Ziel hinausgeschossen wird.

Wenn im Orient eine Vorliebe für Nuditäten bestand und zum Teile auch noch besteht, so läßt sich gewiß nicht behaupten, daß durch diese Vorliebe

eine Veredelung und eine sittliche Reinheit der Menschen herbeigeführt oder auch nur beabsichtigt worden sei. Daran hat sicherlich kein Mensch gedacht, und vor allen Dingen hat man unter der Veredelung und sittlichen Reinheit etwas absolut anderes verstanden als Prüderie und sexuelle Enthaltsamkeit, die ja auch in der Tat meist mit Veredelung und sittlicher Reinheit nicht das mindeste zu schaffen haben. Im Gegenteil; Prüderie schließt sogar naturgemäß die sittliche Reinheit völlig aus. Deshalb herrscht die Prüderie immer bei Völkern vor, die stark entsittlicht sind. Insbesondere haben die alten Griechen alles andere eher gepriesen als die Prüderie. Bei ihnen galt das Nackte in der Kunst keineswegs als etwas sexuell Erregendes, mindestens nicht im klassischen Altertum, sondern höchstens in den Zeiten des sittlichen Verfalls. Man begeisterte sich für das Nackte in den bildnerischen Schöpfungen, die wir auch heute noch bewundern, nur für das reine Schönheitsideal, und wer heute die wunderbaren Werke plastischer Kunst, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben, nicht von diesem Gesichtswinkel aus zu würdigen weiß, sondern nur daran denkt, daß die herrlichen Körperformen, weil sie nicht durch ausgiebige Kleidung verhüllt sind, schamverletzend oder gar unsittlich wirken, der beweist damit nicht sittliche Reinheit, sondern einen so bedenklichen Grad moralischer Verkommenheit, daß man gut daran täte, ihm durch eine reichlich bemessene Dosis ungebrannter Holzasche eine so nachdrückliche Lektion zu erteilen, daß er auf eine ganze Weile vergäße, die Schleusen seiner Beredsamkeit zur Hebung fremder Sittlichkeit in Be-

trieb zu setzen. Niemals wird ein Volk, das sittlich auf einem wirklich tiefen Niveau steht, Werke hervorzubringen vermögen, deren ideale Schönheit auf Jahrtausende das Entzücken aller hervorruft, die nicht in der Heuchelei und sittlichen Scheinheiligkeit ihre Lebensaufgabe erblicken. Es läßt sich indessen auch nicht behaupten, daß im Orient ganz allgemein aus künstlerischem Idealismus etwa das Nackte in der Kunst die Menschheit begeistert hätte. Wohl das Nackte ohne Kunst und aus anderen Gründen.

Dabei liegt natürlich die Sache ganz wesentlich anders, und das ist die geschichtliche Tatsache, die sich unsere modernen Lobredner auf das Tanzen nackter Personen doch lieber einmal etwas sorgfältiger zu Gemüte führen sollten. Die orientalische Neigung, sich am Anblick nackter Körper, besonders von Tänzern und noch mehr Tänzerinnen, zu berauschen, läßt schlechterdings, doch nicht auf ein sittlich völlig einwandfreies Motiv schließen. Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, daß der Anblick eines besonders schönen menschlichen Körpers Begierden wachruft, die weder an sich verwerflich noch unsittlich, sondern durchaus natürlich sind. Darüber wird auch die Phrase von der Freude am Schönen nicht hinwegzutäuschen vermögen. Anders wirkt immer das reine Kunstwerk als das wirkliche Leben. Wir haben durchaus keinen Grund, uns darüber zu beklagen, wir sollen aber auch nicht eine Tatsache bestreiten, die doch nun einmal nicht zu leugnen ist. Ich will mich dabei garnicht auf eine Kritik von Gründen und Scheingründen einlassen, denn sie führt zu nichts, schon deshalb nicht, weil die Verschieden-

heit der menschlichen Naturen sich nicht in eine bestimmte Methode hineinzwängen läßt. Wenn es selbst Menschen gäbe, die mit gutem Gewissen behaupten könnten, daß sie der Anblick einer nackten Tänzerin sexuell absolut nicht errege, daß sie vielmehr nur die reine Schönheit ohne jeden Nebengedanken zu bewundern vermöchten, so ist damit noch lange nicht festgestellt, daß dabei nicht eine starke Selbsttäuschung mitwirke, und für die Frage, ob solche Schaustellungen für die Allgemeinheit zulässig seien, würde, selbst wenn keine Selbsttäuschung im Spiele wäre, die abnorme reine Formenschönheitsfreude Einzelner garnicht in Betracht kommen können, da der normale Durchschnittsmensch doch anders empfindet und zweifellos sexuell erregt wird, ganz besonders wenn es sich um eine schöne Tänzerin handelt, die eifrig bestrebt ist, sinnberückend auf die Menge zu wirken. Eine solche öffentliche künstliche Erregung der Leidenschaften zu verbieten, ist aber durchaus die berechtigte Aufgabe der Obrigkeit.

Neu ist ein solches Einschreiten der Obrigkeit doch ohnehin nicht. Schon das mosaische Gesetz untersagte die Entblösungen in einer langen Reihe von Fällen aus sehr triftigen Gründen, und wo sie gestattet war, da ist auch die schlimme Wirkung niemals ausgeblieben. Ich vermag überhaupt das Bedürfnis, eine Tänzerin nackt auf der Bühne sich produzieren zu sehen, aus rein künstlerischen und ethischen Momenten nicht nachzuweisen, sondern kann, obwohl ich doch gewiß in Kunstsachen sehr liberal denke und ein erbitterter Feind jeder Prüderie bin, mich nicht von der Ansicht bekehren, daß es für die meisten

Menschen ebenso wie für mich ein mehr als peinliches Empfinden sein würde, in einem Theater zu sitzen, auf dessen Bühne nackte Tänzer und Tänzerinnen sich produzierten; ja ich mache kein Hehl daraus, daß für mich der Anblick absolut schamverletzend sein würde, wenn ich ihn etwa gemeinschaftlich mit einer fremden Dame, in Gegenwart von Eltern, Kindern, Braut oder Frau über mich ergehen lassen sollte. Doch nun zurück ins orientalische Altertum.

Schon die Geschichte Davids mit Bath-Seba, dem Weibe des Hethiters Urias, belegt das Gesagte. „Und es begab sich, daß David um den Abend aufstand von seinem Lager, und ging auf dem Dach des Königshauses, und sah vom Dach ein Weib sich waschen; und das Weib war sehr schöner Gestalt.“ So heißt es im 2. Samuelis, Kap. 11, V. 2. Diese wenigen Worte schildern schon in klassischer Form die Wirkung des nackten Körpers. David denkt an Liebesabenteuer überhaupt nicht; er erhebt sich von seinem Ruhelager und begibt sich auf das Dach seines Hauses, um dort in freier Luft ein wenig zu wandeln. Da sieht er die schöne Bath-Seba, die, wie der Text sagt, von sehr schöner Gestalt war. Sofort wird er von wilder Begierde ergriffen. Er sendet Boden aus, die sich erkundigen müssen, wer das Weib sei, und als er es erfuhr, ließ er die Schöne selbst kommen und schlief bei ihr, wie die Bibel kurz sagt. Das war also die Verführung des verführten Verführers, denn ein solcher war David durch den berauschenden Anblick des herrlichen Frauenkörpers. Es ist bekannt, wie David die Folgen dieses kurzen Liebesrausches dadurch zu verbergen suchte, daß er den Mann des

Weibes veranlassen wollte, sich zu Bath-Seba zu begeben, um so den Anschein zu erwecken als sei Uria der wirkliche Vater des Kindes seiner Frau. Der königstreue Hethiter folgte dem Winke aber nicht, da er treu bei dem Könige mit den anderen Kriegsleuten wachen will. Nun ist David teuflisch genug, den Mann mit einem Briefe an seinen Feldherrn Joab zu senden. In diesem Briefe aber war der Befehl enthalten, daß Uria in der Feldschlacht so verwendet werden solle, daß er erschlagen werde und sterbe. Ehebruch und Mord; das waren die Erfolge des Anblicks eines schönen Frauenkörpers.

Es wäre aber völlig verfehlt, etwa behaupten zu wollen, daß gerade David besonders prädestiniert gewesen sei, einer solchen Versuchung zu unterliegen; es ist im Gegenteil viel eher anzunehmen, daß auf die Durchschnittsmenschen der Anblick ebenso gewirkt haben würde wie auf den weit über die Durchschnittsmenschen hinausragenden David. David hätte sogar durch seine zahlreichen Weiber viel eher Gelegenheit finden können, seine sexuelle Erregtheit zu befriedigen; aber der Anblick der schönen Bath-Seba hatte seine Begierde so erweckt, daß er gerade diese Frau für sich haben mußte. Daß er die Macht besaß, den historisch gewordenen und sprichwörtlich verwendeten Uriasbrief zu schreiben, das ist ein Umstand, den zwar nicht viele Menschen bei solch einem Abenteuer zu verzeichnen haben würden; die Moral der Geschichte ist aber nicht die weitere abscheuliche Entwickelung des Dramas, sondern die Wirkung des nackten Frauenkörpers.

So wird dem Tiraquell folgende Historie nacherzählt, die ich in der Schreibweise eines älteren Schriftstellers wiedergeben will: „Aristoclea, ein ausbündig schön Mädgen, opfferte einsmahl dem Gott Jovi nackend, da ein vornehmer Jüngling, Nahmens Strato, sie ungefehr ersahe, und darüber in Liebe gegen sie heftig entzündet ward. Es hatte sie aber auch ein ander, mit Nahmen Callisthenes, lieb, drum als sie Hochzeit hielt, haben sich diese beyde so grausam um sie gezerret, und einer den andern dieselbe wieder nehmen wollen, daß endlich im Grimm das gute Mensch drüber in stücken zerrissen worden, auf deren toten Cörper sich Strato erstochen."

Hier ist das Drama recht wesentlich von dem des Königs David verschieden, aber der Grundton ist doch genau derselbe. Das „ausbündig schöne Mädgen" wird von einem für Frauenschönheit sehr empfänglichen Manne belauscht, als es nackt im Zeustempel opfert. Strato war ein gesitteter Mann, sonst würde er sich auf die Schönheit, die ihn bis zum Wahnsinn begeistert hatte, wohl energisch gestürzt und ihr Anträge gestellt haben wie der König David der Gattin des Hethiters. Das tat er nicht; er war aber in die schöne Aristoclea so verliebt, daß ihn deren sinnberückendes Bild nicht mehr verließ. Er mag errötend ihren Spuren gefolgt sein; aber damit hat er nicht erreicht, daß Aristoclea ihm eine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Strato hat auch das ertragen; als er aber erfuhr, daß sie ein anderer auch lieb habe, und daß sie diesen Anderen heiraten wollte, da stand das Bild ihrer nackten Schönheit ihm wieder vor Augen, und diese Schönheit einem Andern überlassen, den Gedanken mit sich herumtragen, daß

ein Anderer diesen herrlichen Körper besitzen und des namenlosen Glückes teilhaftig werden sollte, nach dem er selbst vergeblich schmachtete, das konnte Strato nicht ertragen. Er kämpfte mit dem glücklichen Nebenbuhler Callisthenes, und der Chronist drückt sich wohl allzu bildlich aus, wenn er sagt, daß beyde sich um die Braut gezerret hätten, bis das gute Mensch in Stücke gerissen worden sei; jedenfalls ist aber der Aristoclea ihre ungewöhnliche Schönheit verhängnisvoll geworden; sie wurde in dem Kampfe getötet, und Strato erstach sich über der Leiche. Er hat sie also geliebet „bis in den Tod." Das alles war aber nur die Folge davon, daß er sie nackt belauscht hatte. Was aus Callisthenes geworden ist, verschweigt die Geschichte. Wie es scheint, hat er den Fall überlebt; vielleicht hat er die schöne Aristoclea nicht gar so glühend geliebt wie Strato; vielleicht hatte er sie nicht nackt gesehen.

Das sind Geschichten, die man trotz ihres tragischen Ausganges und trotz ihres ganzen Verlaufes fast noch naive Liebesäffären nennen könnte, wenigstens dann, wenn man sie mit dem vergleicht, was sonst im Morgenlande an „nackten Geschichten" vorgekommen ist. Ich möchte jedoch, ehe ich zu der allgemeinen Schwärmerei für Nuditäten übergehe, noch eine Geschichte erzählen, die wieder etwas anderes bringt, schließlich aber gerade deshalb in der Kette ein wichtiges Glied bildet. Der König Gandaules III. von Lydien besaß eine schöne Gemahlin, die er närrisch liebte, und auf deren Schönheit er nicht wenig stolz war. Eines schönen Tages, als sich die Königin nackt in ihrem Gemache befand, rief Gandaules

seinen Freund Gyges und zeigte ihm die Gattin mit allen ihren geheimsten Reizen durch eine kleine Öffnung in der Tür. Das war also eine Geschichte, die der des österreichischen Prinzen nicht unähnlich war, die seinerzeit so viel unliebsames Aufsehen erregt hatte. Gyges war Kenner und fühlte sich durch den Anblick der schönen Königin derartig erregt, daß er nicht mehr Herr seiner selbst war. Wie die Geschichte endete, erzählt ein alter Chronist mit lakonischer Kürze folgendermaßen: „drüber der König das Leben verlohr, und Gyges an seine stat die Gemahlin und das Königreich bekahm."

Hier hatte also der König selbst seinen Untergang heraufbeschworen. Nach Herodot hat sich die Geschichte so abgespielt, daß Gandaules in der Tat seinem Günstling Gyges die Reize seiner schönen Gattin zeigen wollte und ihn deshalb in deren Zimmer verbarg. Nun soll die schöne Tudo den Eindringling aber entdeckt haben und über die Frivolität ihres Gatten so entrüstet gewesen sein, daß sie dem Gyges erklärte, sie wolle ihm selbst die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, ihre Ehre wieder herzustellen, überlassen. Sie könne und dürfe sich nackt nur vor ihrem Gatten zeigen und werde es nicht dulden, daß ein fremder Mann, der sie so gesehen habe, unter den Lebenden weile. Entweder müsse also Gyges sterben, oder er müsse ihr Gatte werden und, um dies möglich zu machen, ihren jetzigen Gatten Gandaules ermorden. Gyges war durch den Anblick der schönen Tudo so in Liebe entbrannt, daß er durchaus nicht abgeneigt war, sie zu seiner Gattin zu machen. Das Leben erschien ihm namentlich mit der Aussicht auf

den alleinigen Besitz der Tudo doppelt schön und wertvoll so daß er überhaupt keine Lust verspürte, es gerade jetzt zu verlieren. Dazu kam noch die Erwägung, daß doch selbst Gandaules die Katastrophe heraufbeschworen hatte, daß also nur er die gerechte Strafe verdiente, falls das Anschauen seiner nackten Gemahlin wirklich ein todeswürdiges Verbrechen war. So entschloß sich Gyges ziemlich leicht, wie er die Ehre der Tudo retten könne; er ermordete den König wirklich. Durch diese Tat erhielt er nicht allein eine äußerst begehrenswerte Gattin, sondern er wurde als Gatte der Königin selbst Herrscher über das lydische Reich.

Das Volk, das an und für sich nichts zu sagen hatte, war aber doch über den Königsmord sehr entrüstet und wollte den Gyges strafen, statt ihn zum König haben. Nun kam diesem aber eine Hilfe, die zwar etwas unerwartet kommen mochte, aber desto sicherer und widerspruchsloser wirkte. Man fragte nämlich das berühmte Delphische Orakel, was man in dieser sehr schwierigen Lage zu tun habe, und das Orakel war dem Königsmörder sehr günstig gesinnt und antwortete, man solle ihn zum König annehmen und werde sich gut dabei stehen. Gandaules war ja ohnehin nicht wieder ins Leben zurückzurufen, also befolgte man den Orakelspruch, und es war richtig, man stand sich gut dabei. Gyges regierte 38 Jahre und machte auch Eroberungen, die dem Reiche zum Vorteil gereichten. Gegen das Delphische Orakel erwies er sich übrigens sehr dankbar, denn er machte für den ihm günstigen Wahrspruch ein wirklich fürstliches Geschenk.

Gyges ist eine wirklich historische Person, und es ist historisch erwiesen, daß er sich tatsächlich die Herrschaft über Lydien angeeignet hat. Freilich wollen einige Historiker wie z. B. Plutarch, die romanhafte Geschichte mit der Tudo nicht gelten lassen, sondern erzählen nüchtern, daß Gyges die Herrschaft durch einen Aufstand mit Heeresmacht errungen habe. Aber nach anderen Quellen, die auch Hebbel benutzt hat, ist die Geschichte noch viel mystischer gewesen. Danach soll Gyges als Hirt in einer unterirdischen Höhle einen Zauberring entdeckt und an sich genommen haben. Dieser Ring habe die außerordentliche Kraft besessen, seinen Besitzer unsichtbar zu machen, sobald dieser den Ring so drehte, daß dessen Stein nach einwärts gerichtet war. Gyges habe sich in die schöne Tudo verliebt, sich ihr mit Hilfe seines Ringes genaht, ohne von jemandem gesehen zu werden und mit ihr die Freuden der Liebe genossen, dann den König Gandaules ermordet, da er sich in den Besitz der Tudo mit niemandem, am wenigsten mit deren rechtmäßigem Gatten, teilen wollte. Auch nach dieser Erzählung ist also die Verliebtheit des Gyges an dem Königsdrama schuld, und diese Verliebtheit ist durch den Anblick der nackten Tudo hervorgerufen worden, denn gerade diesen Anblick verschaffte sich Gyges mit Hilfe seines Zauberrings. Wer aber an dieses ebenso seltene wie begehrenswerte Kleinod nicht recht glauben will, der wird wohl der Herodotschen Erzählung die größere Wahrscheinlichkeit beimessen müssen.

Das ist ja auch schon deshalb empfehlenswerter, weil sie einen Einblick in die alten lydischen Sitten-

anschauungen gestattet. Es darf wohl als etwas auffallend betrachtet werden, daß Tudo die Belauschung durch Gyges gar so tragisch auffaßte, obwohl doch ihr eigener Gatte seine heiligsten Rechte auf die ihm allein geweihten körperlichen Geheimnisse seiner Gattin nicht so überaus streng zu wahren suchte. Wer die Gattin eines Mannes unverhüllt erblickt hatte, der mußte sterben. Davon wollte Tudo auf keinen Fall absehen. Das war in der Tat orientalisches Recht, das hier allerdings etwas schärfer ausgelegt wurde, als dies sonst zu geschehen pflegte. Das Recht hat doch den Grundgedanken als Basis, daß die Rechte des Mannes von der Unverletzlichkeit seiner Frau oder Frauen in der denkbar schärfsten Weise gewahrt werden sollten. Wie ja auch jetzt noch bei einzelnen orientalischen Völkerschaften der Mann den mit dem Tode straft, der es wagt, seine Frauen unverschleiert anzusehen. Gandaules hatte zwar auf dieses Recht selbst verzichtet; aber seine Gattin hielt dies doch nicht für ausreichend, eine Tat, die todeswürdig war, ungesühnt zu lassen. Sie ist deshalb nach der Sitte ihres Landes eine unbegrenzt tugendhafte Person gewesen. Daß sie dies veranlaßt hat, die Ermordung ihres Gatten zu verlangen und die Heirat des Moralverletzers, das ist eben das Interessante bei der Sache, denn es lehrt oder bestätigt vielmehr den alten Erfahrungssatz, daß eine strenge Befolgung moralischer und religiöser Glaubenssätze in der Regel zu Konsequenzen führt, die geradezu wie Wahnsinn erscheinen.

Übrigens hat das Altertum — Gyges regierte von 716—678 v. Chr. — in der Tat scharfe Bestimmungen

über die Nuditäten gekannt, tausendmal schärfer als sie unsere so oft als Zeitalter des Muckertums verschrieene Zeit für möglich hält. Nach Plutarch hat auch Romulus ein Gesetz gegeben, nach dem der des Todes sein sollte, der sich nackt von einem Weibesbilde beschauen ließ. Ich bin allerdings nicht in der Lage, nachzuweisen, ob jemals auf Grund dieses Gesetzes hingerichtet worden ist, oder, falls dies wirklich niemals geschehen sein sollte, ob die Männer selbst so sittlich dachten und empfanden, daß tatsächlich keiner dieses Gesetz verletzte, was allerdings eigentlich den Gedanken wachrufen müßte, daß dann das Gesetz höchst wahrscheinlich überhaupt nicht hätte gegeben zu werden brauchen, weil erfahrungsmäßig solche Gesetze doch nur dann gegeben zu werden pflegen, wenn das, was sie verbieten, eben schon so oft geschehen ist, daß man, um Wiederholungen zu verhüten, zu scharfen Strafandrohungen greift. Ich kenne dagegen einen von Cassius und Zeiler berichteten Fall, in dem das Gesetz nicht Anwendung fand. Als nämlich die Gattin des Kaisers Augustus, Livia, einst lustwandelte, begegneten ihr einige nackte Männer. Da das Gesetz noch bestand, sollten diese in der Tat hingerichtet werden, obwohl doch die Moralanschauungen seit den Tagen des braven Romulus sich recht erheblich gemildert hatten. Die Kaiserin erklärte, daß für ein sittenreines Weib der Anblick eines nackten Mannes in keiner Weise verletzend sei, da er nicht anders wirke als der Anblick einer leblosen Statue; die ja auch die Sittlichkeit in keiner Weise gefährden könne, wenn der Erblicker überhaupt Sittlichkeit besitze. Dieser Ausspruch der

Kaiserin rettete in der Tat den nackten Männern das Leben. Es läßt sich wohl auch schwerlich verkennen, daß dieser Ausspruch völlig unanfechtbar ist, denn der bloße Anblick eines Körpers ist in Wirklichkeit für einen Menschen, der sittlich denkt und empfindet, dasselbe wie der Anblick einer Statue; es wird nur immer das in uns erregt und zum Mitklingen angeregt, was auf den gleichen Ton gestimmt ist, wie nur die Saite eines Instruments mit schwingt und infolgedessen mitklingt, die auf den gleichen Ton, der laut wird, gestimmt ist. Wird also ein unsittlicher Wunsch in uns lebhaft, weil wir etwas sehen, was an sich natürlich ist, so muß dieser Wunsch schon vorher in uns gelebt haben; er wird angeregt, nicht erst erzeugt und wir könnten diese wichtige und interessante Frage ohne weiteres mit mathematischer Sicherheit in jedem Einzelfalle beantworten, wenn wir so klar wie die Kaiserin definiren könnten, was sittlich und was unsittlich sei. Ich vermag in den sexuellen Trieben nichts unsittliches zu finden und meine, daß die gute Livia Pflichtgefühl und Sittlichkeit doch nicht völlig einwandfrei getrennt hat. Vielleicht ist es ihr überhaupt nur darum zu tun gewesen, den Männern, von denen sie wußte, daß sie nichts Böses beabsichtigt hatten, das Leben zu retten. Vieleicht hat sie auch den übereifrigen Sittlichkeitshütern eine Lektion erteilen wollen.

Das Gesetz des Romulus unterscheidet sich von dem lydischen Gesetze, das dem armen und leichtfertigen König Gandaules das Leben kostete, dadurch, daß nach diesen das Anblicken nackter Weiber, nach jenem der Anblick nackter Männer als todeswürdiges

Verbrechen galt. Der Unterschied ist also doch sehr wesentlich, obwohl bei ganz oberflächlicher Betrachtung überhaupt kein Unterschied vorhanden zu sein scheint. Für die Lyder und überhaupt die Orientalen ist das Weib für jeden Mann, der nicht ihr Gatte ist, ein absolutes Noli me tangere. Es ist das ungefähr dasselbe, was ich im „Liebesleben im alten Deutschland" über die Keuschheit der Frauen gesagt habe, d. h. das Weib war als Eigentum des Mannes unantastbar. Auch im Orient ist das Recht des Mannes der Grundgedanke der strengen Vorschriften. Anders im Gesetz des Romulus. Da war eben die stolze Würde des Mannes entscheidend dafür, daß diese nicht vor den Weibern herabgewürdigt wurde. Die Weiber selbst waren nicht so vor dem Betrachtetwerden bewahrt. Es kam vielmehr im alten Rom garnicht darauf an, ob der entblößte Körper eines Weibes vor den Blicken der Männer geschützt wurde oder nicht; jedenfalls wurde das Weib, das sich nackt den Blicken eines Mannes aussetzte, nicht getötet noch mit Strafen bedroht, sofern es nicht gerade zu den vestalischen Jungfrauen gehörte, die ja aus wesentlich anderen Gründen zu einer mimosenhaften Empfindsamkeit gezwungen waren. Man liebte es sogar, bei festlichen Aufzügen nackte Weiber auftreten zu lassen, und es ist sicher, daß dieser Anblick auf die Römer doch erheblich anders wirkte als das Beschauen einer schönen Statue; das lag aber an den Römern.

Denselben Geschmack an Nuditäten fanden auch die Griechen, die sogar Ringkämpfe von nackten Weibern aufführen ließen, also doch noch einen Schritt weiter gingen als wir, die wir unsere Ringkämpferinnen

wenigstens in Trikots schlüpfen lassen, obwohl ja auch bei uns das wesentlichste Interesse an solchen Ringkämpfen viel weniger auf die gebotene Gewandtheit und Kraftentfaltung als auf die Präsentation des weiblichen Körpers in allerlei reizvollen Situationen und auf das Muskelspiel zurückzuführen ist, wenigstens zieht dieses Interesse die meisten Besucher zu den Damenringkämpfen hin. Die weiblichen Ringkämpfe im alten Griechenland erfreuten sich großer Beliebtheit, und es mag dabei in der Tat auch so zugegangen sein, daß die Zuschauer wirklich auf ihre Rechnung kamen. Das war weder verboten, noch erschien es Anstoß erregend; im Gegenteil hatte schon Lykurg diese Materie gesetzlich geregelt, und Plato soll dieses Gesetz ausdrücklich gutgeheißen und bestätigt haben. Der fromme Eusebius und auch andere Kirchenväter waren über diese Ungeniertheit äußerst aufgebracht und schimpften über die sündhafte Unsittlichkeit wie die Rohrspatzen. Sie sind besonders deshalb so aufgebracht gewesen, weil die Nacktheit keineswegs auf das weibliche Geschlecht beschränkt blieb. Es sollen vielmehr nackte Jungfrauen mit nackten Jünglingen solche Ringkämpfe ausgefochten haben, ja selbst ältere Männer mit älteren Frauen sollen als Ringkämpfer in die Schranken getreten sein. Ebenso sollen bei den öffentlichen Spielen und Aufzügen Männer und Weiber in bunter Reihe völlig nackt sich beteiligt haben. Diese Unsitte wird besonders aus dem alten Athen berichtet.

Anders soll bei den Spartanern der Nuditätskult betrieben worden sein. Es war dort wohl Brauch, daß die Jünglinge völlig nackt miteinander Ring-

kämpfe veranstalteten, aber es war den Weibern streng verboten gewesen, sich dort sehen zu lassen oder gar den Kampfesspielen zuzusehen. Nun stimmt das allerdings historisch keineswegs mit dem, was über die Unsitte der Athenienser berichtet wird, denn Lykurgos war nicht Gesetzgeber in Athen, sondern spartanischer Legislator. Hat er also die Kämpfe der nackten Jünglinge und Jungfrauen gesetzlich vorgeschrieben, dann kann er sie doch nur den Spartanern angeraten haben, nicht den Atheniensern, die sich jedenfalls von den spartanischen Gesetzgebern keine Vorschriften hätten machen lassen. Es ist schon aus diesem Schnitzer zu entnehmen, daß auch in den anscheinend einwandsfreiesten Berichten über das öffentliche Leben des Altertums nicht alles Gold ist, was glänzt. Man wird wohl deshalb zu der Annahme berechtigt sein, daß in Spartan dieselben Unsitten herrschten wie in Athen. Freilich wird man dabei nicht allzu äußerlich urteilen dürfen. Daß die Ringkämpfe nackter Frauen und Männer nach unseren Begriffen etwas überaus Skandalöses darstellen, kann nicht bestritten werden, aber daß sie gesetzlich geregelt waren, das läßt doch schon erkennen, daß sie mindestens nicht als eine Unsittlichkeit empfunden wurden. Man muß dabei immer davon ausgehen, daß auch die griechischen Gesetze zur Zeit keineswegs das duldeten, was als unsittlich erschien, und weder Lykurgos noch Plato dürfen als Männer gedacht werden, die etwa darauf ausgegangen wären, der Unsittlichkeit in ihrem Vaterlande Tür und Tor zu öffnen. Im Gegenteil; sie waren Männer, die das Beste erstrebten, und wenn sie die Frauen an Leibes-

übungen teilnehmen ließen, so glaubten sie, gerade dadurch das Wohl des Vaterlandes zu fördern, denn starke, gesunde Weiber waren nach ihrer Ansicht allein befähigt, starke und gesunde Nachkommen zu liefern, ein Gedanke, der an sich so absolut richtig und zutreffend ist, daß es sich wohl erübrigt, ihn noch besonders auf seine Berechtigung zu prüfen. Eine andere Frage ist es allerdings, ob es eben nur den einen Weg gegeben habe, die Gesundheit und Körperkraft der Weiber zu fördern. Aber auch dabei darf man nicht übersehen, daß der Geist jener Zeiten, wie dies auch schon in den olympischen Spielen in die Erscheinung tritt, nicht die im Verborgenen blühenden Veilchen als höchstes Ideal betrachtete, sondern daß Jeder, der über ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit verfügte, in erster Linie danach trachtete, diese schätzenswerten Eigenschaften auch in der Öffentlichkeit anerkannt zu sehen. Es gibt eben keinen lebhafteren Ansporn als den, öffentlich um die Palme zu ringen.

Dieser Ansporn, den das Ringen nach öffentlicher Anerkennung naturgemäß bietet, ist das Gesunde und doch auch zugleich das Bedenkliche bei der ganzen Sache. Gesund, weil eben der Zweck der aufgewendete Mühe und Anstrengung darauf gerichtet ist, das Höchste und Vollkommenste zu erreichen. Die Mühe ist der Preis des Erfolges; aber diese Mühe ist ja gerade das, was einziges Erfordernis ist, die Kräfte zu stählen, die Muskeln zu üben und den Körper geschmeidig und gewandt zu machen. Wo alle im lebhaftesten Wettbewerb stehen, wird natürlich die aufgewendete Arbeit für alle den schönen

Erfolg haben; alle werden kräftig und gesund ihre Glieder bilden und erhalten. Ließ man das weibliche Geschlecht an diesem Wettkampfe teilnehmen, dann wurde ohne weiteres erreicht, daß es nicht an der Hauptbedingung, unter der ein starkes und festes Geschlecht sich fortpflanzen konnte, fehlte, nämlich an starken und gesunden Müttern. Das war also eine durchaus solide Idee. Daß man die Kampfspiele nackt übte, das ergibt sich zwanglos aus der Natur der Sache, denn die Kleidung, die jede freie Bewegung hindert, dem Gegner außerdem gerade beim Ringkampfe außerordentliche Vorteile bietet, hätte einem wirklichen und uneingeschränkten Entfalten von Kraft und Gewandtheit unüberwindliche Hindernisse in den Weg gestellt. Trikots, durch die man in unserer Zeit Gymnastikern und ähnlichen Artisten die „Arbeit“ erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht, gab es nicht; man hätte sie überhaupt nicht herzustellen vermocht, selbst wenn man der Ansicht gewesen wäre, daß eine künstliche Verhüllung des Nackten dringend notwendig sei. Diese Ansicht hegte man aber auch keineswegs, weil man glaubte, daß ein Mensch, der über einen schön gewachsenen und kräftig gebauten Körper verfüge, sich dessen unter keinen Umständen zu schämen brauche. Vor allen Dingen würde man es nicht begriffen haben, daß ein nackter Körper etwas empörend Unanständiges sei, daß aber derselbe Körper sofort absolut einwandsfrei bleibe, sobald er in einem fleischfarbigen Trikot erscheine, das man zwar als eine Kleidung nicht einmal erkenne, das aber schon, weil man es bloß vermute, alle moralischen Bedenken sofort vernichte. Ich weiß sehr wohl, daß ja das Trikot allein nach

unseren heutigen Begriffen noch nicht ausreichen würde, seinen Träger oder seine Trägerin als wohlanständig erscheinen zu lassen, daß vielmehr zu dem Trikot noch ein Übergewand zu treten hat, das den Oberkörper schamhaft verhüllt; aber wenn das Gesagte wirklich hierdurch völlig widerlegt werden könnte, nun dann dürfte man sich doch einfach auf das Übergewand beschränken. Das würde aber nach heutigen Begriffen doch absolut nicht ausreichen; der Gedanke, völlig nackte Beine zu sehen, würde vielmehr auch denen ein Horror sein, die daran gewöhnt sind, unsere Damenwelt bei Bällen und sonstigen feierlichen Gelegenheiten mit so weit entblößtem Oberkörper zu betrachten, daß hieran eine ganz unbefangen urteilende, empfindsame Seele erst recht ein sogenanntes moralisches Ärgernis nehmen würde.

Ich möchte das Gesunde des Gedankens aber auch darin erblicken, daß man gerade an der Nacktheit keinen Anstoß nahm, weil man eben mit regstem Eifer den Verlauf des Kampfes verfolgte, an den kräftigen und gewandten Bewegungen der Kämpfenden Gefallen fand und durch dieses Interesse so weit in Anspruch genommen wurde, daß man auf den Gedanken, die Nacktheit könnte anstößig sein, garnicht verfiel. Das ist jedenfalls ein viel gesunderer Zustand als der, bei dem es den Zuschauer wenig oder garnicht fesselt, was sich vor seinen Augen an Handlungen abspielt, sondern bei dem es ihm in der Hauptsache bloß darum zu tun ist, etwas zu entdecken, das nach seiner Ansicht nicht wohlanständig, sondern schamverletzend und moralisch empörend ist. Es gibt in der Tat solche Käuze viel mehr, als man gewöhnlich glaubt.

Wie kann nun aber der Ansporn der öffentlichen Anerkennung gesund und doch zugleich bedenklich sein? Die Beantwortung dieser Frage ist immer etwas rein Subjektives, d. h. es kommt immer ganz auf die Persönlichkeit an, die die öffentliche Anerkennung auf sich einwirken läßt, und zweitens auch auf die Personen, die öffentliche Anerkennungen zollen. Es ist ein alter Ausspruch: „Wenn die Weiber den Rock oder das Hembd ausziehen, werfen sie auch zugleich alle Schamhaftigkeit mit hinweg.“ Auch das Altertum war dieser Ansicht im allgemeinen. Es ist deshalb immer die an Wahrscheinlichkeit grenzende Möglichkeit gegeben, daß ein Weib, das nackt in die Arena tritt, doch den Gedanken hieran auch nicht durch die faktisch etwa entstehende Notwendigkeit, in diesem Aufzug erscheinen zu müssen, zu bannen vermag. Es wird deshalb die gezollte Anerkennung nicht bloß auf Rechnung der geleisteten Arbeit, sondern zum großen Teile auch auf Rechnung der bloßen Erscheinung setzen. Das ist eben die Klippe, an der die Harmlosigkeit des Auftretens so oft schon gescheitert ist und noch so oft scheitern wird. So lange die Zuschauer noch die harmlose naive Freude an den Darbietungen eines Kampfes nackter Weiber so voll auf sich wirken ließen, daß persönliche Begierden dagegen nicht aufzukommen vermochten, hatte in der Tat die für uns viel mehr als bedenkliche Sitte eigentlich nur ihre gesunde Seite. Wie lange hat sie sich gehalten? Das ist eine Frage, die sehr schwer zu beantworten ist; jedenfalls hat aber selbst in Zeiten, in denen das griechische Heldentum noch im Zenith seines Ruhmes sich sonnen konnte, die naive Harmlosigkeit schon

nicht mehr bestanden, und der sittliche Verfall ließ den politischen nicht allzulange auf sich warten. Gerade durch die große Verschiedenheit der Moralauffassungen erklären sich aber auch die außerordentlich verschiedenen Ansichten über denselben Brauch, der ja, so absurd das klingen mag, trotz äußerlicher Gleichheit in den verschiedenen Perioden ein völlig verschiedener war. Ich komme auf den Dionysiusdienst und die Bacchanalien zurück.

Im orientalischen Altertum liebte man die Nuditäten im allgemeinen. So wird unter Berufung auf Curtius geschrieben: „Die Babylonischen Weiber, wenn sie bey einem Gastmahl waren, stelleten sich Anfangs gantz ehrbar und züchtig, bald aber drauf zogen sie die Ober-Kleider aus und letztlich warffen sie den Rock mit samt dem Hembd hinweg.“ Die Kunst der alten Schriftsteller, mit einigen Worten ein ganzes Stück Kulturgeschichte zu erzählen, zeigt sich auch an diesem kurzen Beispiel im schönsten Lichte. Aber mit so wenigen Worten ist um die Geschichte des alten, mystischen Babylon nicht herumzukommen. Babylon ist wohl die älteste, prächtigste und berühmteste Stadt des orientalischen Altertums, die schon unter Nabuchodonosor (Nebukadnezar) 2 Millionen Einwohner gehabt haben soll, und deren hohe Kultur und Wissenschaft unsere Bewunderung hervorrufen muß. Soll doch schon damals ein Problem der Technik gelöst worden sein, das wie eine Errungenschaft neuester Zeit anmutet, nämlich ein Tunnel unter dem Euphrat, der die alte Stadt in zwei Hälften teilte, hindurch. Da über den Euphrat hinweg auch eine breite prächtige Brücke den Verkehr zwischen den

beiden Stadtteilen vermittelte, wird man aus der Tunnelanlage einen Schluß auf den ungeheuren Verkehr ziehen dürfen, denn man hat den Tunnel wohl bloß deshalb angelegt, um eine Gefährdung des Fußgängerverkehrs durch den Wagenverkehr zu vermindern. Wenn man diese alte Stadtkultur studiert, mutet sie an, als müsse man auf die Schilderung elektrischer Straßenbahnen stoßen. Es hat allerdings das Studium dieser untergegangenen Kulturwelt etwas ungemein Wehmütiges; es wirkt wie ein Memento mori, das uns daran erinnern könnte, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß vielleicht nach Jahrtausenden auch von unserer Pracht und unserer Kultur nur ein totes Trümmerfeld der forschenden Nachwelt noch Kunde gibt.

Die Gründung Babylons wird in der Bibel den Nachkommen Noahs zugeschrieben; aber historisch läßt sich wenig nachweisen, und daß die Bibel gerade Babylons mit besonderer Aufmerksamkeit gedenkt, ist kein Wunder; ist doch mit dieser Stadt die Geschichte des Judentums innig verknüpft. Schon die biblische Erzählung des Turmbaus zu Babel ist in ein mythisches Gewand gekleidet, soll doch erst als Strafe für das zu kühne Unternehmen die Verschiedenheit der einzelnen Sprachen entstanden sein, die ja in der Tat schon im Altertum als ein Übelstand empfunden wurde, sicherlich sich aber sehr leicht anders erklären läßt als durch die Turmbaugeschichte. Es wäre aber gleichwohl völlig verfehlt, den babylonischen Turm ins Fabelreich verweisen zu wollen. Der Turm hat vielmehr wirklich bestanden und war sicherlich der merkwürdigste Tempelbau, der je existierte,

ein Tempel des Belu, der obersten Gottheit der Babylonier. Mag der Gedanke, in dem Turm aus religiösem Fanatismus etwas Unerhörtes zu schaffen, die Grundidee des Baues gewesen sein; mag es sich darum gehandelt haben, ein Werk zu errichten, das auch der größten Flut widerstehen könne, jedenfalls ist der Turm eines der vielen Weltwunder gewesen.

Daß in dem alten Babylon mit seiner hochentwickelten Kultur die Bewohner bemüht waren, des Lebens Unverstand mit vollen Zügen zu genießen, das würde man ohne weiteres annehmen dürfen; hier ist aber auch historisch erwiesen, daß in der Tat die alten Babylonier eine äußerst heitere Lebensauffassung besaßen, daß sie den wilden Sinnentaumel über alles liebten und daß sie es verstanden, sich die Zeit zu vertreiben. Nicht allein die schon oben zitierte Stelle nach Curtius zeigt, wie es bei den frohen Gelagen der Babylonier zuzugehen pflegte, sondern es lassen sich hierfür auch noch andere Belege erbringen. Die Curtius-Worte aber sind gerade ihrer Kürze wegen trefflich. Es ist da gesagt, daß zunächst bei den Gastmählern der Anstand durchaus gewahrt blieb, daß erst im Verlaufe des Gastmahls die wilde Lust in ihr Recht trat, und daß die Damen dann ihre kostbaren Gewänder ablegten und sich den Gästen unverhüllt zeigten.

Es ist natürlich über die älteste Wunderstadt des Orients viel gefabelt worden, aber sie hat sicherlich bestanden und eine große Bedeutung gehabt. Die älteste Kultur ist von dort verbreitet worden, und es ist nicht alles lautres Gold, was in den alten Erzählungen über die Wunderstadt mit ihren hängenden

Gärten glänzt. Schon an diese hängenden Gärten knüpft die Sage an, denn die Gärten selbst werden als eine Anlage der Königin Semiramis gepriesen, und diese Königin ist in einen solchen Dunst von Mythen, Sagen und Legenden gehüllt, daß sie selbst zum Schemen geworden ist. Man kann es nicht einmal übersehen, was an dieser Semiramis Fleisch und Blut, was Gottheit an ihr ist, denn es wird ja in der Tat vermutet, daß sie überhaupt keine Königin gewesen sei, sondern eine von den Assyrern verehrte Gottheit, die also den umgekehrten Weg in der Sage genommen hätte, den sonst große Sterbliche nahmen. Diese werden nach einem Leben großer Taten im Glauben des Volkes nicht selten zu Göttern; jene dagegen wäre aus einer Gottheit in die menschliche Gesellschaft aufgenommen worden, ich weiß nicht, welcher Weg der des größeren Ruhmes ist. Jedenfalls soll die Semiramis 2000 Jahre v. Chr. gelebt haben, also in einer Spanne Zeit, in der eine historische Persönlichkeit schon in ihren scharfen Umrissen leicht verwischt werden kann. Nach Herodot ist eine Babylonische Königin Semiramis eine durchaus historische Persönlichkeit; über das Jahr ihres Lebens und Regierens drückt dieser klassische Zeuge sich allerdings weniger klassisch aus; er sagt, sie habe fünf Generationen vor Nitokris regiert. Da Gottheiten nun aber höchst selten auf die Welt niedersteigen, selbst nicht um den Preis, hier als Königinnen einen Thron zieren zu dürfen, da die Semiramis bei allen ihren Vorzügen nicht gerade göttlich, sondern sehr, sehr menschlich gelebt haben soll, so wird man sie wohl richtiger zu den Menschen als zu den Göttinnen zu rechnen haben, wenn man

sie nicht völlig als ein Fabelwesen betrachten will, wozu doch wieder nicht der mindeste Grund vorliegen kann, da in der Tat die Semiramis wirklich als Königin auf Erden gewandelt sein und große Taten verrichtet haben muß. Sie soll zunächst die Gattin des Onnes gewesen sein, den einige Quellen als Feldherrn des Königs Ninus, andere als Statthalter von Syrien bezeichnen. An der Seite ihres Gatten soll sie den Krieg gegen Oxyartes von Baktra mitgemacht und dabei sich ein ganz besonderes Verdienst erworben haben. Es wird nämlich erzählt, sie habe die Stadt und besonders die hauptsächlichsten Schwächen der Verteidigung genau gekannt und selbst die Mauer der Stadt erstiegen, um so den Ihrigen den Weg zu zeigen, der mit Erfolg im Sturme eingeschlagen werden könne. Nun tritt wieder ein besonderes Moment in die Sage. Wenn es sicherlich auf eine ungewöhnliche Gattenliebe schließen läßt, daß Semiramis die Strapazen des Feldzug auf sich nahm, um dem Gatten nahe zu bleiben, so tritt dies besondere Moment, das ich als ein echt orientalisches bezeichnen will, doppelt auffällig in die Erscheinung. Semiramis wurde die Gattin des Königs Ninus, dem sie sehr gut gefallen hatte, und der besonders ihren Heldensinn beim Besteigen der Mauer bewundert hatte. Wie das möglich war? Im Liebesleben des orientalischen Altertums war eben alles möglich. Onnes soll eingewilligt haben, daß er auf seine Frau verzichtete, und daß diese den König heiratete. Ein sonderbarer Mann, wenn diese Einwilligung aus freiem Herzen ohne Zwang gekommen ist. Das ist allerdings schwerlich anzunehmen, denn die großen Vorzüge der Se-

miramis, die den König bis zur Tollheit entflammten, sind doch wohl auch dem guten Onnes nicht verborgen geblieben; er hat sie wahrscheinlich noch besser gekannt als der König. Es wird ja auch berichtet, daß Onnes Selbstmord begangen habe. Das läßt schwerlich darauf schließen, daß er sich gar so leichten Herzens von der Gattin, die ihm bis ins wilde Kriegsgetümmel gefolgt war, trennte, um sie dem König zu überlassen. Gestorben ist Onnes jedenfalls, vielleicht hat auch da der König dem Entschlusse des abgetanen Gatten etwas nachgeholfen, wie der König David dem Uria beim Abschied vom Leben behilflich gewesen ist, als er sich überzeugt hatte, daß der Bathseba der Gatte durchaus entbehrlich war. So etwas nahm man nicht so genau; man dachte vielmehr, selbst lieben macht glücklich, wie unser materiellerer Spruch lautet, selber essen macht fett. Ich habe diese Geschichte wiedergegeben, weil sie, gleichviel ob sie wahr ist oder nicht, doch einen recht interessanten Einblick in die Auffassung alt orientalischen Liebeslebens gestattet. Ich will auch die anderen wesentlichsten Angaben über das Königtum der Semiramis wiedergeben.

Dies vielumstrittene Weib soll die Mutter, nach anderen Quellen die Tochter des Königs Ninus gewesen sein. Diese nahe Verwandtschaft habe aber den König nicht gehindert, die Semiramis zu seiner Gattin zu machen. Der feste Pol in aller dieser Erzählungen Flucht ist der, daß Semiramis dem König einen Sohn geboren habe, der Ninyas genannt wurde. Eine weitere Übereinstimmung in allen Erzählungen ist die, daß Ninus nicht lange das Glück seiner Ehe mit Se-

miramis genossen habe; er sei sehr bald gestorben, und nach seinem Tode habe Semiramis die Regierung allein geführt. Dieses Faktum wird übereinstimmend gemeldet; aber über die Todesart des Königs Ninus gehen die Berichte wieder sehr weit auseinander. Nach der einen Ansicht soll Ninus friedlich eines natürlichen Todes gestorben sein. Nach anderen Erzählungen soll Semiramis ihn ermordet haben. Das würde ja zu der oben zitierten Ansicht, daß Ninus das treue Band der Liebe und Ehe zwischen Onnes und Semiramis gewaltsam zerrissen, die Frau für sich genommen und den Gatten in den Tod getrieben habe, nicht übel passen. Es wäre die Rache für die abscheuliche Tat des Ninus. Hier will ich noch einer anderen Variante gedenken. Ninus soll die Semiramis als Sklavin an seinen Hof geführt haben, um sie sich zu eigen zu machen. Ich weiß nicht, ob auch nach dieser Variante die schöne Semiramis die Gattin des Onnes gewesen sein soll; möglich oder sogar wahrscheinlich ist es sicher. Semiramis war nicht nur schön, sondern auch klug; sie wußte es, die Leidenschaft des Königs bis zum Wahnsinn zu entflammen, so daß Ninus sich soweit beherrschen ließ, um der schönen und stolzen Semiramis auf 5 Tage die Regierung zu überlassen. Das war im orientalischen Altertum durchaus möglich, und nicht einmal etwas so gar Absurdes. Semiramis aber soll diese Herrschergewalt benutzt haben, um den König zu ermorden und die Regierung für alle Zeit zu behalten. Sie hat, wenn auch aus anderen Motiven, vielleicht aber auch aus ganz ähnlichen, demnach gehandelt wie die jüdische Judith, auf die ich noch zurückkommen werde.

Ninus ist auch nach dieser Variante als ein Opfer seines Liebeswahns und seiner Leidenschaft gefallen. Und das Volk?

Ich habe schon an anderer Stelle gezeigt, daß das Volk in hündischem Gehorsam vor dem Herrscherthron kroch und gegen Königsmorde vielleicht heimlich murrte, nicht aber sie zu rächen wagte, wenn der Mörder selbst den Thron bestieg, denn in diesem Augenblicke war er ja Herr über Tod und Leben seiner Untertanen geworden. Nach der alten Sage ist Semiramis sogar die Erbauerin von Babylon gewesen; nach anderer Meinung, die viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, soll sie nur im bereits bestehenden Babylonischen Reiche Städte gegründet haben. Daß ihre Regierung über Babylon aber eine für das Volk günstige und vorteilhafte war, darin stimmen die Berichte überein. Sie soll Kriege geführt, mit Genie und Energie gekämpft und im Lande viel Gutes geschaffen haben. So wird von ihren Zügen nach Persien, nach Ägypten, Libyen und Aethiopien erzählt. Ob sie Großes auf dem Kriegspfad erreicht hat, wird nicht gesagt; es ist aber wohl anzunehmen, daß der Kriegsgott ihr nicht alle Erfolge versagt hat; denn sonst würde ihr wohl der Mut zu neuen Unternehmungen vergangen sein. Das war aber keineswegs der Fall; im Gegenteil. Sie wagte sich sogar an ein gewaltiges Unternehmen und zog gen Indien. Dabei hatte sie aber nicht nur keinen Erfolg, sondern sie schnitt noch schlimmer ab als Napoleon I. bei seinem Zuge gegen Rußland. Ihr Heer wurde völlig vernichtet, und sie entkam mit großer Not mit etwa 20 Mann. Damit war aber auch

ihr Schicksal besiegelt. Nachdem sie 24 Jahre regiert hatte, verschwand sie im Alter von 62 Jahren von der Bildfläche.

Hier tritt nun wieder die Sage in ihr Recht, denn es wird erzählt, daß die einst gefeierte Semiramis die Gestalt einer Taube angenommen habe und davongeflattert sei. Für diesen Abschluß ihrer Regentenherrlichkeit lassen sich freilich keine einwandsfreien historischen Beläge erbringen, und wenn die Taube so oft als Symbol der keuschen Unschuld gilt, so würde Semiramis zu diesem sanften Bilde eigentlich auch wohl sehr wenig gepaßt haben. Sie soll vielmehr ein sehr wenig taubenhaftes Leben geführt haben, und man hat später die über alle Begriffe „galante" Kaiserin Katharina II. wohl die Semiramis des Nordens genannt. Wenn das in Rücksicht auf das Liebesleben der Katharina II. auch nur einen Schein des Rechtes gehabt hat, dann hat es um die Moral der Semiramis sehr übel ausgesehen. Jedenfalls hat die alte Sage, daß Semiramis als Taube den Nachstellungen ihres Sohnes entgangen sei, viel dazu beigetragen, die ganze Geschichte von der Semiramis als eine Mythenbildung erscheinen zu lassen. Soll doch auch Iphigenia in einer Wolke vom Opferaltar entführt und gerettet worden sein; Wolke und Taube — an sich freilich recht verschiedene Dinge, für die Sage aber sind sie völlig gleichwertig. Der Sage bedarf es aber in diesem Falle wirklich nicht, denn daß Ninyas seiner Mutter nachgestellt hat, um sie zu ermorden, daß sie schließlich wirklich von der Bildfläche verschwunden ist, darin berichten die verschiedenen Quellen völlig übereinstimmend; es ist

deshalb doch ziemlich naheliegend, der Quelle zu folgen, die angibt, daß Ninyas seinen Plan wirklich durchgeführt, d. h. die Semiramis tatsächlich ermordet habe. Die Quelle, die dies berichtet, erzählt, daß Semiramis 45 Jahre lang für ihren Sohn die Regierung geführt habe. Das wäre an sich schon ein Grund gewesen, in dem prädestinierten Herrscher den Wunsch, nun endlich selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen und sich nicht weiter am Gängelbande führen zu lassen, wachzurufen. Es ist für einen Orientalen ohnehin keine Kleinigkeit, sich von einem Weibe bis zur vollen Bedeutungslosigkeit zurückdrängen zu lassen. Besonders als Semiramis so gewaltiges Unglück im Kriege gegen Indien gehabt hatte, mochte der Wunsch eines kräftigen, tatenlustigen Mannes, die alte, verbrauchte Frau zurücktreten zu sehen, sogar etwas Staatserhaltendes für sich haben. Es wäre ja nun damit freilich noch nicht gesagt gewesen, daß dieser Wunsch nur durch einen Mord zu verwirklichen sein konnte; aber die herrschsüchtige und, wie viele Quellen behaupten, ausschweifende Semiramis wird wohl nicht freiwillig zurückgetreten sein, und dann gibt es auch noch ein psychologisches Moment, das nicht übersehen werden darf.

Semiramis hatte den Ninus ermordet, um die Herrschaft zu erlangen. Bei ihrer Charakteranlage und dem Hange zu Ausschweifungen, der ihr wenigstens später nachgewiesen oder doch mindestens nachgesagt wurde, mochte auch die Annahme, daß sie den Ninus an sich gelockt und ihren Mann, den Onnes, zum Selbstmord getrieben habe, den Ninyas beherrschen. Er konnte durch den Mord der Mutter den Mord des

Vaters rächen. Daß er sich gerade 45 Jahre Zeit gelassen haben sollte, um die im Orient wohl schon im hohen Altertum bestehende Pflicht der Blutrache zu üben, das würde freilich nicht gerade auf einen schnellentschlossenen, impulsiven Charakter schließen lassen; es steht ja aber auch nicht fest, daß Ninyas ein solcher gewesen sei. Er soll allerdings der Erbauer des alten Ninive gewesen sein, eine historische Tat, die andere Berichte wieder seinem Vater, dem Ninus, andichten, während die Bibel als Gründer von Ninive den gewaltigen Jäger Nimrod nennt, der ja allerdings der historische Ninus zu sein scheint, denn von Nimrod ist eine einwandsfreie Überlieferung nicht auf uns gekommen. Wenn Josephus, der als Geschichtsschreiber uns so manchen Aufschluß gegeben hat, den Nimrod als den Erbauer des babylonischen Turms und als einen niederträchtigen Bösewicht, der zuerst das Feuer angebetet habe, bezeichnet, so ist leicht zu erkennen, daß die Quellen, aus denen Josephus diese Weisheit schöpft, nicht zuverlässiger sein können als der biblische Bericht, und daß Jesephus vielmehr zweifellos aus jüdischen Legenden geschöpft hat. Darauf mögen auch die arabischen Überlieferungen fußen, nach denen Nimrod jeder Schandtat für fähig gehalten wurde, ja geradezu als eine Art bösen Prinzips galt, der aber auch da als Gründer und Erbauer der großen, längst verfallenen Städte Mesopotaniens gilt. Er gilt gleichzeitig als Begründer der Astronomie, die ja im alten Babylon sich zu einer bestgepflegten Wissenschaft entwickelte. Man wirft ihm also bei hochverdienstlichen Werken auch die größten Schändlichkeiten vor. Warum? Ich glaube aus einem ähn-

lichen Grunde, aus dem unter christlicher Kultur Leuten, die Großes leisteten, nicht selten vorgeworfen wurde, sie ständen mit dem Teufel im Bunde und wären deshalb schlechte, boshafte Menschen, die jeder gemeinen Handlungsweise fähig seien. Es muß das wohl auf die Sucht des menschlichen Herzens, sich selbst dadurch zu erhöhen, daß man Größere verkleinert und deren Verdienste durch allerlei üble Nachreden zu verringern trachtet, zurückzuführen sein. Die Bibel selbst sagt von Nimrod nur: „Der fing an, ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden und war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn.“ Das sind doch sicherlich keine so besonders üble Dinge, und wenn es heißt, ein gewaltiger Jäger „vor dem Herrn“, so ist auch dieser letztere Zusatz höchstens eine Andeutung, daß Nimrod auch „vor dem Herrn“ bestand. Wie man darauf gekommen ist, ihn als Feueranbeter zu nennen, ist schwer zu sagen. Es ist auch nicht zu sagen, ob Nimrod und Ninus dieselbe Person darstellten, für die nur der Name abweichend angegeben ist; daß aber Nimrod mit Ninyas identisch sein könne, das erscheint völlig ausgeschlossen, und es ist demnach auch nicht einleuchtend, warum man letzteren für den Erbauer von Ninive gehalten hat. Ich habe aber die weite Abschweifung nur deshalb unternommen, weil es mir immerhin wichtig erschien, zu zeigen, wie widerspruchsvoll und in undurchdringliche Mythen gehüllt die dürftigen Berichte über das älteste orientalische Altertum sind. Man nimmt an, daß es in der Tat einen assyrischen König Ninus gegeben habe, und setzt dessen Regierungszeit auf mindestens 2100 Jahre vor Christus. Das ist gewiß auch nicht zu

hoch gegriffen; aber schon aus der Geschichte der Semiramis erkennen wir, daß es zu jener Zeit auch schon eine indische Kultur gegeben hat, die wohl ebenfalls mindestens annähernd der assyrisch-babylonischen äquivalent war. In der Kriegskunst hat sie vielleicht die assyrische übertroffen. Sicher ist dies allerdings auch nicht, denn die Tatsache, daß das Heer der Semiramis in Indien völlig vernichtet wurde, läßt sich schließlich auch durch andere Umstände erklären; es erscheint sogar nicht einmal wahrscheinlich, daß ein großes Heer durch einen so gewaltigen Marsch durch unbekannte und wohl auch unwirtliche Gegenden, in denen es das Gelände nicht einmal kannte, schwer zu leiden gehabt hat, und daß es den Indern, selbst bei nicht übertriebenen großen taktischen Fähigkeiten leicht gelingen konnte, dem fremden, mit den örtlichen Verhältnissen nicht vertrauten Heere Hinterhalte zu legen.

Wenn man die Unzulänglichkeit der einwandsfreien historischen Quellen über das älteste Babylon berücksichtigt, wird man wohl schwerlich mit Sicherheit behaupten dürfen, daß gerade das, was über die Vorliebe für Nuditäten und Sittenlosigkeit des Volkes und der Semiramis behauptet wird, als über jeden Zweifel festgestellt gelten dürfte. Viel eher läßt sich über das spätere Babylon unter Nabukudurrusur oder Nebuchadrezar, den Nebukadnezar der Bibel, der 604—562 v. Chr. lebte, mit einiger Sicherheit berichten. Hier fließen die Quellen reichlicher, und das Mythische tritt nicht mehr so stark in den Vordergrund. Von Nebukadnezar steht fest, daß er eine historische Person war; er wird als der Sohn des Nabopolassar bezeichnet,

und in alten Keilschriften finden wir sichere Kunde von ihm, so daß es als erwiesen behauptet werden darf, daß er der mächtigste König von Babylon war. Weniger zuverlässig sind die weltlichen Quellen über die Kriegszüge; aber die biblischen Berichte, die ja im großen Ganzen mit dem, was als historisch gelten muß, übereinstimmen, enthalten in den Apokryphen sehr eingehende und interessante Schilderungen. Nach dem Buche Judith wird Nebukadnezar als der König von Assyrien bezeichnet, der in der großen Stadt Ninive regierte und zunächst den medischen König Arphaxad, dessen feste Stadt Ekbatana als das Wunderwerk einer festen Stadt damaliger Zeit gepriesen wird, besiegte. Nebukadnezars Macht war so groß, daß sich ihm in Furcht und Schrecken rings die Lande ergaben, ohne daß sein gewaltiger Feldherr Holofernes auch nur eine Schlacht zu schlagen brauchte. Der stolze Assyrerkönig wurde von Übermut arg gepeinigt; nach der Bibel verlangte er, daß alle Völker ihre Götter absetzen und ihn selbst als Gott anbeten sollten. Das mag ja historisch wohl nicht als einwandsfrei gelten dürfen; es zeichnet aber gleichwohl trefflich den Hochmut des gewaltigen Königs, der nichts über sich dulden wollte, wie ihm nach seiner Ansicht nichts auf Erden widerstehen konnte. Man nimmt an, daß die biblische Erzählung der Judith nicht historisch, sondern erfunden sei, um das jüdische Volk in schwierigen Lagen zu ermutigen und zu zeigen, daß Gott seinem Volke, wenn es ihm treu bleibe und fest auf ihn vertraue, auch in den schwersten Stunden helfe, in denen eine Hilfe absolut unmöglich erscheine. Es mag sein, daß dies in der Tat der Zweck der Er-

zählung gewesen ist; aber das würde doch nichts für die Unwahrheit der Erzählung beweisen. Hat doch selbst in unserer Zeit noch der gläubige Sinn des ersten deutschen Kaisers das Wort gesprochen: „Welche Wendung durch Gottes Fügung!“ Wird doch auch in unserer Zeit noch in den Kirchen in schwerer Zeit Gottes Beistand herbeigefleht. So wenig man aber den deutsch-französischen Krieg für unwahr bezeichnen darf, weil ein Kaiser gesagt hat: „Gott war mit uns!“ oder „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben!“, so wenig ist man berechtigt, zu behaupten: „Die Geschichte der Judith ist deshalb unwahr, weil sie benutzt wurde, das Volk zum treuen Glauben und zum Ausharren im Vertrauen zu Gott zu erhalten.“

Sehen wir uns die Geschichte der Judith einmal etwas näher an, so werden wir doch unmöglich verkennen dürfen, daß sie, auch völlig von dem doktrinären Gottesvertrauen entkleidet, reine Tatsachen lehrt, die allermindestens doch die Vermutung hervorrufen müssen, daß sie nicht in allen Einzelheiten frei erfunden sein können. Denkt man an die Flucht der Kinder Israels aus Ägypten, die ja übrigens in der Judith-Erzählung ausführlich mitgeteilt wird, so fällt der Unterschied im ganzen Aufbau und im speziellen Effekt so handgreiflich auf, daß die Wage sich unbedingt zur Judith neigen muß. Dort teilt sich das Meer, um die Kinder Israels trocknen Fußes hindurchzulassen. Sofort aber, als die Verfolger denselben Weg einschlagen, vollzieht sich die Vernichtung der Feinde. Das ist also ein Wunder, von denen man wohl sagen mag, es wird berichtet, um die wunder-

bare Hilfe zu zeigen, die Gott seinem auserwählten Volke geleistet habe. Dem kritischen Verstand drängt sich dabei ohne weiteres der Zweifel oder, wo ohne Rücksicht auf die Quelle geurteilt wird, die Gewißheit auf, daß die Geschichte vom Roten Meere nicht wahr sein könne, da Wasser den natürlichen Gesetzen der Schwerkraft folgen müsse und sich nicht zu beiden Seiten auseinandertürmen könne.

Wo in aller Welt ist aber in der Judith-Geschichte des Glaubens liebstes Kind, das Wunder? Auch nicht die allerleiseste Andeutung eines Wunders ist da gegeben, denn die ganze umfangreiche Doktrin, daß Gott in der höchsten Not helfe, kann getrost gestrichen werden, ohne daß der Erzählung auch nur ein Körnchen von Wahrscheinlichkeit verloren ginge. Im Gegenteil, das Ganze ist so unwiderstehlich wahrscheinlich, so bis ins Detail psychologisch wahr, daß man bei ganz objektiver Prüfung sich nur sagen muß; es kann sich überhaupt garnicht anders abgespielt haben.

Zunächst sprechen schon Tatsachen, die ja in der Erzählung nicht einmal angedeutet sind, für die Wahrscheinlichkeit; dann aber sind soviele kulturhistorische Finessen in die Erzählung verflochten, unabsichtlich, daß sie als Lehrstoff dienen könnten. Wo aber ist auch nur der allermindeste Nachweis dafür, daß die Judithepisode sich nicht abgespielt habe? Ich würde auf diese Geschichte überhaupt nicht näher eingehen, wenn sie mir nicht gerade für dieses Kapitel, das von der Vorliebe für Nuditäten im orientalischen Altertum handelt, so überaus wertvoll erschiene. Ich möchte annehmen, daß auch Hebbel dieser Gedanke mitbewogen hat, seine Judithtragödie zu schreiben, denn

er ist ihm viel mehr noch gefolgt, als nach dem biblischen Original gerechtfertigt erscheinen kann.

Nebukadnezar führte, nachdem er 586 v. Chr. Jerusalem erobert und den Tempel zerstört hatte, die Juden in die babylonische Gefangenschaft. Das erzählt die Bibel selbst; warum hätte sie nun gerade die Judithgeschichte als eine theosophische Lehrepisode erfinden sollen, um etwas zu bestreiten, was sie dann selbst zugibt? Ich meine, hätte es sich darum gehandelt, einfach beweisen zu wollen, daß den Juden, die zu Gott hielten, nichts geschehen könne, so würde man doch nicht gerade den Sieg über das Heer desselben Nebukadnezar gefeiert haben, der die Juden in die babylonische Gefangenschaft abführen ließ. Gerade daß sich die Judithgeschichte in den apokryphischen Büchern findet, macht sie nicht unwahrscheinlicher, wenn auch die chronologische Reihenfolge der historischen Ereignisse nicht dadurch, daß das Buch Judith gewissermaßen losgelöst ist aus der Reihe der geschichtlichen Daten, übersichtlicher gemacht wird.

Nun zurück zu der inneren Wahrscheinlichkeit der im Buche Judith mitgeteilten Tatsachen! Ich habe schon darauf hingewiesen, daß der mythische Wunderzauber, der so reichlich über andere Erzählungen ausgebreitet ist, hier völlig fehlt. Statt dessen finden wir eine Schilderung echten altorientalischen Lebens, wie es echter überhaupt nicht gegeben werden kann. Wir finden den wulstigen Übermut des von seiner Übermacht überzeugten Königs Nebukadnezar, der sich als Gott anbeten lassen wollte. Die Völker zitterten vor ihm und unterwarfen sich. Anders das

strenggläubige Volk der Juden, das daran festhielt, daß sein Gott größer und mächtiger sei als alle Götter und Götzen anderer Völker, und daß er sie deshalb wohl bewahren und beschützen könne. Das ist wieder etwas durchaus Natürliches, und der Glaube an den Schutz und die Hilfe der Gottheiten war ja nicht einmal etwas spezifisch Jüdisches. Wir finden dieses Vertrauen auch bei den heidnischen Völkern des Altertums, die ihren Göttern opferten, damit sie ihnen den Sieg verleihen sollten. Der Heerführer des Nebukadnezar war der Feldherr Holofernes, und was konnte wohl näher liegen, als der Gedanke, daß die schlimmste Gefahr abgewendet sein mußte, wenn Holofernes getötet wurde, wodurch natürlich sein Heer in Schrecken und Bestürzung geraten mußte. Da es aber in jedem Kampfe außerordentlich wichtig ist, welcher der Gegner mutig und siegessicher angreift, und welcher bestürzt und verzagt sich angreifen läßt, so ist auch der Sieg der fanatisch siegesgewiß über die bestürzten Gegner herfallenden Juden kein Wunder, sondern so absolut wahrscheinlich und sicher, daß es vielmehr ein Wunder gewesen wäre, wenn die assyrischen Truppen sich trotz der bei ihnen herrschenden Verwirrung und Bestürzung doch gegen den machtvollen Anprall der Feinde hätte halten können.

Wie aber konnte das assyrische Kriegsvolk in Verwirrung gebracht werden, d. h. wie konnte der mächtige, stolze Holofernes, der so gut in seinem Lager bewacht wurde, plötzlich getötet werden, ohne daß seine Umgebung von dieser Tat eher etwas bemerkte, als bis eben die Stunde der Gefahr nahte,

in der die unerwartete Entdeckung die Gemüter tief erschütterte? Das gerade zeigt uns die Geschichte der Judith so klar, daß man wohl zugeben muß, eine andere Möglichkeit war überhaupt nicht vorhanden.

Als das jüdische Volk in der Stadt Bethulia, wie die Bibel schreibt, Betylua, wie sie historisch benannt wird, belagert wurde, stieg die Not aufs Äußerste, da die Assyrer den Wasserzufluß abgeschnitten hatten, um die Stadt, die wie alle Städte des Altertums stark befestigt war, zur Übergabe zu zwingen. In diesen Not kam Judith ein rettender Gedanke. Judith war die Witwe des Manasse, ihre Abstammung ist mit großer Ausführlichkeit geschildert, die ebenfalls nicht die Vermutung rechtfertigt, daß Judith nichts gewesen sei, als eine erdichtete Figur, die gerade gebraucht wurde, um eine Doktrin dichten zu können. Judith wird als eine besonders fromme und gottesfürchtige Person geschildert, die während der 3½ Jahre ihrer Witwenschaft im Sacke um den auf dem Felde plötzlich verstorbenen Mann trauerte. Diese Judith beschloß nun, mit Gottes Hilfe ihr Volk von den Feinden zu erretten. Sie begab sich, festlich gekleidet und im Glanze ihrer ungewöhnlichen Schönheit mit einer Magd ins feindliche Lager und verlangte, vor Holofernes geführt zu werden.

Was sich dort abspielte, ist altorientalisches Leben mit einer psychologischen Feinheit beobachtet, daß diese Geschichte, wäre sie nicht die Geschichte einer wahren Begebenheit, sondern freie Erfindung, ein Meisterstück poetischer Schilderung wäre. Holofernes sieht die schöne Jüdin, die ihm helfen will, die feind-

liche Stadt in seine Hände zu bekommen. Er ist ihr schon aus diesem Grunde gewogen; aber seine Sinnlichkeit wird durch den Anblick des verführerisch-schönen Weibes mehr und mehr entflammt. Wie diese steigende Leidenschaftlichkeit geschildert wird, wie Judith es versteht, das sichtliche Wohlgefallen des mächtigen Fürsten listig auszunutzen, um sich von vornherein eine Bewegungsfreiheit zu sichern, ohne die sie ihr Vorhaben überhaupt nicht hätte ausführen können, das ist geradezu bewunderungswürdig, und nur verständlich, wenn man annimmt, daß die Erzählung wahr ist. Judith gibt sich in einem Punkte wahr; sie ist die fromme Jüdin, die ihr Heil im ständigen Gebete sucht und offen erklärt, daß sie auch dem Holofernes nur helfen könne, wenn dieser ihr erlaube, sich täglich aus dem Lager zu entfernen, um in der Nähe ihrer Stadt ihr Gebet zu verrichten. Nur dadurch hatte sie die Sicherheit, daß sie zu jeder Zeit mit ihrer Dienerin das Lager verlassen durfte. Ja, sie hatte ihren Plan noch besser durchdacht; sie hatte in einem Sacke Lebensmittel mitgenommen und durfte auch beim Verlassen des Lagers diesen Sack mit sich nehmen.

Holofernes empfindet immer mehr Begierde nach Judith: es liegt ihm schließlich viel mehr daran, die Judith zu erobern als die feste Stadt Bethulia, die ihm ja ohnehin nach seiner Ansicht nicht entgehen konnte. Er war schließlich nur noch darauf bedacht, Judith für sich zu gewinnen und machte daraus auch vor seiner Umgebung kein Hehl. Es heißt wörtlich: „Am vierten Tage machte Holofernes ein Abendmahl seinen nächsten Dienern allein, und sprach zu Bagoas,

seinem Kämmerer: Gehe hin, und berede das ebräische Weib, daß sie sich nicht weigere, zu mir zu kommen. Denn es ist eine Schande bei den Assyrern, daß ein solch Weib unberühret von uns komme, und einen Mann genarret habe."

Diese kurze Rede allein ist ein ganzes Stück Kulturgeschichte. Daß Holofernes Absichten auf Judith hatte, die schön und verführerisch war, das würde ja keineswegs als etwas besonders Erwähnenswertes gelten können, denn das ist so natürlich, daß es unter gleichen Verhältnissen wohl auch heute noch bei allen Völkern dasselbe sein würde. Aber Holofernes geht weiter; er sagt das große Wort, daß es eine Schande bei den Assyrern sein würde, wenn ein solches Weib unberührt davon kommen sollte. Es war also danach geradezu Ehensache, die Verführung vorzunehmen und sie mit Hilfe der Untergebenen sofort einzuleiten. Wenn man das berücksichtigt, dann wird man wohl schwerlich den Vorwurf zu fürchten haben, daß man etwa leichtfertige Schlüsse auf die damalige Moral der Assyrer ziehe, wenn man daraus entnimmt, daß das Liebesleben jenes alten Volkes von einer Sinnlichkeit erfüllt war, die kaum übertroffen werden kann.

Wie verhielt sich nun Judith zu dem Ansinnen? Sie wird als eine sehr fromme und tugendhafte, sittenreine Witwe geschildert, die einsam und verlassen 3½ Jahre um den verstorbenen Mann trauerte und nie daran dachte, nach einem neuen Gatten zu schauen, oder auch nur nach einem noch so harmlosen Verkehr mit Männern trachtete. Wendete sie sich mit sittlicher Entrüstung ab, als ihr ein so echt — assyrisches Aner-

bieten gestellt wurde? O nein! Im Gegenteil. Sie hatte längst erkannt, daß sie das Wohlgefallen des Holofernes in hohem Maße erregt hatte, und daß Holofernes ihr ein derartiges Anerbieten machen werde. Sie ist offenbar nur deshalb in das feindliche Lager gegangen, weil sie die Männer ihrer Zeit kannte und sich wohl bewußt war, daß sie immer noch einen tiefen Eindruck auf Männerherzen machen konnte. Sie mochte vielleicht auch von der assyrischen Lebensauffassung gehört haben, die ja nicht einmal so erheblich verschieden von der jüdischen war, und mochte recht gut wissen, daß die Stunde kommen mußte, wo die Begierde den Sinn des gewaltigen Feldherrn berücken würde. Das ist eben die psychologische Feinheit in der ganzen Geschichte. Es heißt im Text weiter: „Da sprach Judith: Wie darf ich's meinem Herrn versagen? Alles, was ihm lieb ist, das will ich von Herzen gerne tun all mein Leben lang." Und sie stand auf, und schmückte sich, und ging hinein vor ihm. Da wallte dem Holofernes sein Herz; denn er war entzündet von Begierde zu ihr. Und sprach zu ihr: Sitz nieder, trink, und sei fröhlich; denn du hast Gnade gefunden bei mir. Und Judith antwortete: Ja, Herr, ich will fröhlich sein, denn ich bin mein Leben lang so hoch nicht geehret worden."

Auch diese Rede zeigt einen lehrreichen Einblick in das Leben jener alten Zeit. Es war doch weder für Judith noch für die ganze Gesellschaft auch nur der leiseste Zweifel darüber vorhanden, welche Rolle Judith bei Holofernes spielen sollte. Dennoch sagt Judith, sie sei ihr Leben lang noch nicht so geehrt worden, wie dadurch, daß sie die Buhlerin

des Holofernes werden sollte. Daß auch dies nach der altjüdischen Auffassung des Liebeslebens durchaus keine Phrase war, ist unstreitig. Es war eben für das Weib eine ehrende Auszeichnung, wenn es bei einem Manne heftige Begierden erregte, die eben doch nur das Weib zu erregen vermochte, das in ausreichendem Maße begehrenswert war. Ist es doch auch bei uns noch eine Auszeichnung für ein weibliches Wesen, wenn es viel umworben ist, d. h. doch aber auch nichts weiter, als daß es die Eigenschaften besitzt, die in Männeraugen ein Weib begehrenswert erscheinen lassen. Daß dabei das sexuelle Moment nicht ausgeschaltet werden kann, das ist doch auch in unserer Zeit noch Binsenweisheit, wenn wir es freilich auch nicht nach heutiger Moralansicht zugeben dürfen, daß eine Begehrlichkeit, die nicht durch die Ehe sanktioniert wird, als eine Auszeichnung gelten sollte. Wir würden das Erregen der Begierde für eine Auszeichnung, den Wunsch, daß diese Begierde anders als durch die Ehe befriedigt werden soll, als eine beleidigende Herabsetzung zu bezeichnen haben. Das Altertum, namentlich das des sinnlichen Orients, kannte aber das Dogma von der Metamorphose der Auszeichnung nicht, sondern folgerte logischer, weil natürlicher, daß wenn die Erregung der Begierde ehrend sei, auch die Konsequenz ehrenvoll bleiben müsse. Also Judith fühlte sich so hoch geehrt, wie noch niemals all ihr Leben lang. Kleine Züge soll man bei der Prüfung derartiger Vorgänge so wenig unbeachtet lassen, wie große Taten, die ja nur deshalb größer erscheinen, weil der erhebliche Erfolg drastischer in die Augen fällt. Ein kleiner

Zug war es, daß sich Judith noch besonders schmückte, ehe sie zu Holofernes ging. Sie wollte ihn eben völlig berauschen und ihm den klaren Verstand nehmen. Es ist wohl anzunehmen, daß sie damit erreichen wollte, was der Bibeltext ganz nebenbei sagt: „Und Holofernes war fröhlich mit ihr, und trank so viel, als er nie getrunken hatte sein Leben lang."

Auch dabei findet sich noch eine psychologische Feinheit. Judith verzehrte nur das, was ihre Magd ihr bereitet hatte. Es war dies sicherlich Speise und Trank, die ihr den Verstand nicht trüben konnten. Sie wollte bei dem Abenteuer ihrer Sinne völlig Herrin bleiben, und sah gewiß mit großer Freude, daß der gute Holofernes, der das Ziel seiner heißen Wünsche sicher erreicht zu haben glaubte, diese weise Vorsicht vollständig außer Acht ließ. Daß dabei Holofernes sich bis zur Sinnlosigkeit betrinken würde, das konnte Judith allerdings nicht voraussehen; aber sie hatte jedenfalls ihre Pläne so gemacht, daß sich auch ohne diesen glücklichen Zufall einen Erfolg ihres Abenteuers gehabt haben würde. Es kann auch nicht gerade Wunder nehmen, wenn Judith und die, die die Geschichte erzählt haben, in der völligen Trunkenheit des Holofernes nicht einen blinden Zufall erblickten, sondern eine Fügung des großen Gottes, den Judith ja um Hilfe angefleht, und von dem sie zuversichtlich eine Hilfe erwartet hatte, da ja Gott durch diese Hilfe zeigen sollte, daß er der große, mächtige Gott sei, der die Seinen auch in der höchsten Not nicht verläßt, und der sich nicht durch hoffärtige, übermütige Menschen verspotten läßt.

Es muß bei der Tafel sehr lustig hergegangen sein, denn es wird erzählt, daß die Diener sich entfernten, und daß sie alle betrunken waren. Es ist das wohl auch die beste Erklärung dafür, daß sich niemand weiter um den sinnlos berauschten Holofernes kümmerte, sondern daß man ihn in diesem Zustande mit der Judith allein ließ. Es ist ja ohnehin nicht zu vergessen, daß Holofernes schon vorher allen gesagt hatte, er wolle die Schande bei den Assyrern nicht aufkommen lassen, daß ein solches Weib unberührt von ihnen kommen sollte; sie wußten also, daß er sie für sich allein haben wollte, und trauten es dem Manne wohl zu, daß er selbst einen starken Rausch bald überwinden und sich auf Judith besinnen würde, die ja bereitwilligst diese Ehre genießen wollte. „Und Judith war allein bei ihm in der Kammer."

Das Weib allein mit dem gewaltigen Manne, der ihrer so heiß begehrte. Es wäre ja wohl doch die Sinnlichkeit des Weibes auf eine harte Probe gestellt worden, wenn Judith nicht so fest von dem Vorsatz, ihr Volk zu retten, durchdrungen gewesen wäre. So allerdings, wo sie den Mann sinnlos vor sich auf dem Bette liegen sah, machtlos und willenlos in ihre Hand gegeben, den Mann, den sie als den gefährlichsten Feind ihres Volkes glühend hassen, den sie wegen seiner wüsten Trinkerei verachten mußte, da war wohl die Versuchung nicht allzugroß. Hochklopfenden Herzens beobachtete sie den Feind, dessen mächtige Glieder ihr auch trotz seiner Besinnungslosigkeit noch Furcht und Schrecken einflößten. Würde ihr das Werk, das sie verrichten wollte, auch glücken, würde ihre des Kampfes und der Waffen völlig ungeübte

Hand, diesen Riesen erschlagen können? Und was sollte geschehen, wenn sie ihn nicht mit mächtigem Streiche zu fällen vermochte? Wenn sie ihn bloß verwundete und ihn dadurch ins Bewußtsein zurückrief, ehe sie ihn wirklich kampfunfähig gemacht hatte? Und wenn ihr Überfall Lärm verursachte, durch den seine Wachen herbeigelockt würden? Die Rettung ihres Volkes war auch dann mißlungen, wenn selbst Holofernes sterben mußte; denn die Assyrer würden dann in maßlose Wut geraten, statt in Bestürzung und den Tod des Feldherrn am jüdischen Volke furchtbar rächen.

Es war also trotz aller günstigen Umstände doch noch eine verzweifelte Lage, in der sich Judith befand. „Und Judith trat vor das Bette, und betete heimlich mit Tränen.“ Sie betete, daß Gott ihr bei dem Meuchelmord helfen sollte. An sich ein absurder Gedanke, und doch kein unlogischer, denn Gott sollte ja zum Siege helfen, und der Sieg über einen grimmen Feind ist nicht möglich, wenn der Feind geschützt werden soll. Judith ergriff das Schwert des Holofernes, das an der Säule oben am Bette hing, und führte die eigene Waffe ihres Opfers gegen dieses. Zweimal hieb sie mit aller Kraft zu; der Kopf war damit noch nicht vom Rumpfe getrennt, sondern die Mörderin mußte ihn erst noch mit des Schwertes Schärfe völlig abschneiden. Holofernes erwachte aber nicht zum Bewußtsein; schon der erste Hieb muß also sofort tötlich gewesen sein. Der Plan war gelungen. Der stolze, siegesgewisse Feldherr war nicht mehr, von den Freuden einer üppigen Tafel träumte er hinüber in das geheimnisvolle Jenseits, von dem es kein Zurück

mehr gibt. Und Judith warf den entseelten Körper von dem Lager, auf dem er mit ihr die höchste Wollust hatte genießen wollen, auf den Boden. Den Kopf aber hüllte sie in den Sack, den sie zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel stets bei sich führte und nahm ihn mit hinaus. Dann ging sie mit ihrer Magd hinaus aus dem Lager, wie sie dies jeden Abend getan hatte, um zu beten. Die Diener des Holofernes, die wußten, daß ihr Herr mit Judith die Wonnen der Liebe genießen wollte, waren ja ebenfalls betrunken; sie schliefen und merkten den vorzeitigen Abschied der Jüdin nicht, und die Wachen, die ein für allemal den Befehl hatten, das ebräische Weib ungehindert passieren zu lassen, konnten natürlich keinen Verdacht hegen, als die fremden Frauen also, wie sie dies sonst taten, das Lager verließen. Sie achteten auch nicht darauf, wie lange diese fortblieben, und ob sie überhaupt zurückkehrten. An eine Rückkehr dachte Judith selbstverständlich nicht; sie entfloh vielmehr eiligst nach Bethulia. Dort fand sie natürlich die Tore fest verwahrt; aber es gelang ihr leicht, sich den Wächtern zu erkennen zu geben und Einlaß zu finden. Den Kopf des Holofernes führte sie als unwiderlegbaren Beweis dafür, daß das unmöglich Scheinende gelungen, daß Holofernes kein gefährlicher Feind mehr war, mit sich.

Damit war freilich die Rettung erst zur Hälfte geschehen; aber schon der Anblick des Hauptes erfüllte die Männer Judas mit wilder Siegesfreude. Judith riet nun, man solle am nächsten Morgen in aller Frühe das blutige Haupt des Feindes über die Mauer hinaus hängen. Das war ein sehr kluger Rat, denn

der Anblick dieser Trophäe mußte die Juden siegesgewiß machen, weil er ihnen zeigte, daß Gott den gefährlichsten Gegner in ihre Hand gegeben hatte, und von der Stimmung, mit der die Juden den Angriff auf das feindliche Lager unternahmen, hing eben der Erfolg ab.

Der Rat wurde befolgt, und am andern Morgen berauschte sich das ganze Volk an dem Anblick des Hauptes. Die Männer ergriffen die Waffen und stürmten mit großem Geschrei nach dem assyrischen Lager. Dort hatte noch niemand von der grausigen Bluttat der Judith etwas bemerkt. Man lachte deshalb über die Juden und die Feldhauptleute wendeten sich an Bagoas und forderten ihn auf, den Holofernes zu wecken, denn „die Mäuse seien herausgelaufen aus ihren Löchern und kühn geworden"; sie wagten es, das Lager anzugreifen. „Da ging Bagoas hinein, und trat vor den Vorhang, und klatschte mit den Händen; denn er meinte, er schliefe bei Judith. Und horchte, ob er sich regen wollte. Da er aber nichts vernahm, hob er den Vorhang auf: da sah er den Leichnam ohne Kopf in seinem Blute auf der Erde liegen. Da schrie und heulte er laut, und zerriß seine Kleider, und sahe in der Judith Kammer; und da er sie nicht fand, lief er heraus zu den Kriegern und sprach: Ein einziges ebräisches Weib hat das ganze Haus Nebukadnezars zu Spott und Hohn gemacht vor aller Welt; denn Holofernes liegt da tot auf der Erde, und ist ihm der Kopf abgehauen. Da das die Hauptleute von Assyrien hörten, zerrissen sie ihre Kleider, und erschraken über die Maßen sehr. Und ward ein groß Zetergeschrei unter ihnen."

Das war also genau die Wirkung, die Judith erwartet hatte, und die zum Gelingen des kühnen Überfalls unbedingt erforderlich war, denn da die Assyrer erheblich in der Übermacht waren, da sie kampfgewohnte und für unüberwindlich gehaltene Krieger waren, hätte ein Überfall des Lagers durch die Juden als heller Wahnsinn erscheinen müssen, wenn nicht ein so außerordentliches Ereignis eingetreten wäre, das unter allen Umständen das moralische Gleichgewicht so wesentlich zu gunsten der stürmenden Juden verschieben mußte, daß eben das, was sonst Wahnsinn schien, zum Erfolge führte. Wir haben ja gesehen, daß die Assyrer zunächst über den Ausfall der Juden spotteten, die Mäuse hätten ihre Löcher verlassen und seien kühn geworden, so hieß es, ehe der plötzliche Tod des Holofernes bekannt war. Und nachdem die Schreckenskunde das assyrische Lager durcheilte? Der Text schildert es sehr einfach: „Da nun das Kriegsvolk hörte, daß Holofernes der Kopf ab war, erschraken sie, und wurden irr, und konnten nicht Rat halten, was sie tun sollten, so war ihnen der Mut entfallen; und flohen auf allen Wegen in der Ebene und im Gebirge, daß sie den Ebräern entrinnen möchten; denn sie hörten, daß sie gegen sie daherzögen. Und da die Kinder Israel sahen, daß die Feinde flohen, eileten sie ihnen nach mit großem Geschrei und Trommeln.“ Keine Spur eines Wunders! Alles ist so durchaus natürlich und einfach, daß man sagen könnte, selbst das Faktum, daß zwei und zwei immer nur vier ergeben müsse, sei nicht selbstverständlicher als dieser Sieg der Kinder Israel über die viel stärkere Macht der Assyrer. Der Oberste der Stadt,

Orius, schickte eiligst Boten an alle Städte des Landes, ließ ihnen die Kunde von dem Siege bringen und sie auffordern, den Sieg ausnutzen zu helfen. Dadurch erhielt er große Verstärkungen, die den Fliehenden in den Weg fielen und ihnen große Verluste beibrachten. Man erreichte damit auch, daß die Assyrer nirgends Ruhe noch Rast fanden, bis sie aus dem Lande getrieben waren.

Wer sich von den Einwohnern Bethulias nicht an dem Angriffe beteiligt hatte, der wanderte nun hinaus in das assyrische Lager, das verödet und unbewacht geblieben war, da die Assyrer nur darauf bedacht gewesen waren, sich zu retten. Nichts hatten sie mitgenommen, und nun zeigte sich erst der Reichtum und der Luxus, den die verwöhnten Assyrer auch im Kriegslager nicht vermissen wollten. Die Beute war enorm, und die Israeliten erwarben auf leichte Weise gewaltige Reichtümer. Sie waren aber nicht undankbar und vergaßen nicht, der Retterin in ihrer Not, der kühnen Judith, reiche Geschenke zu machen. Alle die massenhaften Prunkstücke aus edlen Metallen, die Holofernes mit sich geführt hatte, erhielt Judith als Geschenk, und aus dem ganzen Lande strömten helle Scharen nach Bethulia, um Judith zu sehen und zu preisen. Judith war und blieb die Heldin des Volkes; aber sie vergaß ihren Mann nicht und blieb Witwe. Im Alter von 105 Jahren soll sie gestorben sein.

Doch nun genug von dieser biblischen Judithepisode. Daß sie die höchste Wahrscheinlichkeit für sich hat, keine freie Erfindung zu sein, habe ich genügend dargetan. Sie würde aber auch, wenn sie

eine bloße Dichtung wäre, vollen Anspruch auf recht eingehende Beachtung erleben dürfen. Sicher sind doch mindestens die Sitten und Gebräuche jener Zeiten durchaus richtig wiedergegeben, und diese zeigen die alte assyrische Moral in so klarem Lichte, daß für den Kulturhistoriker diese Geschichte immer noch eine Fundgrube bleibt. Von einiger Wichtigkeit ist nun freilich die Frage, ob Holofernes, der den Ausspruch getan haben soll, daß es eine Schmach und Schande bei den Assyrern sei, wenn ein Weib wie Judith sich von ihnen trennen sollte, unberührt und unverführt, wirklich gelebt hat. Daß die biblische Geschichte die Namen nicht ganz genau wiedergibt, beweisen schon die Benennungen Bethulia und Nebukadnezar, die, wie wir gesehen haben, in Wirklichkeit anders lauteten. Auch Holofernes ist nicht korrekt genannt, und höchst wahrscheinlich ist Holofernes in Wirklichkeit der persiche Name Orofernes. Ein solches Fürstengeschlecht ist aber historisch nachgewiesen; es tritt sogar verschiedentlich in der Geschichte auf. Ein Mitglied der kappadocischen Familie Orofernes wird als Feldherr des Darius Ochus etwa 345 v. Chr. genannt, der andere bemächtigte sich 159 v. Chr. sogar des Thrones, er war ein dem König Ariarathes IV. von seiner Gattin Antiochis untergeschobener Sohn. Es ist also auch nach dieser Richtung hin mindestens doch so viel bewiesen, daß die Namen, die in der Judithgeschichte die Hauptrollen spielen, echt sind.

Auffallen mag es ja, daß bei der lüsternen Leidenschaft der Assyrer nicht Weiber im Kriegslager des Holofernes erwähnt sind. Man würde doch fast mit Sicherheit erwarten dürfen, daß Holofernes mehrere

Gattinnen oder Buhlerinnen mit sich geführt habe. Das ist aber auch wieder ein Punkt, der nicht voreilig abgetan werden darf. Zunächst kommt es ja bei der Erzählung nicht im mindestens darauf an, eine kulturhistorisch wertvolle Schilderung des Lebens in einem assyrischen Kriegslager zu liefern, sondern es soll die Geschichte der durch die Ermordung des Holofernes ermöglichten Rettung Israels geschildert werden. Dabei war es selbstverständlich nicht von Interesse, ob die Assyrer Weiber bei sich führten, ja, es mußte ohnehin das, was damals allgemeiner Brauch war, als bekannt und deshalb nicht der Erwähnung wert betrachtet werden, wie ja auch sonst keine einzige Andeutung über das Leben im Lager der Assyrer gemacht wird. Es war selbstverständlich, daß sich Weiber im Kriegszuge befanden, wie ja auch die Kinder Israel selbst ihre Kriege bei der Eroberung des gelobten Landes geführt hatten, während Weiber und Kinder mit im Zuge weilten. Die Stellung des Weibes im Orient war auch keine solche, daß sie etwa bei einem Liebesabenteuer des Holofernes irgendwie eine Störung hätte veranlassen können. Judith bewegte sich ziemlich frei im assyrischen Lager; schon dies deutet darauf hin, daß die Anwesenheit von Weibern durchaus nicht auffiel; es würde vielmehr Aufmerksamkeit bei den assyrischen Kriegern erregt haben, was Judith trieb, wohin sie sich wendete, sobald sie, um zu beten, das Lager verließ, und es wäre ihr gewiß nicht so leicht geworden, nach der Mordtat sich zu entfernen und den Kopf des Holofernes mit sich zu nehmen, wenn es nicht ein ziemlich gewohnter Anblick gewesen wäre, Weiber sich im Lager bewegen zu

sehen. Daß die Krieger alle der Ansicht waren, es sei eine Schande, wenn ein solches Weib unberührt von ihnen komme, wird man wohl annehmen dürfen; wenn aber der gewöhnliche Soldat nichts tat, diese Schande abzuwenden, d. h. wenn nicht alle sich an die verlockend schöne Jüdin heranwagten, so liegt dies daran, daß sie wohl wußten, Judith gehöre dem Holofernes, und dieser würde ja wohl in diesem Punkte keinen Spaß verstanden und durchaus keine Neigung gehabt haben, ein Weib, das ihn selbst „entzündet" hatte, mit seinen Soldaten zu teilen. Auch Judith würde wohl nicht auf den kühnen Plan gekommen sein, ins feindliche Lager zu gehen und den gefürchteten Feldherrn, vor dessen Stirnrunzeln ganze Völker zitterten, zu ermorden, wenn sie nicht gewußt hätte, daß Besuche von Weibern im Kriegslager weder etwas Ungewöhnliches noch etwas Unerwünschtes waren; sie muß doch ganz genau damit gerechnet haben, daß der gestrenge Herr Holofernes, glühenden Weiberaugen gegenüber weiches Wachs war, eine Berechnung, die sich ja auch als durchaus richtig erwies. Es ist nun im letzten Kapitel der Judith-Geschichte auch gesagt, daß Judith während ihres langen Lebens in Israel hochgeehrt gewesen sei, und daß, so lange sie lebte, niemand gewagt habe, Israel anzugreifen. Das ist freilich wohl eine ziemlich kühne Phantasie, denn mit ihren 100 Jahren wird wohl auch Judith nicht mehr so verführerisch schön gewesen sein, daß es ihr etwa hätte gelingen können, die Künste, denen Holofernes zum Opfer gefallen war, zu wiederholen, mag auch ihr Name bei den Feinden eine Art Alpdrücken hervorgerufen haben, „denn kein Mann, noch

kein Krieger hat ihn (Holofernes) umgebracht, und kein Riese hat ihn angegriffen, sondern Judith, die Tochter Aleroris, hat ihn niedergelegt mit ihrer Schönheit. Denn sie legte ihre Witwenkleider ab, und zog ihre schönen Kleider an zur Freude den Kindern Israel; sie bestrich sich mit köstlichem Wasser, und flocht ihre Haare ein, ihn zu betrügen; ihre schönen Schuhe verblendeten ihn; ihre Schönheit fing sein Herz; aber sie hieb ihm den Kopf ab, daß sich die Perser und Meder entsetzten vor solcher Tat."

Es ist da nochmals das Resumé gegeben, die intimere Schilderung der Umstände, durch die Holofernes zu Fall gebracht wurde. Es ist das eine fast schwülstige Liebesepisode, die zwar in der Form eines Gebetes gedacht ist, aber doch die sinnliche Siedehitze des Holofernes'schen Liebesrausches anschaulich genug schildert. Wer das so verständnisvoll zu schreiben vermochte, der mußte einen tiefen Einblick getan haben in das Liebesleben des Volkes, in dem Holofernes einen so hohen Rang eingenommen hatte.

Das Schlußkapitel enthält aber noch einen Satz, der für mein Thema von großem Interesse ist; es heißt da: „Er dräute, mein Land zu verbrennen, und meine Mannschaft zu erwürgen, Kinder und Jungfrauen wegzuführen." Das ist eine Klage, die so einfach klingt, daß sie kaum der Erörterung zu bedürfen scheint, und doch ist sie eine höchst beachtenswerte Andeutung einer furchtbaren Kriegssitte, die ebenfalls beweist, daß furchtbare Grausamkeit mit Wollust gepaart, das Fühlen und Denken jener Völker erfüllte. Man begnügte sich nicht damit, den Feind besiegt zu haben,

sondern ruhte nicht, ehe die Männer vernichtet waren, die Weiber aber eine besonders begehrte Beute bildeten. Ich werde auf diese Kriegsbräuche noch zurückkommen.

Die Vorliebe für Nuditäten, die uns im Orient so vielfach entgegentritt, hat auch zur Gründung einer besonderen Sekte geführt, die viel umstritten ist, und auch wohl deshalb viel umstritten bleiben wird, weil ihr Programm in sich die schärfsten Gegensätze zu vereinen scheint. Die Sekte predigte die unglaublichste Enthaltsamkeit. Während nun aber die Asketen, die ebenfalls die völlige fleischliche Enthaltsamkeit als das höchste sittliche und religiöse Gebot betrachteten und selbst die von Christus selbst empfohlene Ehe als eine entsetzliche sündige Unzucht betrachteten, dieses Gebot dadurch am besten zu befolgen glaubten, daß sie der Versuchung entflohen und sich fern von dem sündigen Treiben dieser Welt in irgend einem stillen Winkel verbargen, was ja jedenfalls das beste und sicherste Mittel war, sündiger Betätigung, wenn auch nicht sündiger Lust, zu entgehen, suchte die sonderbare Sekte durch das Gegenteil zu noch größerem Ruhme zu gelangen. Sie forderte völlige Nacktheit in den religiösen Versammlungen und ließ beide Geschlechter in dieser absoluten Kostümlosigkeit sich gemeinsam versammeln. Hier war die Versuchung also in der allerstärksten Form geboten. Daß es ein größeres Verdienst ist, einer starken Versuchung mit Festigkeit zu widerstehen als der Versuchung zu fliehen und etwas nicht zu tun, was man eben nicht tun kann, weil es an jeder Gelegenheit dazu fehlt, das ist so zweifellos richtig, daß

man sich ohne weiteres zu dieser Sekte wenden und ihr die Siegespalme reichen müßte. Die Sache ist nur deshalb so viel umstritten, weil die böse Welt, die es nun einmal liebt, das Strahlende zu schwärzen, und das Erhabene in den Schmutz zu ziehen, zwar den guten Willen der Sektengründer nicht bestreitet, aber doch nicht an den Sieg der selbstlosen Tugend glauben will, sondern annimmt, daß viele Menschen nur deshalb Mitglieder der Sekte geworden seien, weil sie weniger die Erlangung des Seelenheils als vielmehr die große Versuchung gereizt habe, ohne auch nur die Absicht zu haben, sich dieser Versuchung widersetzen zu wollen. Es hätte eben für die Leute nichts Anziehenderes gegeben, als nichts anzuziehen, besonders da, wo Mann und Weib, durch das enge Band der gleichen Sekte aneinandergekettet, in friedlicher Gemeinschaft hausten.

Diese Sekte nannte sich Adamiten. Sie entstand im zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, und man darf wohl annehmen, daß der Gründer dieser Sekte, Prodicus, der ein Schüler des Carprocretes gewesen sein soll, wirklich einer der überspanntesten Menschen gewesen ist. Er war Gnostiker und ein Schwärmgeist, wie es vielleicht keinen zweiten gegeben hat. Daß er fest von der Güte seines Systems überzeugt war, daß dieses System theoretisch sich sehr glänzend verfechten läßt, ist wohl nicht zu bestreiten; aber wie die Theorie sich zur Praxis verhalten hat, das ist der wunde Punkt. Es steht nur fest, daß die Sekte wirklich ihre Versammlungen abhielt. Daß in jener Zeit keine Sittenpolizei bestand, die sich etwas energischer über diese Sekte hätte in-

formieren können, daß das Heidentum, das ja damals noch die Macht in der Hand hatte, die Nacktheit sicherlich garnicht beanstandet hat, da es selbst sittlich einen Tiefstand erreicht hatte, der nicht gut übertroffen werden konnte, das steht auch fest. Es müssen also doch wesentlich andere Gründe gewesen sein, die den Adamiten das Leben sauer machten und den langen Bestand der Sekte ausschlossen. Ich denke mir die Sache so, daß die Gründer der Sekte wirklich fromme und eifrige Fanatiker waren, daß aber die Mitglieder der schweren Versuchung nicht widerstanden, so daß man schließlich statt der erhofften äußersten Reinheit die äußerste Entsittlichung, statt der religiösen Andachten Orgien abhielt, so daß sich die Sittenfanatiker arg enttäuscht sehen und erkennen mußten, daß ihr schönes System ein verwünscht schlechtes System war, weil man eben etwas gefordert hatte, was vielleicht Engel zu erfüllen vermögen, während man den Fehler begangen hatte, den Versuch mit Menschen anzustellen. Es ist das übrigens für unsere modernen Nuditäts- und Schönheitsapostel ein äußerst lehrreiches Kapitel. Die Sekte der Adamiten ist jedenfalls an der Unzulänglichkeit des menschlichen Charakters gescheitert.

Die Sekte ging unter; aber sie wurde nicht vergessen, sondern sie erwachte nach mehr als tausend Jahren zu neuem Leben, noch dazu unter dem alten Namen. Der neue Stifter war ein Franzose namens Picard. Daß diese neue Sekte vielleicht dieselben Prinzipien als ihren Grundgedanken angab, nämlich die Bekämpfung der Fleischeslust durch die stärkste Versuchung, daß auch bei der neuen Sekte die völlige

Nacktheit von Mann und Weib bei den gemeinschaftlichen Versammlungen kultiviert wurde, steht fest, ebenso allerdings auch, daß diese Zusammenkünfte die wüstesten Orgien waren, die sich denken lassen. Sie interessieren uns aber bei der Geschichte des orientalischen Lebens wenig oder garnicht.

Es gab noch andere Sekten als die Sekte der Adamiten, die den großen Hang zu Nuditäten im alten orientalischen Liebesleben kennzeichnen. Ich will hier nur an die altgriechischen Feste des Dionyos erinnern, die sich weithin verbreiteten und auch im alten Rom als Bacchanalien im schlimmsten Rufe standen. Es ist, als werde eine Szene aus den Hexentänzen auf dem Blocksberge geschildert. Freilich, die Hexentänze bestanden in der Hauptsache nur in der Phantasie abergläubiger Menschen im Mittelalter, sind aber doch wohl eigentlich Erinnerungen an Wirkliches aus altheidnischer Vorzeit. Die Dionysien aber und Bacchanalien waren Wirklichkeit. Sie waren ein religiöser Brauch, der freilich menschlich, allzu menschlich entartete und gerade deshalb so recht ins orientalische Liebesleben hineinpaßte.

Die Menschheit hat sich von jeher die Götter geschaffen, deren sie bedurfte. Das soll keine Satire sein. Das instinktive Empfinden, daß es höhere, unsichtbare Gewalten geben müsse, die den Lauf der Welt regeln und in die Geschicke der Menschen eingreifen, ist der Menschheit angeboren, ein sogenannter religiöser Sinn, der nicht erkünstelt und nicht die Frucht philosophischer Meditationen, sondern durchaus natürlich ist. Der Mensch, der als denkendes Wesen in die Welt gestellt ist, die rings um ihn grünt und

blüht, die angefüllt ist von geheimnisvollen Rätseln, deren größtes, unergründliches der Mensch selbst ist, die überall ein geheimnisvolles Walten, verborgen schaffende Kräfte zeigt, mußte sich doch sagen, daß das alles nicht aus sich selbst entstanden sein könne, daß doch nicht blinder Zufall das ewige Werden und Vergehen zeitigen könne, und die geheimnisvolle Kraft in uns, die wir das Leben nennen, die kommt und geht, ohne daß sich dafür eine plausible Erklärung finden ließe, die hätte auch dem denkenden Geiste schon sagen müssen, daß eine höhere Gewalt existieren müsse, die schöpferisch wirke, wieviel eher mußte sie auf den im Menschenherzen schlummernden religiösen Sinn wirken. Es ist kein Wunder, sondern etwas fast mit logischer Notwendigkeit sich Ergebendes, daß die Menschen sich die Welt mit unsichtbaren Geistern bevölkert dachten, von denen jeder eine bestimmte Verrichtung zu erfüllen habe. Es konnte ja garnicht anders sein, als daß der naive Glaube, der dann allerdings schon die Frucht eingehenden Denkens war, sich gute und böse Geister vorstellen mußte, weil eben der naive Geist der Menschheit nicht zu begreifen vermochte, daß es nur ein einziger Geist sein könnte, der das Gute und zugleich das Böse tun sollte. Die Gottheit konnte sich nicht selbst bekämpfen, sie konnte nicht das Gute wollen und zugleich das Böse. Gutes aber allein gibt es nicht; es steht ihm eine gleiche Summe des Bösen gegenüber, je nach der Auffassung vielleicht auch eine größere. So schuf der grübelnde Geist sich gute Gottheiten und böse Dämonen, ein Grundgedanke, von dem ja auch unsere christliche Religion nicht frei geblieben ist. Daß mit

der fortschreitenden Kultur sich auch die Götterlehre mehr und mehr entwickelte, daß man nicht bei den primitivsten Begriffen stehen bleiben konnte, sondern mehr und mehr die einfachen Verstellungen auszubauen und zu vervollkommnen suchte, das versteht sich von selbst. Selbst die Vorgänge des menschlichen Lebens, auch die des Liebeslebens, stellte man unter die Wirkung der Gottheiten. Gerade die Götter der Liebe fehlen nirgends bei den kultivierten Heiden, und daß man sich auch eine Gottheit der ehelichen Fruchtbarkeit vorstellte, ist durchaus natürlich, ebenso daß man solche Gottheiten besonders verehrte und ihnen Feste feierte. Tat man dies aber, dann war es eben nur natürlich, daß man Anspielungen auf das Wirken dieser Gottheiten nicht vermeiden konnte oder wollte. Es läßt sich schon daraus ermessen, wie diese Feste ausarten mußten bei Völkern, deren Sinnlichkeit ohnehin so hochgradig entwickelt war, daß der Sinnengenuß als das höchste Glück, die wesentlichste Frage des Menschenlebens galt. Bei den Medern, Lydern und Phrygiern galt die Cybele als Gottheit der Fruchtbarkeit; ihr war ein lebhafter Dienst gewidmet, und man darf wohl annehmen, daß die Dionysien, die wohl in Mazedonien und Thracien zuerst gefeiert wurden und sich dann über einen großen Teil des Orients verbreiteten, weil diese Feste den Orientalen ganz besonders zusagteen, mit dem Cybeledienst verschmolzen wurden oder ganz in ihm aufgingen resp. ihnen ihren besonderen Charakter aufprägten.

Das erscheint ja freilich auf den ersten Blick widerspruchsvoll und ungereimt, da natürlich die Cybelegottheit etwas völlig anderes ist als Dionysos oder

Bacchus; aber man darf eben solche Dinge nicht äußerlich nach dem bloßen Namen, sondern stets nur nach ihrem inneren Kern beurteilen. Im Grunde genommen kommt es immer darauf an, was gefeiert wird, oder mit anderen Worten, an was man in Wirklichkeit dachte, wenn man eine bestimmte Gottheit feierte. Da ist es dann nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß das intensive orientalische Liebesleben nichts so wichtig erscheinen ließ als den Zeugungsakt, daß man eben nur an diesen dachte, wenn man die entsprechenden Gottheiten verehrte, und daß das äußere Zeichen des Kults der Phallus war, d. h. die riesige Nachbildung des männlichen Sexualorgans. Mit diesem Symbol wurde ein gewaltiger Kult getrieben und zwar im ganzen Orient — ich will damit nicht etwa die übrige Welt ausschließen. — Von Indien bis Ägypten bestand dieser Kult, wenn er auch natürlich der Mythologie der betreffenden Länder angepaßt wurde. So wurde dieses vergötterte Symbol auch bei den Dionysien stets dem Festzug vorangetragen; es fehlte niemals bei den heiteren Festen. Es fehlte aber auch in den übrigen Ländern nicht, soweit die orientalische Sinnlichkeit reichte. Dies Symbol erfreute sich eben in Wirklichkeit der wahnsinnigsten Verehrung, gleichviel ob das Fest eine Feier der Cybele, des Dionysos, Bacchus oder sonst einer Gottheit sein sollte. Es läßt sich ja nun wohl so ziemlich erraten, wie die Feste, die einem solchen Symbol galten, in Wirklichkeit ausfielen, besonders bei Völkern, die ja ohnehin von einer glühenden Sinnlichkeit beseelt waren. Es wurden stets Orgien gefeiert, die wohl noch erheblich schlimmer verliefen,

als selbst die kühnste Phantasie es sich auszumalen vermag. Die Festteilnehmer gerieten in einen Zustand jener sexuellen Ekstase, die keine Grenzen kennt und fast nur noch in Ungewöhnlichem eine Art Befriedigung finden kann, und in der Regel sind die Weiber bei solchen Exzessen noch weit maßloser als die Männer.

Die Hauptstätten im alten Griechenland, an denen die wüstesten Dionysien gefeiert wurden, waren der Cithäron und der Parnaß, auf deren Gipfeln sich ein abscheuliches Treiben abspielte. Frauen und Mädchen mit aufgelösten Haaren, ihre Körper mit Fellen nur mangelhaft bedeckt, rasten dort ihre wilden Liebestänze. Die Gottheit war gewöhnlich „persönlich" vertreten, d. h. ein Stier oder ein Bock war an Stelle des Gottes mitgeschleppt. (Auf dem Blocksberg war ja der zottige Bock, dem die Hexen den Hintern küssen mußten, als Satanas gedacht.) Das in sexueller Gier geradezu wahnsinnige Volk erwies der Gottheit oder seiner Vertretung allerdings eine recht zweifelhafte Verehrung; der Stier oder der Bock wurde bei lebendigem Leibe angebissen und in Stücke gerissen, und die Festgenossinnen verzehrten das noch warme und zuckende Fleisch in ihrer rasenden Wollust, als könne es dem bis über den siedenden Wahnsinn gesteigerten sexuellen Triebe eine Befriedigung gewähren, sich in dem noch heißen Blute zu berauschen, das rohe Fleisch hinunterzuwürgen. Das war das Kulturvolk der Griechen; ein klassischer Beweis dafür, wie wahnsinnige sexuelle Wollust und Grausamkeit in Wechselwirkung stehen. Daß als Opfer auch Menschen dienen mußten, mindestens in frühesten

Zeiten — die Bacchusfeste waren mindestens schon 496 v. Chr. nach Rom eingebürgert worden, — daß diese Menschenopfer in dem wollüstig-grausamen Paroxismus ebenso zerrissen und gewissermaßen noch lebend verschlungen wurden, könnte die entsetzliche Exaltation der griechischen Damen fast noch entsetzlicher erscheinen lassen, wenn der Umstand, daß Mensch statt Vieh verzehrt wurde, überhaupt als eine Steigerung gelten dürfte.

Nimmt man diese Orgien der wollüstigen Grausamkeit, die im Blute wühlen mußte, um der rasenden sexuellen Gier etwas zu bieten, was wenigstens an eine Art sinnlicher Befriedigung erinnern konnte, freilich wohl nach dem Rezept, daß der Appetit mit dem Essen kommt, weil auch diese scheinbare Befriedigung die geile Wut eigentlich noch mehr steigerte, unter die kritische Lupe, dann erscheint auch die Erzählung der Judith in einem etwas anderen Lichte, worauf ich erst jetzt kurz eingehen will, da mir diese Erklärung nach dem inzwischen Gesagten plausibler erscheint als in Anknüpfung an die Judith-Historie direkt. Auch Judith war eine heißblütige Orientalin. Es wird ja so breit hervorgehoben, sie habe nach dem Tode Manasses keinen Mann mehr erwählt, daß ein Anhalt über ihr Liebesleben aus der Erzählung nicht gewonnen werden kann; mindestens wäre es eine völlig ungerechtfertigte, weil auf kein Moment zu stützende Vermutung, daß Judith die heiße sexuelle Leidenschaft ihres Volkes in irgend einer Weise befriedigt habe. Das aber ist gerade ein Moment, das doch eine kleine Seelenmalerei rechtfertigen kann.

Judith hatte ja allerdings den Plan, Holofernes zu töten, um dadurch ihr Volk zu befreien.

Nun machte ihr Holofernes an dem verhängnisvollsten Tage seines Lebens ein Anerbieten, von dem Judith sagte, es ehre sie so, wie sie noch niemals ihr ganzes Leben lang geehrt worden sei. Gewiß, das war eine arglistige Rede, die nur den Zweck haben sollte, Holofernes und seine Umgebung sicher zu machen; aber ob nicht doch in einem verborgenen Winkel ihrer Seele sich Gefühle regten, die wohl verständlich, bei einem schönen orientalischen Weibe von heißer, sprudelnder Leidenschaft sogar selbstverständlich sein mußten? Holofernes war ein gewaltiger Mann, stark und ein Riese, er war durchglüht von einem leidenschaftlichen Verlangen nach dem ebräischen Weibe. Das wußte Judith längst. Sie war mit ihm allein in der Kammer, die der Ort wollüstiger Liebesspiele werden sollte. Judith hatte andere Pläne; aber andere Pläne beseitigen nicht das sexuelle Verlangen; sie können wohl bewirken, daß es gewaltsam zurückgedrängt werde. Aber wie die Begierde die griechischen Weiber zwang, im Blute zu wühlen, so mag auch die heiße Leidenschaft Judith das Schwert in die Hand gedrängt haben; auch bei ihr mag die heiße sexuelle Begierde, die nicht befriedigt werden durfte, wenn nicht der Befreiungsplan scheitern sollte, sich bis zu dem wahnsinnigen Drange, im Blute des Mannes zu wühlen, sich an seinen Todeszuckungen zu weiden, gesteigert haben, so daß der furchtbare Mord, dessen doch eigentlich ein Weib, das so gerühmt wird wie Judith, unter normalen Verhältnissen kaum fähig gewesen wäre, durch die Leidenschaft geradezu ge-

bieterisch gefordert wurde. Wir sind gewohnt, so etwas pervers zu nennen und von Sadismus usw. zu sprechen, und doch ist es psychologisch völlig erklärlich. Nicht der zu einer trostlosen Berühmtheit gelangte Marquis de Sade hat diese Perversität „erfunden“, noch viel weniger ist er der Erste, der sie geübt hat; das, was wir bei den alten Dionysien Griechenlands und bei ähnlichen „Festen“ des ganzen Orients und auch im alten Rom finden, ist doch eigentlich dieselbe Erscheinung, die aber dort nichts Krankhaftes hatte, sondern als das betrachtet wurde, was sie in Wirklichkeit ist, nämlich die eruptive Entladung einer bis zum Äußersten gesteigerten sexuellen Erregung, einer Erregung, die weit bis über die Grenzen gesteigert ist, innerhalb deren eine Befriedigung auf natürlichem Wege möglich ist. Wir finden ähnliches im Tierreich durchaus nicht selten, ohne daß wir berechtigt wären, von einer Perversität zu sprechen oder an eine krankhafte Entartung zu denken. Schon die Kämpfe brünstiger Hirsche sollten uns die Augen öffnen, und der Umstand, daß es viele Insekten gibt, die die Befriedigung des sexuellen Triebes mit dem Leben zahlen und doch lieber auf dieses als auf die Befriedigung verzichten, bestätigt das Gesagte, ohne daß es nötig wäre, bis auf zoologische Auseinandersetzungen von meinem Thema abzuschweifen. Ich meine nur, die Judithgeschichte ist auch von diesem Standpunkte aus interessant und ein Meisterstück objektiver Erzählungskunst.

Doch nun zurück zu den Bacchanalien. Im alten Griechenland fanden die Dionysien, die übrigens keineswegs alle denselben Charakter trugen, sondern

zum Teil auch seriös, traurig, wenn auch ebenfalls wild und leidenschaftlich waren, weil man sich den Gott teils dämonisch, teils als Sorgenbrecher vorstellte, den größten Anklang; es bildeten sich sogar besondere religiöse Vereinigungen, die als wesentlichsten Kult die Verehrung des vielseitigen Gottes übten und ihn teils in seiner heitern, teils in seiner dämonischen Bedeutung auffaßten. Deshalb war auch der Kult, soweit wir über ihn ein ungetrübtes Urteil uns zu bilden vermögen, scheinbar voll von inneren Widersprüchen. Es wurde sogar Enthaltsamkeit verlangt, dem Fleischgenuß sollte entsagt werden, vielleicht in Rücksicht, daß der Gott eigentlich ein Gott der Früchte war, und es gab ziemlich scharfe Sühnervorschriften. Daneben aber wurde auch dem Gotte als Freudengott gehuldigt, und es gab trotz der fast asketischen Vorschriften auch die wüstesten Orgien. Geschlechtliche Ausschweifungen schlimmster Art gehörten eben auch zum Kult, und das Symbol war nicht umsonst der Phallus. Ich habe schon gesagt, daß der Kult scheinbar voller Widersprüche war; das ist in der Tat durchaus zutreffend, denn die Enthaltsamkeit, die auf der einen Seite gefordert wurde, widersprach keineswegs den sexuellen Ausschweifungen nach der Auffassung des orientalischen Altertums. Man hätte eine cölibatartige Enthaltsamkeit überhaupt nicht verstanden; bei der Verehrung des Gottes der Zeugungskraft wäre sie ja auch faktisch die blanke Unvernunft gewesen.

Ich möchte hier zunächst zum besseren Verständnis der damaligen Ansichten, die Mythologie des Priapos einflechten, der nach der griechischen Mythe der Sohn der Aphrodite und des Dionysos — nach

anderer Lehre auch des Adonis oder Hermes — war, man war sich offenbar auch bei den Göttinnen über über die Vaterschaft nicht immer völlig einig. Die in einem früheren Kapitel besprochene Methode, den Vater aus der Ähnlichkeit mit dem Kinde zu erraten, würde in diesem Falle kläglich Fiasko gemacht haben, denn Priapos sah weder seiner Mutter noch auch einem der genannten Väter auch nur entfernt ähnlich; er war vielmehr völlig aus der Art geschlagen und grundhäßlich; selbst seine Gestalt erinnerte nicht nur nicht an die göttliche Abstammung, sondern Priapos war entschieden mißgestaltet und einfach das, was man ein absolutes Scheusal zu nennen wohl berechtigt gewesen wäre. Nur in einem Punkte hatte ihn die Natur mit verschwenderischer Liebe ausgestattet. Die alten Bildwerke, die von ihm in großer Zahl existierten, meist Hermen, heben diesen Vorzug gebührend hervor; es war ihm ein über alle Begriffe entwickeltes Zeugungsorgan verliehen worden, so gewaltig, daß seine Mutter ihn von sich stieß und ihn als Mißgeburt betrachtete. Nach der Mythe soll Priapos in Lampsakus eine Zuflucht gefunden haben, wo man ihn liebevoll duldete und vielleicht wegen seiner eigenartigen Körperbeschaffenheit bewunderte. Es wird nun weiter erzählt, und das ist für die reiche Phantasie, mit der der Orient alles ausstattete, was auf das Liebesleben Bezug hatte, sehr lehrreich und bezeichnend, daß Priapos verjagt worden sei, als er zum ganzen Manne heranreifte, weil alle Ehemänner auf ihn eifersüchtig gewesen seien. Die Damen in Lampsakus sind demnach etwas anderer Ansicht gewesen als die Göttin Aphrodite; ihnen hat besonders gefallen, was dieser

so stark mißfiel. Auch das Orakel soll dem jungen Priapos günstiger gewesen sein als die lampsakischen Ehemänner; es soll geraten haben, den Verbannten unverzüglich zurückzurufen, und da man sich damals den Orakelsprüchen noch unbedingt fügte, mochten sie auch noch so Unerwünschtes fordern, so beeilte man sich, den jungen Priapos eiligst zurückzurufen. Ob dieser nicht besonders „übelnehmisch" veranlagt war, ob es ihm etwa bei den lampsakischen Damen besonders gut gefallen hat, oder ob er bloß dem Orakel ebenso gehorsam war wie die Ehemänner, die doch eigentlich eine viel größere Selbstüberwindung bewiesen, mag dahingestellt bleiben, die Mythe läßt sich auf psychologische Detailmalereien ja niemals ein, kurz und gut — Priapos kehrte zurück, und darüber herrschte allgemeiner Jubel; wieder wird nicht erzählt, ob mehr bei den Weibern oder auch bei den Männern, vielleicht bei beiden, denn Priapos wurde als Gott der Zeugungskraft verehrt, und auf Götter war damals auch ein Ehemann nicht eifersüchtig, mochte er sich den Gott auch noch so persönlich und in seinen Begierden und Handlungen noch so menschlich, allzumenschlich vorstellen, das war gleich. Auch Priapos war eben Gott, und demgegenüber verstummte die Eifersucht, mochte Priapos auch soviel berechtigten Grund zu dieser geben. Das hat er aber zweifellos getan, denn noch heute spricht man von Priapismus, der sich bei Neurasthenikern öfter findet, aber auch bei Rückenmarksleiden vorkommt und etwa dasselbe wie Satyriasis, also ein krankhaft gesteigerter sexueller Trieb ist.

Nach meiner Ansicht ist nichts bezeichnender für

das damalige Liebesleben als die Mythe des Priapos und die bildlichen und poetischen Schilderungen dieses göttlichen Mannes. Bei den Bildwerken kam es hauptsächlich darauf an, einen übergroßen Phallus darzustellen, und wie die Herren Poeten diese Materie mit Eifer und Interesse aufgegriffen haben, beweist wohl am besten der Umstand, daß eine besondere Sammlung von Gedichten und Epigrammen auf Priapos herausgegeben werden konnte (1469), von der der Kulturforscher sehr viel lernen kann, wenn diese lateinischen Gedichte freilich auch in wörtlicher Übersetzung nicht wiedergegeben werden dürfen, mindestens nicht in unserer Zeit, die so prüde nach Handhaben sucht, an der die Herren Sittlichkeitsfexe beweisen können, daß sie den Schein über das Sein stellen, daß ihnen jedes Verständnis für den Wert kulturgeschichtlicher Forschung, sowie jedes Empfinden für das wirklich Sittliche fehlt, weil sie die Jagd nach einem etwa zweideutig erscheinenden Worte für Sittlichkeit halten. Daneben freilich begeistert man sich für die sexuelle Aufklärung der Kinder und geht geht dabei ungestraft so weit, daß man teilweise geradezu bemüht ist, die letzten Restchen eines durchaus notwendigen Schamgefühls mit rauher Hand auszurotten wie ekles Unkraut aus dem Blumengarten.

Piapos war und blieb eine verehrte Gottheit, mochte sein Bildwerk zeitweilig in Rom auch als — Vogelscheuche benutzt werden. Was an ihm so fesselnd war? Nichts als seine wie eine Meßbildung erscheinende übermäßige Entwickelung des Phallus; er war die Gottheit der Zeugungskraft, also doch der wichtigste Faktor im Rate der Götter. Oft ist er

freilich mit dem Dionysos oder Bacchus selbst indentifiziert worden, und das ist wohl auch der Grund der Rolle, die er bei den Bacchanalien spielte; man huldigte eben in erster Linie dem Ressort, das er in der Mythologie zu vertreten hatte.

War es bei den Dionysien des alten Griechenlands, wie wir gesehen haben, über alle Begriffe wüst hergegangen, so waren die römischen Bacchanalien noch wilder und verrufener. Zunächst freilich erhitzten sich nur die Weiber bei diesen Festen, wohl ähnlich wie die Weiber Griechenlands. Später aber wurden die Feste dadurch, daß man auch Männer hinzuzog, noch schlimmere Orgien als die ursprünglichen griechischen Feste, die sich allerdings auch mit der Zeit sehr erhebliche menschliche Variationen gefallen lassen mußten. In Rom kam man sehr bald auf den Gedanken, daß die Bacchanalien weit weniger in den hellen Rahmen des Tageslichts hineinpassen wollten als in den mitleidsvollen Schleier der verschwiegenen Nächte. An den Ufern des Tiber kam man zusammen, nicht mehr wie einst dreimal im Jahre, sondern fünfmal in jedem Monat. So sehr verehrte man den — braven Bacchus oder vielmehr den von ihm repräsentierten Kult der Geschlechtsliebe. Männer und Weiber tobten geradezu in rasenden Tänzen, bei denen sie das Kostüm so wenig wie nur irgend möglich behinderte. Sie ergingen sich sogar in Weissagungen, trieben allerlei Hokuspokus, aber der Kern der Sache war und blieb die sexuelle Ausschweifung, der sich keiner und keine entziehen konnte. Schon die betäubende Raserei des Kults nahm die Sinne so gefangen, daß das sexuelle Moment wie eine Erlösung

erschien, und wer etwa doch Bedenken trug, den letzten Schritt zu tun, den zwang man mit Gewalt. Es soll bei solchen Festen die Notzucht etwas Selbstverständliches gewesen sein, wer nicht wollte, der erlag der Gewalt. Das gehörte zum Kult und war bei einer Feier des Bacchus oder Priapos sozusagen das Amen in der Kirche. Daß man zu solchen Akten besonders die frische, kräftige und noch nicht verlebte Jugend heranzuziehen bestrebt war, kann nicht auffallen. Man suchte dies dadurch zu erreichen, daß man erklärte, es solle niemand mehr, der über 20 Jahre alt sei, in den Bund aufgenommen und in die Mysterien des Bacchuskults eingeweiht werden. Einmal eingeweiht, d. h. zu den Festen erschienen, konnte sich, wie schon gesagt, niemand den letzten Konsequenzen entziehen, da die schwerste Notzucht eben nichts war als ein erlaubter und sogar notwendiger Akt der Einweihung. Die Bacchanalien arteten immer mehr aus und wurden auch schließlich von der Obrigkeit etwas schärfer aufs Korn genommen.

Es war ja freilich weniger die entsetzliche Ausartung der Liebesexzesse, die den Staat so lebhaft interessierte als vielmehr die politische Gefährlichkeit der Bacchanalien. Die Eingeweihten beschränkten sich nämlich nicht darauf, bei den Festen die empörendsten Ausschweifungen als Sport zu betreiben, sondern sie schlossen förmlich Bündnisse, durch die sie sich auch außerhalb der Feiern Begehung schwerer Verbrechen verpflichteten. Besonders wurde die Vernichtung persönlicher und politischer Feinde betrieben. Die entsetzlichste Unsittlichkeit mußte eben die allgemeine Moral untergraben. Im Jahre 186 v. Chr.

folgte deshalb ein schwerer Schlag gegen die Bacchantengesellschaft. Die Priester und Priesterinnen wurden verhaftet und streng bestraft; man verstand es bekanntlich im alten Rom sehr, die Strafen auf jede Weise zu würzen. Die Bacchanalien aber wurden verboten, und damit dieses Verbot auch die genügende Beachtung finden sollte, wurden für die Abhaltung weiterer Bacchanalien die schwersten Strafen angedroht.

Das hat sicher sehr heilsam gewirkt, aber doch keinen dauernden Erfolg gezeitigt, denn wenn es auch zunächst den Anhängern des Kults gewaltig in die Glieder gefahren war und die ihnen Lust zu einer öffentlichen Betätigung benommen hatte, so wurden doch heimlich Bacchanalien gefeiert, denn die Orgien hatten den Eingeweihten doch viel zu gut gefallen, als daß sie auf diesen schönsten Teil ihres Liebeslebens verzichten mochten. Bald wagte man es in verschiedenen Teilen Italiens auch wieder, sich etwas freier zu bewegen, und, wie es scheint, wurde das Verbot auch nicht allzu streng gehandhabt. Die Feiernden werden ja auch wohl so vorsichtig gewesen sein, sich wenigstens außerhalb der eigentlichen Feste nichts zu Schulden kommen zu lassen. Jedenfalls hat auch zu Rom selbst der alte Brauch sehr bald seine Auferstehung gefeiert, denn zur Kaiserzeit bestand er noch, und es ist dann auch dem Treiben kein so erhebliches Hindernis in den Weg gelegt worden.

Es läßt sich wohl nicht bestreiten, daß die Bacchanalien vielleicht das wichtigste und lehrreichste Stück altertümlich orientalischen Liebeslebens bilden. Ich darf getrost sagen, des orientalischen Altertums,

denn nicht auf Griechenland und Rom blieben diese Feste schrankenloser Ausschweifungen beschränkt, sondern sie teilten sich dem ganzen Orient mit, und die Mythe berichtet ja auch vom Bacchus die seltsamsten Dinge, auf die ich aber nur soweit eingehen will, wie sie offenbar späteren Dichtungen entstammen. Es wird dem Bacchus da ein gewaltiger Siegeszug durch den Orient angedichtet. Durch Agypten, Syrien und quer durch den asiatischen Orient bis tief ins Innere Indiens geht der Zug. Bacchus thront auf einem Wagen, der von Löwen oder Panthern gezogen wird. Eine große Schar wilder Männer und Frauen in den fantastischesten Kostümen, wie sie bei den Bacchanalien beliebt waren, Halbgötter usw. begleiteten den Gott, der überall über die rohen Sitten und die rohen Naturkräfte siegt und den Segen der Bachuskultur verbreitet, d. h. er lehrt die Kunst des Weinbaues und die Kunst des Lebens, also die Kunst, des Lebens Unverstand mit Würde und Vergnügen zu genießen. Er soll aber mit der Kunst des heiteren Lebensgenusses auch den Segen der griechischen Kultur gebracht haben in alle jene Länder, in denen roher Barbarismus herrschte. Roher Barbarismus wenigstens nach der Auffassung der Hellenen, deren Kultur sich ja auch in der Tat hoch über die der meisten orientalischen Länder erhob, mochten diese sonst auch ganz gewiß wenigstens zum großen Teile alles andere eher sein als kulturlos. Auf der Insel Naxos traf der Zug die schöne Ariadne, und der Gott, der so viel Verliebtheit protegiert hatte, dem zu Ehren so viele Liebesexesse gefeiert wurden, der fiel

nun dort selbst der Liebe in die Hände, er heiratete die schöne Ariadne.

Das ist Dichtung und doch zugleich Wahrheit. Dichtung ist die persönliche Weltreise des Bacchus, Wahrheit ist aber, daß Bacchus die Welt bis ins tiefste Innere Indiens erobert hat. Die griechische Kultur, die er verbreitet hat, ist allerdings nicht gerade geeignet gewesen, die Völker zu veredeln, mehr vielleicht, sie zu beglücken, wenn man das als ein Glück bezeichnen will, was doch eigentlich nichts ist als ein Sinnentaumel, der zwar die Schale des augenblicklichen Vergnügens bis zum Überlaufen erfüllt, aber dann auch umso sicherer die Depression folgen läßt. Nun ist allerdings für das orientalische Altertum die sittliche Gefährdung durch die Einführung des Bacchuskults ganz gewiß so gering gewesen, daß sie als solche überhaupt nicht erwähnt werden darf, denn alles das, was nach unseren heutigen Moralanschauungen, die allerdings alles andere eher als logisch sind, als unsittlich zu gelten hat, war so stark kultiviert, daß selbst die griechischen und römischen Bacchanalien höchstens noch als eine Verfeinerung der Sitten hätten gelten können. Davon kann kaum ein Volk ausgenommen werden, wenn auch nicht zu bestreiten ist, daß der sittliche Wert des Liebeslebens doch bei den verschiedenen Völkern nicht völlig der gleiche war. Aber selbst das streng religiöse Judentum mit seinem Glauben an einen einzigen persönlichen Gott, der als der Gesetzgeber galt, weil von ihm alle die weltlichen, religiösen und moralischen Gebote direkt herühren sollten, war sittlich doch von Ansichten beherrscht, die wir sicher nicht

mehr für sittlich halten würden, und was sonst noch über diese offiziellen Sittlichkeitslehren hinaus getrieben wurde, das ist erst recht geeignet, auch da mit dem allgemeinen Maße zu messen. Schon Tacitus nannte die Juden „Gens ad libidinem projectissima". Das ist doch mindestens ein Beweis dafür, daß in den Augen der Römer, die selbst wahrlich nicht den Vorwurf verdienten, allzu sehr die Keuschheit als das erstrebenswerteste Ziel zu betrachten, die Juden als übertrieben sinnlich galten. Tacitus hat bekanntlich in der Unsittlichkeit seiner Landsleute eine große Gefahr gesehen, er hat in tendentiöser Weise die Germanen in der lichten Farbe der Unschuld, die Römer als moralisch schwarz gemalt, um ihnen den Spiegel vor Augen zu halten und sie zur Umkehr zu ermahnen. Wenn ein solcher Mann die Juden als das sinnlichste Volk schilderte, so darf man wohl annehmen, daß deren Sittlichkeit nicht allzukräftig war. Und dennoch durften die Juden mit dem Gefühl des Zöllners auf die übrigen Völker des Orients blicken und Gott danken, daß sie nicht waren wie jene.

Der Unterschied ergibt sich aus der Verschiedenheit der religiösen Ansichten. Wie sehr der Götzendienst — nicht bloß die Verehrung des Bacchus — die orientalischen Heiden zur Unsittlicheit geradezu veranlaßte, darauf werde ich noch gelegentlich zurückkommen.

Furor sexualis im Kriegsleben.

Daß das Kriegswesen die Gemüter der Kämpfenden verrohen muß, besonders beim Nahkampf mit mehr oder weniger primitiven Waffen, liegt in der Natur der Sache. Der stete Anblick der furchtbarsten Greuelszenen ist nicht geeignet, das Gemütsleben zu veredeln. Besonders der Kampf Mann gegen Mann, bei dem das Bestreben einzig und allein darauf gerichtet ist, dem Gegner so furchtbare Verletzungen beizubringen, wie nur irgend möglich ist, denn nur dadurch kann der Feind kampfunfähig gemacht, der Sieg errungen werden, wirkt durch die Unmittelbarkeit des Blutvergießens, ich möchte sagen, durch das direkte Wühlen im Menschenblute noch erheblich demoralisierender als z. B. der Kampf mit unseren modernen Feuerwaffen, die auf gewaltige Entfernungen wirken und nicht so unmittelbar dem Schützen die Schrecken des Kampfes vor Augen führen. Mögen auch links und rechts neben ihm die Freunde niedergehagelt werden. Wenn nun auch durch das, was man unter dem Namen Manneszucht versteht, das Verrohende des Krieges erheblich abgeschwächt werden, so dürfen doch die übertriebenen Lobeshymnen, die so oft dem

veredelnden Heldentum dargebracht werden, ins Reich der Phrase verwiesen werden. Mag auch die Bewunderung und Verehrung, die man den Männern, die Blut und Leben für das Vaterland eingesetzt und sich mutig geschlagen haben, nicht aus Utilitätsrücksichten entgegenbringt, noch so ehrlich, natürlich und wohlverdient sein. Es kommt hier aber nicht auf moderne Kriege an, sondern auf das Kriegsleben der alten orientalischen Völker.

Daß man im orientalischen Altertum den tapferen Krieger ehrte, daß bei vielen Völkern die kriegerische Tapferkeit fast das einzige war, wodurch ein Mann sich auszeichnen konnte, das versteht sich von selbst, denn es war schon das ganze Leben darauf zugeschnitten, daß das Kriegshandwerk immer blühen und gedeihen mußte. Daß aber dieses Heldentum die Menschen hätte veredeln können, das war schon deshalb nicht denkbar, weil dabei jeder Edelmut ausgeschlossen, das einzige Streben die völlige Vernichtung der Gegner war. Selbst in der Bibel, die doch in den Mosaischen Vorschriften so vieles enthält, was wir auch heute noch als nachahmenswerte Forderungen wirklicher Humanität gelten lassen dürfen, finden wir doch entsetzliche Schilderungen des Krieges, die uns an das Dichterwort mahnen: „Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen.“ Von der Ehrenpflicht des Siegers, den Besiegten zu schonen und auch in ihm den Helden zu ehren, war garnicht die Rede. Wie entsetzlich mutet uns noch das furchtbare Blutgericht an, das der christliche Karl der Große über die besiegten Sachsen halten, und bei dem er sie einfach enthaupten ließ. Und doch ist das immer

noch christliche Sanftmut im Vergleich mit dem, was uns die Bibel als von Gott selbst befohlen berichtet. In der Regel werden ganze Völker ausgetilgt durch des Schwertes Schärfe. Nicht nur die Männer, die im Streite besiegt waren, wurden ausgelöscht, sondern man tötete auch nicht selten die Weiber. Ich will hier nur an die Vertilgung der Midianiter denken; die Israeliten besiegten dieses Volk und erwürgeten alles, was männlich war. Damit aber nicht genug. „Und die Kinder Israel nahmen gefangen die Weiber der Midianiter und ihre Kinder; all ihr Vieh, alle ihre Habe und alle ihre Güter raubten sie; und verbrannten mit Feuer alle ihre Städte, ihre Wohnung und alle Zeltdörfer; und nahmen allen Raub und alles, was zu nehmen war, beides Menschen und Vieh, und brachtens zu Mose und zu Eleasar, dem Priester, und zu der Gemeine der Kinder Israel, nämlich die Gefangenen und das genommene Vieh und das geraubte Gut ins Lager auf der Moabiter Gefilde, das am Jordan liegt gegen Jericho. Und Mose und Eleasar, der Priester, und alle Fürsten der Gemeine gingen ihnen entgegen, hinaus vor das Lager. Und Mose ward zornig über die Hauptleute des Heeres, die Hauptleute über tausend und über hundert waren, die aus dem Heer und Streit kamen, und sprach zu ihnen: Warum habt ihr alle Weiber leben lassen? Siehe, haben nicht dieselben die Kinder Israel durch Bileams Rat abwendig gemacht, daß sie sich versündigten am Herrn über den Peor und widerfuhr eine Plage der Gemeine des Herrn? So erwürget nun alles, was männlich ist unter den Kindern, und alle Weiber, die Männer erkannt und beigelegen haben;

aber alle Kinder, die Weibsbilder sind, und nicht Männer erkannt haben, die laßt für euch leben."

Es ist hier also eine Grausamkeit geübt worden, die furchtbar abstoßend wirkt, und für die es keine Erklärung geben würde, wenn man nicht die entsetzlichen Anschauungen jener Zeit berücksichtigen wollte, denn nur diese lassen die Erklärung für das überaus blutdürstige Verhalten wehrlosen Feinden, hilflosen Weibern und Kindern gegenüber als eine Erklärung gelten. Es ist nämlich als Motiv für die gegen die Midianiter begangenen Greueltaten die schwere religiöse Gefährdung genannt worden, die den Kindern Israel durch die Midianiter drohte. Moses sagt das ja auch, daß die Midianiter die Kinder Israel abwendig gemacht hätten, daß sie sich versündigten am Herrn über den Peor. Deshalb sollten sie vernichtet werden, denn nur durch ihre Ausrottung konnte diese Gefahr abgewendet werden. Dabei entfiel auf die heidnischen Weiber ein gerüttelt Maß der Schuld, wie man es wenigstens im gewöhnlichen Leben zu deuten sucht, denn wenn jemand durch seine Sinnlichkeit und seinen Leichtsinn sich zu etwas Verbotenen hinreißen läßt, dann gibt er nicht der eigenen Liederlichkeit die Schuld, sondern stets wird er geneigt sein, zu behaupten, daß er nur das beklagenswerte Opfer fremder Verführungskunst geworden sei. So auch das auserlesene Volk, das von orientalischer Sinnlichkeit erfüllt, begierig jede Gelegenheit sucht, mit den Weibern der Nachbarvölker sexuellen Verkehr zu pflegen. Ich kann hier ebenfalls aus der Bibel meine Beweise schöpfen. „Und Israel wohnte in Sittim. Und das Volk hub an, mit der Moabiter Töchtern, welche

luden das Volk zum Opfer ihrer Götter. Und das Volk aß, und betete ihre Götter an. Und Israel hängete sich an den Baal Peor.“ Das war doch nur eine Folge der Sinnlichkeit, ein Phallusdienst. Kann man es den heidnischen Weibern verübeln, daß sie wünschten, die Männer, die um ihre Gunst buhlten, sollten auch ihre Götter nicht verachten? Luft macht eigen, hieß es im alten deutschen Rechte, und die Gemeinschaft mit Heidinnen machte auch deren Göttern neue Knechte. Es war doch nichts als der Sinnentaumel, der die Israeliten zu den Töchtern der Heiden trieb; es war der wilde Sinnenrausch, der sie ihren treuen Gott vergessen und dem Peor opfern ließ. Israel ist wegen dieser Schwäche heimgesucht worden, wie die Bibel sagt, denn über dieses Volk kam eine große Plage, bei der 24000 getötet wurden. Mußte die Liederlichkeit der Juden durch die Todesstrafe gesühnt werden, so war sie gerecht über die Israeliten verhängt worden. Wie aber konnte das Volk der Midianiter die Ausrottung verdient haben? Von dem Treiben der Israeliten noch ein Bild: Und siehe, ein Mann aus den Kindern Israel kam, und brachte unter seine Brüder eine Midianitin vor den Augen Moses und der ganzen Gemeine der Kinder Israel, die da weineten vor der Tür der Hütte des Stifts. Da das sah Pinehas, der Sohn Eleasars, des Sohns Aarons, des Priesters, stand er auf aus der Gemeine, und nahm einen Spieß in seine Hand, und ging dem israelischen Mann nach in die Kammer, und durchstach sie beide, den israelischen Mann, und das Weib durch ihren Bauch.“ Es mag in diesem Falle wohl eher entschuldbar erscheinen, daß der Mann, der

eine Heidin in die Gemeinde gebracht hatte, um mit ihr der verbotenen Liebe zu genießen, während der Ausübung dieses Frevels — als solcher galt er diesmal — den Todesstreich zusammen mit seiner Mitschuldigen erleiden mußte, und es wird dann auch berichtet, daß nach dieser Todesstrafe die Plage in Israel aufhörte. Es ist das sicherlich sehr wohl geeignet, bei Moses und den Führern des sehr wankelmütigen Israelvolks den Wunsch zu erwecken, daß in Zukunft die Versuchung von den Männern Israels möglichst fern gehalten werde, obwohl doch eigentlich nur die erprobte Tugend eine Tugend ist, nicht schon die Entsagung eines Vergnügens, das zu genießen, keine Gelegenheit sich bietet. Von diesem Wunsche aber bis zur Vernichtung eines besiegten und dadurch unschädlich gemachten Volkes, besonders bis zur Ausrottung wehrloser Weiber oder Kinder ist es doch wahrlich noch ein himmelweiter Schritt.

Nun fällt aber bei der Erzählung noch etwas anderes auf. Getötet wurden nur die Kinder männlichen Geschlechts und die Weiber, die Männer erkannt und beigelegen hatten. Man hat also doch nicht bloß die weibliche Verführung gefürchtet, sondern auch die weitere Existenz der männlichen Nachkommen, vielleicht fürchtete man deren spätere Rache. Das wäre nichts ungewöhnliches und steht besonders im Orient nicht vereinzelt da. Wozu aber mußten die Weiber sterben, die schon Männern beigelegen hatten? Jedenfalls weil man fürchtete, daß sie männlichen Nachkommen das Leben schenken könnten und nicht Zeit und Geduld hatte, abzuwarten, ob diese Möglichkeit sich wirklich erfüllte. Die Kinder

weiblichen Geschlechts und alle, die noch keinen Mann gehabt hatten, die durften die Sieger für sich behalten. Hier war also erlaubt, was vordem das todeswürdige Verbrechen gebildet hatte; hier durften die Sieger die heidnischen Weiber behalten und an ihnen ihre Lüste befriedigen. Das war allerdings auch ein anderes Verhältnis. Früher, als die Israeliten im Nachbarlande mit den Töchtern der Heiden gebuhlt hatten, da mußten sie sich deren Gunst erwerben, und es war ihnen kein zu hoher Preis, selbst den heidnischen Göttern zu opfern; als Gefangene waren die Weiber aber das Eigentum der Sieger, sie konnten da nicht mehr dem Glauben der Männer gefährlich werden, sondern mußten wohl eher zu Jehovah sich bekehren. Ich will hier nicht ausführlicher auf eine Stelle eingehen, die mir zu beweisen scheint, daß auch in Israel die Gefangenen zum Teil geopfert wurden. Es wird ja bekanntlich bestritten, daß es bei den alten Juden Menschenopfer gegeben habe. Ich bin vom Gegenteil überzeugt aus Gründen die an dieser Stelle ausführlich darzulegen nicht in den Rahmen meines Themas gehört. Ich finde aber doch eine kurze Stelle, die sich an die Vernichtung der Midianiter knüpft, doch der beiläufigen Erwähnung würdig; es heißt da (4. Mose 31, 40): „Desgleichen Menschenseelen, sechszehntausend Seelen; davon wurden dem Herrn zweiunddreißig Seelen.“ Es handelt sich um die Aufzählung der Beute. Ebenso wie es bei der Zahl der Schafe und Rinder heißt „davon wurden dem Herrn so und soviele, was doch garnichts anderes bedeuten kann, als daß diese Zahl als Dankesopfer dargebracht wurde, finde ich auch

bei der Zahl der Menschenseelen beim besten Willen keinen anderen Sinn, als daß diese geopfert wurden. Das geht nicht allein aus der Zahl hervor — 32 von 16000 —, sondern, wie gesagt, auch aus dem ganzen Zusammenhang. Auf die Zahl der im Kampfe Gefallenen hat diese Zahl nicht den mindesten Bezug, denn es waren ja außer den 5 Königen alle Männer erwürgt, und die 16000 waren übrig gebliebene Gefangene, keineswegs zu viel, wenn man bedenkt, daß es sich um ein Volk handelte, das 5 Königreiche umfaßte. Außerdem handelte es sich hier um die Aufzählung der Ausbeute. Ich erwähne diese Menschenopfer deshalb, weil ich sie auch bei anderen orientalischen Völkern des Altertums häufig finde. Selbst in unserer Heimat kamen sie übrigens nicht selten vor.

Es mag mit diesen biblischen Schilderungen genug sein. Die Juden waren das auserlesene Volk; sie durften sich immerhin höher stellen als die Nachbarvölker, die noch zum Teil Halbwilde waren, und die doch auch, soweit sie eine entwickeltere Kultur besaßen, niemals aus so sittlich-religiösen Motiven handelten wie die an einen einzigen Gott glaubenden Israeliten. Die zügellose und wilde Grausamkeit der übrigen orientalischen Völker im Kriege, ja selbst im Frieden die wilde sexuelle Leidenschaft, die wir schon in den Dionysien und Bacchusfesten kennen gelernt haben, obwohl ich das Abscheulichste aus ästhetischen Gründen kaum angedeutet habe, läßt ohne weiteres die Vermutung gerechtfertigt erscheinen, daß die Ausrottung der Midianiter, so abscheulich sie auch erscheinen mag, doch noch ein milder Akt staats-

männischer Klugheit — wenn man es so nennen will — gewesen ist im Vergleich mit andern geschichtlichen Vorkommnissen. Wir finden nun diese Vermutung auch durchaus bestätigt. Trotzdem würde meine Kapitelüberschrift nicht gerechtfertigt erscheinen, wenn es sich lediglich um eine kriegerische Brutalität und Blutdürstigkeit gehandelt hätte. Es ist aber bei allen den Akten, die historisch als Kriegsgreuel erwiesen sind, das sexuelle Moment so stark betont, daß man sehr wohl berechtigt ist, dabei von einem Furor sexualis zu sprechen, nicht etwa bloß nach dem alten Rezept, dass große sexuelle Begehrlichkeit mit blutdürstiger Grausamkeit gepaart zu sein pflegt. Es finden sich überall die abscheulichsten Ausschreitungen gegen das weibliche Geschecht, das oft in viehischer Weise mißbraucht und dann, wenn die eklen Begierden bis zum Übermaß befriedigt waren, in unerhörtester Weise abgeschlachtet wurde. Das war selbsverständlich eine sexuelle Wut, die eine Schande für alles, was Menschenantlitz trägt, ist.

Es war dieser Furor sexualis aber keineswegs immer bloß gegen die Weiber gerichtet; sondern er machte sich auch gegen männliche Feinde geltend. So erzählt Döpler nach Johann Hugo v. Lindenschalls „Orient. Indien", Kap. 41, S. 123 und Hans Dietrich und Hans Israel von Bey: „Eigentliche und wahrhaftige Fürbildung aller fremden Völker im Orient" (Anno 1598) folgendes: „Die Nigriten oder schwartze Moren in der Insel Mossambique, welche man Caffres nennet, haben einen Gebrauch, daß, wenn sie wider ihre Feinde zu Felde ziehen, und die Schlacht gewinnen, derjenige, so die meisten gefangen bekömmt,

oder caputiret, unter ihnen vor den Vornehmsten, Größesten und Mannhafftesten gehalten wird, und daher vor andern in großen Ansehen ist. Damit sie nun dessen Zeugnis haben, wenn sie vor ihren König kommen schneiden sie allen, so sie gefangen, oder umgebracht haben, das männliche Glied ab: Die Gefangene aber lassen sie alsdann, nach geschehener mutilation, wieder hinlauffen. Solches geschieht darum, damit dieselben keine Kinder mehr zeugen möchten, welche ihre Feinde seyn, und ihnen Schaden zufügen könnten. Dasselbige Glied lassen sie wohl dörren, damit es sich halte und nicht stinkend werde. Wann es nun so fein gedörret ist, kommen sie für den König mit sonderbarer Reverenze, in Gegenwarth der Vornehmsten und Obersten in jener Gegend, nehmen eins nach dem andern in den Mund, spützen es wiederum aus auf den Erdboden vor des Königs Füße, welches der König mit einer großen Danksagung annimmt. Und damit er ihnen ihre Mannheit und Tapferkeit wiederum mit einer besonderen Verehrung vergelte, so lässet er alle die ausgespeiete membra virilia wieder von der Erden aufraffen, und giebt sie hinwiederum dem, der sie praesentiret, für eine sonderliche Gnade und Ehrentitel, dessen er sich zu erheben habe, und forthin vor eine ritterliche Person zuhalten sey. Drauf nimmet er dieselbe alle miteinander, reihet sie zusammen an eine Schnur, und machet draus ein pater noster. Wenn sie denn etwan Hochzeit, oder sonst ein Fest haben, so kommen die Bräute, oder auch wohl Eheweiber eines solchen Ritters hinzu, und haben dieses Pater noster mit allen solchen Plunder um den Hals hängen, welches bey ihnen

eine solche große Ehre ist, als bey uns das güldene Flüß tragen. Und dünken sich die Bräute oder Weiber darbey so groß, hoch und gut, als wenn sie gar die Königin selber wären."

Ob diese Erzählung in allen ihren Einzelheiten stimmt, lässt sich gar nicht nach prüfen; aber da ähnliche Bräuche von verschiedenen Autoren gemeldet werden, ist der Kern der Sache jedenfalls durchaus wahr. Vorhanden ist höchstens das Beiwerk, das ja allerdings nichts mehr ist als eine Interpretation von Europäern, die sich die Sache nach ihrer persönlichen Auffassung ausmalten. Schon die Beschreibung der Nigriten ist nicht völlig korrekt. Nigritien war der von der Sahara begrenzte und südlich etwa bis zum Aequator reichende Teil Nordafrikas, das eigentliche Nigerland. Es kommt darauf aber auch nicht viel an. Die Begründung, die der Verstümmelung der gefangenen Feinde gegeben wird, ist eine doppelte. Einmal sollten sie nicht mehr in die Lage kommen, Kinder zu zeugen, die etwa später dem Lande der Sieger gefährlich hätte werden können. Das ist ein echt orientalischer Brauch, den wir ja ähnlich auch bei dem Kampfe der Kinder Israel gegen die Midianiter kennen gelernt haben. Ferner aber sollten die abgeschnittenen menbra virilia eine Trophäe bilden, ähnlich wie die Indianer den besiegten Feinden den Skalp abtrennen und als Siegeszeichen an sich nehmen. Das scheint wohl der Hauptzweck gewesen zu sein, denn es wird ja ausdrücklich gesagt, dass nicht nur die gefangenen, sondern auch die erschlagenen Feinde in dieser Weise verstümmelt worden seien. Hier konnte also doch der erstgenannte Grund überhaupt

nicht mehr in Frage kommen, da die Beispiele, in denen erschlagene Männer noch Kinder gezeugt hätten, jedenfalls nicht allzuhäufig angetroffen werden dürften. Es ist mir nur freilich nicht recht klar, wie dieses Sammeln der Schamglieder gehandhabt worden ist. Ob jeder Nigrit, der einen Feind getötet hatte, sich zunächst die Zeit nahm, ihn in der geschilderten Weise zu verstümmeln und die Trophäe sorgfältig an sich zu nehmen, oder ob man sich die Zahl der erschlagenen Feinde merkte und nach Beendigung der Schlacht die „Operation" vornahm? Es kommt freilich in Betracht, dass die Kämpfe jener Völker und Zeiten sich wesentlich anders abspielten als die modernen Feldschlachten kompakter Heere. Es hat sich wohl nicht um Massenkämpfe in geordneter Schlachtaufstellung gehandelt, sondern mehr um Kriegszüge kleinerer Trupps, und ich erinnere auch da wieder an die Indianer, die sich doch ebenfalls zum Skalpieren ihrer besiegten Feinde ließen und nicht gern auf die Trophäe verzichteten, da sie ja den Ruf und das Ansehen des Kriegers begründete. Ich setze nun aber in den Doppelgrund, der für die Verstümmelung angegeben wird, einen Zweifel nur hinsichtlich der Art, in der er erzählt wird. An sich ist es gewiß richtig, daß man nur Feinde, soweit sie noch lebten, in der geschilderten Weise verstümmelte, um die Trophäe zu erlangen und um den Feinden das wahre Zeugen von Kindern unmöglich zu machen. Es ist aber mehr als naiv, daß man die Feinde nach der mutilation wieder laufen gelassen habe. Es ist wohl schwerlich anzunehmen, daß jemand eine derartige Operation, die doch sicherlich nicht mit zarter Sorgfalt ausgeführt,

sondern in der Wut des Kampfes so barbarisch wie möglich vollzogen wurde, überleben konnte. Es mußte wohl auf jeden Fall Verblutung und infolgedessen der Tod eintreten. Von Bakterien, die sich auf eine so furchtbare Wunde stürzen müßten, wußte man sehr erfreulicher Weise damals noch nichts. Es lag ja auch durchaus im Sinne damaliger Kriegsansichten, daß man die gefangenen Feinde geradezu abschlachtete. Auch die Nigriten werden nicht betrübt darüber gewesen sein, wenn ihre Sucht, Trophäen zu erbeuten, die Gegner mit dem Leben büßten. Der weitere Zweck, daß diese keine Kinder mehr zeugen konnten, war übrigens damit sehr sicher erreicht. Wozu sich um das Schicksal, die Todesnot eines besiegten Feindes kümmern? Es war doch eigentlich selbstverständlich, daß der Besiegte von dem Sieger nichts zu erwarten hatte als den Todesstreich, der ihn ebensogut im Streite hätte treffen können. Wozu ihm diesen Streich später ersparen? Übrigens fällt eins beim Studium alter Geschichte auf; die unglaubliche Lebenskraft früherer Geschlechter, die so zähes Leben besaßen, daß sie kaum tot zu machen waren. Ich werde das noch an anderen Beispielen erläutern können.

Mehr als eigentümlich ist die Schilderung der Zeremonie, mit der die Trophäen dem Häuptling — in der Geschichte Döplers wird er König genannt — präsentiert wurden. Der Held nahm die hierzu gewiß nicht hervorragend geeigneten Zeichen des Sieges in den Mund und spie sie vor die Füße des gestrengen Führers aus. Dieser nahm das mit großem Danke auf, natürlich, denn wer die meisten Feinde erschlagen

oder gefangen hatte, der war doch auch an dem Siege am stärksten beteiligt, und daß er dafür Ruhm verdiente, versteht sich von selbst. Er durfte die Trophäen für sich behalten, und sie tragen, wie der moderne Held seine Orden trägt, die er oft sicherlich nicht so unmittelbar erworben hat wie der tapfere Nigrit die seinen. Der Held trug aber seine Zierde nicht selbst, sondern schenkte sie der Gattin oder der Braut, die bei festlichen Gelegenheiten diese Auszeichnung um den Hals trug. Es war das eine Sitte, die uns des Gegenstandes wegen gewiß recht eigenartig anmutet. Man rechnet zwar wohl überall mit der Putzsucht der Frauen; daß diese sich aber etwas als Schmuck auswählen, was doch unter allen Umständen als äußerst anstößig erscheinen muß, berührt gar zu natürlich. Es läßt aber auch dieser Schmuck auf die von jeder Prüderie freien Anschauungen schließen. Für die Negritendamen war die Halskette eben nur ein Symbol großer Tapferkeit ihrer Männer. Anspielungen auf die Art der Trophäe hat man wohl schon deshalb nicht gemacht, weil man auf solche Ehrenzeichen im allgemeinen nicht spöttelt, wenn sie so redlich verdiente Auszeichnungen sind. Auch bei uns wird gern der Ochsenziemer benutzt, ohne daß man an seine Herkunft und ursprüngliche Bedeutung denkt. Auch da wird das Natürliche ohne Nebengedanken hingenommen.

Der Brauch, die im Kriege Überwundenen, besonders die Kriegsgefangenen in dieser Weise zu verstümmeln, war übrigens keineswegs auf die Nigriten beschränkt; er scheint vielmehr sehr oft angewendet worden zu sein und eine sehr große Verbreitung ge-

habt zu haben. Es war das wohl auf die sexuelle Wut, die nun einmal beim Kampfe ihre Rolle spielte und durch verschiedene Psychologen als eine Folge des Wühlens im frischen Menschenblut erklärt wird, zurückzuführen und eigentlich, wenn man das sexuelle Moment berücksichtigt, die nächtsliegende Verstümmelung. Es ist aber dabei sonderbarer Weise von allen älteren Schriftstellern, die auf diesen Gebrauch hinweisen, die schon oben erwähnte Wendung gebracht, daß man die Gefangenen nach der schauderhaften Operation habe „wieder hinlaufen lassen.“ An sich könnte man sich sehr wohl versucht fühlen, diese Redensart nicht buchstäblich zu nehmen, wie ja auch bei den meisten Todesstrafen, die selbstverständlich nur darauf berechnet waren, das Leben zu löschen, sehr euphemistische Redewendungen beliebt waren, die ziemlich harmlos klingen und auch von ernsten Schriftstellern angewendet wurden. Man kannte die Wirkungen solcher Prozeduren zur Genüge und konnte sich deshalb wohl den wörtlichen Effekt sparen. Daß man die Gefangenen furchtbar verstümmelte und sie dann wiederum hinlaufen ließ, würde danach weiter garnichts bedeuten, als daß man sie verstümmelt und sich dann nicht mehr um sie bekümmert habe. Ich würde es also garnicht so sonderbar finden, wenn sich wirklich eine Redewendung eingebürgert hätte, die besonders deshalb, weil sie Bräuche aus vergangenen Zeiten schilderten, die dem Schreibenden auch schon darum sehr fernlagen, weil sie von fremden Völkern geübt wurden, wohl scherzhafter lautete, als es die Scheußlichkeit des Verfahrens eigentlich zulassen sollte. Nun liegt die Sache aber doch so, daß es genug

Mitteilungen gibt, nach denen ausdrücklich versichert wird, daß die Prozedur wirklich nicht das Leben gekostet habe. Ich will nur ein Beispiel anführen, das mir das zur Wiedergabe geeignetste zu sein scheint, obwohl es auch schon so beschaffen ist, daß es mich an die Worte eines Berliner Landgerichtsdirektors erinnert. Dieser hatte eine Schwurgerichtsverhandlung zu leiten, die einen Sensationsfall betraf, ein Beispiel zu Chronique scandaleuse, wie es eben in Berlin nicht allzu selten vorkommt. In dieser Verhandlung war nun keineswegs alles, was da erwähnt werden mußte, für die Ohren keuscher Jungfrauen bestimmt; aber da die Einzelheiten nicht gerade unsittlicher Natur waren und ein Interesse bestand, diesen Fall möglichst vor der Öffentlichkeit klarzulegen, half sich der Vorsitzende dadurch, daß er an das meist aus eleganten Damen bestehende, sehr zahlreiche Auditorium eine kurze Ansprache richtete, in der er sagte, daß in dem zur Verhandlung anstehenden Falle viele Einzelheiten eingehend erwähnt werden müßten, die zwar nicht so seien, daß es notwendig erscheine, im Interesse der Sittlichkeit die Öffentlichkeit auszuschließen, die aber doch auch für die anständigen Damen sehr peinlich klingen würden. Er wolle, da der Ausschluß der Öffentlichkeit, wie gesagt, nicht beschlossen werde, er also auch nicht die Befugnis habe, einzelnen Personen die Anwesenheit zu untersagen, doch den Damen nahelegen, sich lieber zu entfernen. Nach dieser Rede ließ er eine Pause folgen. Die Damen schlugen die Augen schamhaft nieder, eine blickte die andere an, aber keine wich und wankte. Da sagte der joviale Vorsitzende nach einiger Zeit: „So, da ich nun

annehmen kann, daß alle anständigen Damen den Saal verlassen haben, trete ich in die Verhandlung ein!“ Das war sehr deutlich; aber die Damen hat das alles nicht sonderlich geniert, und so denke ich, wird die nachfolgende kleine Erzählung, die ich im harmlos altertümlichen Gewande wiedergebe, wohl meine geehrten Leserinnen ebenfalls nicht brüskieren. Die Geschichte lautet: „Theobaldus, der Umbrorum Heer-Führer wider die Griechen, welche Beneventum inne hatten, ließ allen denjenigen, so er vom Feind gefangen bekahm, die Virilia abschneiden, und wieder hinlauffen, biß endlich ein Weib von Benevent vor ihn trat, deren Mann auch gefangen worden, und es bald an dem wahr, daß er gleichfals sein Kleinod verlieren solte, und mit vielen ächtzen und seufftzen fußfällig ihn also anredete: „O Theobalde, waß haben wir dir zu Leide gethan, daß du uns den Krieg ankündigest? Wir sind keine streitbahre Weiber, wie die Amazonen, sondern treiben unsere Hand-Arbeit mit Nehen und Spinnen, und wissen mit den Waffen nicht umzugehen. Warum schneidestu unsern Männern das beste Kleinod weg, und beraubest uns Weiber dadurch aller Wollust? Unsere Männer haben ja Augen, Nasen und Hände, die du immerhin abschneiden, nicht aber dasjenige, welches die Natur uns Weibern zu unsern Gebrauch gewidmet, mit unter das Kriegsrecht ziehen möchtest! Über welch ernsthaffte Rede des Weibes Theobaldus sich sehr belustiget, ihr den Mann unverletzt wiedergegeben, und mit solcher schändlicher Verstümmelung innegehalten.“

Es ist bei dieser Erzählung, gleichviel ob sie

völlig wahr ist, oder ob sie eine etwas derbe Satire auf die weibliche Empfindung jener Zeiten sein soll, doch zweifellos davon ausgegangen, daß die Verstümmelung nicht tötlich verlaufe, daß sie im Gegenteil den Mann gesund und kräftig lasse, ihn lediglich zu jedem Liebeswerk untauglich mache. Nicht um das Leben der Männer bat das Weib von Benevent den Theobaldus, auch nicht darum, daß er die gefangenen Männer unverstümmelt lassen sollte; sie durften vielmehr Nase, Augen oder gar die Hände verlieren; denn diese Verluste würden bei weitem nicht so tief in das Liebesleben der Weiber, soll wohl heißen der ganzen Bevölkerung eingreifen. Es ist das ja eigentlich auch durchaus richtig, ohne daß man etwa nötig hätte, der Geschichte einen frivolen Nebengeschmack zu verleihen; denn die Verstümmelung, wie sie Theobald anbefohlen hatte, würde das Aussterben des ganzen Volksstammes zur Folge gehabt haben, da von einer Fortpflanzung keine Rede mehr hätte sein können. Daß der Verlust des Auges oder der Nase nicht tötlich zu verlaufen pflegt, ist bekannt, aber auch ohne weiteres erklärlich, da ja derartige Verletzungen, wenn nicht gerade Komplikationen hinzutreten, an sich nicht soweit eingreifen, daß die Wahrscheinlichkeit eines lethalen Ausganges physiologisch erklärlich erscheinen könnte. Anders lag die Sache allerdings beim Abhauen der Hände. Da wurde die Pulsader durchschlagen, und es ist wohl allgemein bekannt, daß durch die Öffnung der Pulsader in ganz kurzer Zeit der Tod durch Verbluten eintritt.

Aber im alten deutschen Strafrecht war das Abschlagen einer Hand oder auch beider Hände durch-

aus gebräuchlich. Diese Strafe war jedoch keine Todesstrafe, sollte es wenigstens absolut nicht sein, und es gab verhältnismäßig viele Personen, die durch den Scharfrichter einer Hand beraubt waren und doch recht lange lebten. Wem fiele dabei nicht der Ritter Götz von Berlichingen mit de reisernen Hand ein? Man muß es sehr gut verstanden haben, solche Wunden zu behandeln und den Blutverlust sofort zu stillen. Ähnlich würde vielleicht die Sache beim Abschneiden der Virilia gelegen haben, wenn man annehmen dürfte, daß die Sieger sich die große Mühe gemacht hätten, die Feinde erst zu verstümmeln und dann alle Kunst anzuwenden, um ihnen das Leben zu erhalten. Es ist indes geradezu ausgeschlossen, daß eine solche zarte Fürsorge etwa angewendet worden wäre. Man hätte dazu wohl nicht einmal die erforderliche Zeit bei solchen Massen-„Operationen" gehabt; auf keinen Fall hatte man den erforderlichen guten Willen. Ich habe aber auch guten Grund zu der Annahme, daß man nicht einmal die Kenntnisse besaß, bei der in Rede stehenden Verletzung wirklich erfolgreiche Hilfe zu leisten. Wenigstens weiß ich, daß man es da, wo man es aus Geschäftsrücksichten gewiß gern getan hätte, nicht konnte, nämlich bei der Kastration. Als die Kastraten noch einen gesuchten Handelsartikel bildeten, da gab es verschiedene Qualitäten von Kastraten — ich glaube diesen Handelsausdruck hier wohl anwenden zu dürfen, da es sich wirklich um einen schwunghaften Schacher mit der Ware Mensch drehte. Kastraten, die diesen Namen in nur sehr bescheidenem Umfange verdienten, waren nicht allzu teuer, denn der Mensch stand nicht allzuhoch im

Kurse, weil es niemals an dieser Ware nicht fehlte. Dagegen waren Kastraten, die absolut entmannt waren und eine Operation durchmachen mußten, die wohl der von Theobaldus angewendeten nicht sehr unähnlich war, sehr teuer. Nicht deshalb, weil diese Operation im eigentlichen Sinne eine hervorragende Kunstgewesen wäre, die mit Preisen vergütet worden wäre, wie sie besonders heute oft für die Kunst eines berühmten Operateurs aufgewendet werden müssen, sondern deshalb, weil die meisten Opfer an dieser Operation zu Grunde gingen. Nur wenige von dem an sich nicht teueren Menschenmaterial überlebten die Mißhandlung. Die meisten starben sehr bald an den Folgen der Verstümmelung, und natürlich mußte der richtig kalkulierende Händler die Preise nach der Menge des verwendeten Materials berechnen, wenn er auf die Kosten kommen und dabei noch, was ja selbstverständlich das einzige Motiv des Handels war, ein gutes Geschäft machen wollte. Es beweist diese Tatsache, daß es allerdings wohl manchmal möglich war, die Verstümmelten am Leben zu erhalten, daß dies aber nur sehr selten gelang, wenn auch, schon aus Geschäftsrücksichten, die größte Sorgfalt angewendet wurde. Man besaß damals eine sichere und zuverlässige Methode für eine derartige Verstümmelung überhaupt offenbar nicht.

Sollte man nun etwa annehmen, daß die wütenden Feinde, die die Vernichtung ihrer Gegner als das erstrebenswerteste Ziel betrachteten, mehr Geschicklichkeit aufgewendet hätten als der Händler, der alles aufbot, um sich vor Verlusten zu schützen? Selbst wenn man annehmen wollte, daß der Händler das

Leben seiner Ware ebenfalls nicht allzu hoch veranschlagt habe, weil er sich durch die hohen Preise immer noch reichlich decken konnte, was immerhin, soweit es sich um den Grad der Humanität handelte, wohl zutreffen mochte, so ist doch nicht zu übersehen, daß gerade in Rücksicht auf die hohen Preise der Händler erst recht ein Interesse daran haben mußte, möglichst viele Personen am Leben zu erhalten, denn jeder Überlebende bedeutete für ihn ein kleines Vermögen. Für den Kriegsmann aber bedeutete jedes erhaltene Leben des Feindes eine Gefahr. Man wird deshalb sehr wohl ermessen können, daß recht wenig Wahrscheinlichkeit für die Harmlosigkeit der Verstümmelung, die man fast aus den alten Berichten folgern müßte, vorhanden war.

Theobaldus muß nun allerdings ein recht milder und humaner Führer gewesen sein, wenn er sich durch die Rede des Weibes von Benevent so ohne weiteres bewegen ließ, die Scheußlichkeit sofort einzustellen. Ein gutes Wort findet zwar sehr oft eine gute Statt; aber im Kriege war sonst mit guten Worten nicht viel zu erreichen, und die Bestie, die erst einmal Blut geleckt hat, ist das gefährlichste Raubtier; das gilt auch von der Bestie im Menschen. Freilich ein Moment könnte die seltsame Wendung schon eher erklären: Theobaldus erheiterte sich über die Rede sehr, und in dieser Stimmung konnte er vielleicht eher einmal Gnade für „Recht“ ergehen lassen. Gnade für Recht!

Das Recht des Kriegers war es allerdings, die gefangenen Feinde zu vernichten oder sie so zu verstümmeln, wie es dem Sieger beliebte. Übte er dieses Recht nicht, so übte er eben Gnade. Daß dies ge-

wiß nicht oft geschah, dafür bürgt die Wildheit und Grausamkeit damaliger Zeiten. Ja, es war nicht einmal immer in die Macht des Feldherrn gegeben, solche Gnade walten zu lassen, denn die entfesselten Scharen stürzten sich wie die Wilden auf Leib und Leben, Hab und Gut der Besiegten. Daß man dabei nicht nur die Weibe rnicht erfolgreich für ihre Männer um Schonung bitten ließ, sondern ihnen auch diese Schonung selbst nicht widerfahren ließ, das war einfach Kriegsrecht.

Herlicius erzählt furchtbare Szenen, die sich bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, abgespielt haben. Die Türken machten nieder, was ihnen vor die Klinge kam. Die Weiber ließen sie zwar leben, nicht aber, um sie zu schonen, sondern um ihnen ein Los zu bereiten, gegen das die an den Männern verübten Greueltaten noch wie ein Werk wahrer Nächstenliebe anmuten. Daß auch dabei von einen Furor sexualis gesprochen werden darf, wird wohl auch der nicht zu bestreiten wagen, der einem solchen Worte im allgemeinen skeptisch gegenübersteht. In der unmenschlichsten Weise wurde mit den Weibern Notzucht getrieben. Es ist kaum glaublich, daß Menschen sich so tief unter das Vieh herabwürdigen können, wie es dort geschah. Als diese Lust bis zum Übermaß getrieben war, wurden die Weiber geknebelt, völlig nackt ausgezogen und an die Bäume gebunden. Sie mußten dann als lebende Scheiben für die Bogenschützen dienen, die sich bemühten, ihre Opfer an Stellen zu treffen, die zu verhüllen meist der primitivste Kulturzustand gebietet. Als dieser Frevel so lange gewährt hatte, daß der Reiz der Neuheit

nicht mehr wirkte, wurden die Körper der unglücklichen Opfer in Stücke zerhauen, so daß sie endlich von den entsetzlichen Martern durch den Tod, der oft trotz seiner Unerbittlichkeit viel milder und wohltätiger ist als die entarteten, vertierten Menschen, erlöst wurden. Die rasenden Horden schnitten die noch zuckenden Herzen aus den zerstückelten Körpern und trieben damit ihren Unfug; sie sollen die Herzen sogar wie die wilden Bestien gefressen haben. Die Kinder, die dem Treiben erst hatten zusehen müssen, wurden auf die Lanzen gespießt und im Triumph herumgetragen. Wer eine Schilderung dieses unmenschlichen Wütens liest, muß sich fragen, ob es denn wirklich möglich sein könne, daß Menschen so furchtbar entarteten; aber dennoch ist diese Schilderung leider nur ein einzelnes Beispiel zahlreicher gleicher Fälle.

Was ist an den Christen in den Zeiten der Christenverfolgung gefrevelt worden! Wie hat man sich gegen die Christinnen vergangen! Es ist auch da der Furor sexualis als eine ewige Krankheit in die Erscheinung getreten, denn die Martern der abscheulichsten Art lassen immer eine Beziehung auf das Sexualleben erkennen. Ich weiß nicht, ob es für alle Fälle berechtigt ist, unmenschliche Grausamkeit mit dem Sexualleben in Verbindung zu bringen; daß aber da, wo der Zusammenhang vorhanden ist, die Grausamkeit stets viel abscheulicher und brutaler auftritt, das ist unverkennbar.

Das darf natürlich nicht auf das orientalische Liebesleben beschränkt werden, sondern es gilt allgemein, und leider ist es auch geschichtlich festge-

stellt, daß im Abendlande, wenn die Kriegsleidenschaft entfacht war, ebensolche Entsetzenstaten verübt worden sind wie im Orient. Man braucht nicht einmal bis ins Altertum zurückzugehen, um das Furchtbare, die menschliche Bestie, nachzuweisen. Was ist gegen die Wiedertäufer, gegen die Katharer, gegen die Hugenotten, ja selbst in der französischen Revolution an Schandtaten verübt worden. Und ist denn unsere heutige Zeit schon ganz frei von Unmenschlichkeiten? Kann man denn heute den Furor sexualis nicht mehr entdecken, wenn man sich die Mühe gibt, den Erscheinungen auf den Grund zu gehen und psychologisch zu analysieren? Doch lassen wir das Abendland und die neuere Zeit aus dem Spiele.

Von Alexander dem Großen wird erzählt, daß er bei einem Siegeszug gegen die Seythen und Thrazier eine eigene Art von Denkmälern habe errichten lassen. Nicht überall erregte das Erscheinen seines gewaltigen Heeres die gleiche Wirkung. An manchen Orten unterwarf man sich ihm willig, da man ohne weiteres einen Widerstand gegen die gewaltige Macht des sieggewohnten Feldherrn für völlig aussichtslos hielt. An anderen Orten dagegen hatten die Bewohner beschlossen, bis zum Tode sich zu wehren, so daß auch Alexander sich der Anerkennung solcher tollkühnen Tapferkeit nicht entziehen konnte, obwohl es sonst eigentlich nicht gerade üblich war, die Tapferkeit des Feindes zu ehren, sondern vielmehr, sie als ein Verbrechen zu strafen. Alexander ließ nun überall, wo er im heißen Kampfe oder durch freiwillige Unterwerfung der Feinde Sieger blieb, steinerne Denkmäler errichten, aus denen sofort zu ersehen war,

ob ihm der Sieg leicht oder schwer geworden war. Hatte man ihm Widerstand geleistet, so wurde auf steinerner Säule das steinerne Bild des Phallus errichtet; da aber, wo feige Unterwerfung erfolgt war, da trug die steinerne Säule die Abbildung der weiblichen Reize. Es war damit gesagt, daß einmal männliche Tapferkeit, das andere Mal weibische Feigheit die Bewohner charakterisiert habe. Das war an sich eine Ehrung der Kühnheit und ein Hohn auf die Feigheit; aber doch läßt sich auch hieraus unschwer der Furor sexualis erkennen. Der Gedanke, durch solche Denkmäler die Gegend zu zeichnen, konnte ohne diesen psychischen Hintergrund garnicht entstehen. Es ist aber doch das ganze Leben des großen Alexander eigentlich nicht so beschaffen, daß man gerade bei ihm eine derartige Gedankenassoziation als natürlich ansehen müßte. Es soll damit nicht etwa gesagt sein, daß Alexander absolut frei von Ausschweifungen gewesen wäre, wie sie bei den Großen seiner Zeit selbstverständlich waren, oder daß ihn die Geschichte über Gebühr rühme. Er war nicht allein der größte Feldherr seiner Zeit, sondern er besaß auch rein menschlich gedacht eine Größe, durch die er weit, unendlich weit über seine Zeitgenossen hinausragte. Man könnte vielleicht sagen wollen, daß dazu nicht sonderlich viel gehört habe, da doch die Zeitgenossen Alexanders des Großen auf einen sehr niedrigen Niveau gestanden hätten. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil ich tatsächlich einen solchen Einwand einmal gelesen habe; er betraf allerdings nicht Alexander. Das macht aber den Unsinn nicht zur Weisheit. Unsinn ist nämlich ein solcher Einwand stets,

denn es ist doch wohl auf alle Fälle ein Verdienst, über seine Zeitgenossen hinauszuragen. Befinden diese sich auf einen tiefen Niveau, dann ist der, der sie überragt, natürlich eine ebenso rühmenswerte Ausnahme wie der, der auf höchstem Allgemeinniveau seine Zeitgenossen überragt, denn diese können immer allein den Maßstab für die Größe oder für den Minderwert des Einzelnen abgeben. Der Bildungsgrad und die Moral eines Volkes während einer bestimmten Zeitepoche ist das Entscheidende. Es wäre kindisch, wollte sich heutigen Tages ein Mensch für ein besonderes Licht halten, weil er die Kunst des Lesens und Schreibens beherrscht, die vor verschiedenen Jahrhunderten — man braucht nicht einmal so sehr tief in unsere Vergangenheit zurückzublicken, noch den besten Gesellschaftskreisen Hecuba war.

Nun ist die Sache aber mit Alexander noch nicht einmal von diesem falschen Standpunkt aus berechtigt, denn der große Macedonier, der 336 v. Chr. den Thron bestieg, war keineswegs bloß im Vergleich zu tiefstehenden Männern groß, sondern er überragte auch die Größten seiner Zeit und würde wohl auch einen Vergleich mit den Großen späterer Zeiten nicht zu fürchten gehabt haben, wenn es nicht eine vergebliche und in der Regel sehr mißliche Sache wäre, solche Vergleiche anzustellen. An sich leidenschaftlich veranlagt, aufgewachsen in einem Milieu sittenloser Genußsucht und sinnlicher Ausschweifung, hielt er sich doch rein von den schwersten sinnlichen Ausschweifungen jener Zeit. Wie weit er diese Selbstbeherrschung seinen trefflichen Lehrer Aristoteles zu danken hatte, wie weit sie etwa darauf zurückzuführen war,

daß die Seele des jungen Alexander von heißer Begierde nach Ruhm verzehrt war, so daß die sonst üblichen Zerstreuungen ihn weniger fesselten, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war Alexander sehr zu seinem Vorteil von seinen Zeitgenossen unterschieden, das zeigt auch der Umstand, daß er im Feinde den Mannesmut zu ehren wußte, das zeigt ferner sein Edelmut, den er so oft dem besiegten Feinde angedeihen ließ. Trotzdem war Alexander wie der große Caesar auch dem weiblichen Geschlecht gegenüber der Held, der kam, sah und siegte. Und daß selbst Alexander so wunderbare Denkmäler auf seinen Siegeszügen errichtete, das läßt doppelt und dreifach erkennen, wie der Geist jener Zeiten von erotischen Gedanken beherrscht war.

Die Weiber hatten stets bei den Kriegszügen des alten Orients zu leiden. Sie waren im Falle des Sieges eine willenlose Beute des Siegers, der so viele von ihnen mit fortschleppte, wie er nur irgend erbeuten konnte. Und es war ein Glück, wenn sie bloß den feindlichen Harem vermehren durften, denn nicht selten wurden sie, wie ja schon in dem obigen Beispiel gezeigt ist, in der fürchterlichsten Weise mißbraucht und dann dahingeschlachtet. Es kam auch vor, daß die Weiber völlig nackt den Göttern geopfert wurden, jedenfalls auch nachdem sie vorher den geilen Lüsten der Männer hatten dienen müssen.

Man mag die Sache ansehen, wie man will, stets wird es sich nachweisen lassen, daß mit vollstem Rechte von einem Furor sexualis der Kriegsvölker gesprochen werden darf. Daß dieser Ausdruck auch im Frieden seine Berechtigung hat, daß das

meiste von dem, was wir modernen Menschen als Perversität bezeichnen, auch nichts anderes ist als Furor sexualis, versteht sich von selbst. Wenn wir aber uns daran gewöhnt haben, in der Perversität etwas Krankhaftes zu sehen, so war man von dieser Anschauung im Altertum völlig frei; man glaubte in dem, was ich Furor sexualis nenne, viel eher den Ausbruch überfließender Lebenskraft und Gesundheit zu erblicken, und das scheint mir, wenigstens bei der Mehrzahl der Fälle, auch weit berechtigter zu sein.

Der Bilderzauber.

Wenn man die letzten Kapitel liest, dann sollte man sich eigentlich mit Entsetzen abwenden von dem Treiben eines Landes, in dem Milch und Honig fließt, und in dem das menschliche Gemüt doch so leer war von dem milden Zauber einer gottgesegneten Natur. Trifft das Letztere aber auch wirklich so ganz bedingungslos zu? Was in wilden Kriegszeiten im Menschenherzen sich abspielt, das bleibt doch verborgen, wenn der holde Friede sein saftes Szepter schwingt; mindestens ist das Gemüt in einem Zustand latenter Wildheit eingewiegt. Man könnte wohl von einem eigentlichen Liebesleben überhaupt nicht sprechen, wenn immer nur eine wüste Sinnlichkeit ihre brutalen Orgien gefeiert hätte. Ich habe aber schon früher gesagt, daß in dem Zauberlande des Orients die schroffsten Gegensätze sich berühren, wilde Raserei des Sinnlichen, neben poetischem Dufte, Roheit, neben tiefster Sentimentalität. Auch im Liebesleben war das nicht anders. Die ausschweifende Sinnlichkeit soll die Quelle blutdürstiger Grausamkeit sein; aber die Sinnlichkeit weckt auch die zarteste Schwärmerei. Was ist denn Liebe? Sie muß mit allen ihren Symptomen betrachtet und geprüft werden, und läßt sich schlechterdings nicht nach Backfischidealen

beurteilen. Sie ist allerdings für orientalische Begriffe nicht vom Sinnlichen loszulösen, und selbst die fromme Inbrunst des Heiligenkults läßt unter dem psychologischen Seziermesser nicht selten eine starke sinnliche Tendenz erkennen. Wie sollte in der Seele eines Orientalen eine Liebe, die völlig losgelöst wäre von aller Sinnlichkeit, vorstellbar sein? Selbst die zarte Romantik, die über die Liebe des jungen Seleuciden zu seiner jugendlichen Stiefmutter Stratonike gebreitet ist, war erfüllt von dem heißen Dunste sinnlichen Verlangens. Dieser Roman ist echt orientalisches Empfinden, das so blumenduftig anmutet und doch an das Bild erinnert, auf dem unter dem berauschenden Blütenduft üppiger Vegetation die giftgeschwollene Schlange auf ihre Beute lauert. Liebe ist so oft nichts als Eigenliebe; sie ist es stets, wenn sie von einer starken Sinnlichkeit diktiert ist, denn sie ist dann weiter nichts, als das heiße Verlangen, eine Person, die das lebhafteste Wohlgefallen erregt hat, zu besitzen, an ihr die sexuellen Begierden zu befriedigen. Es ist der letzte Zweck also dem vergleichbar, den der Feinschmecker einer Lieblingsspeise gegenüber empfindet, die er leidenschaftlich begeht, um an ihr seine sinnliche Begierde, die nicht Hunger ist, sondern, wenn man so sagen will, ein idealisiertes Nahrungsbedürfnis, zu befriedigen. Man wird diese Vorliebe für ein bestimmtes Gericht nicht allzu poetisch nennen dürfen; man wird aber auch bei der Liebe eines stark sinnlich veranlagten Menschen nicht alles Poesie nennen dürfen, was nach dem Maßstabe einer Backfischseele von weitem wie Poesie aussieht. Wie bald ist dann auch eine solche leidenschaftliche Liebe verflogen?

Sie erhält sich und wächst ständig bis zu übernatürlicher Gewalt, so lange sie auf Widerstand stößt, so lange ihre Befriedigung unmöglich gemacht wird. Auch darin ist der stark prosaische Vergleich mit dem Verlangen des Feinschmeckers durchaus zutreffend, denn auch dieses Verlangen steigert sich bis ins Uferlose, so lange es die begehrte Befriedigung nicht findet. Ist dies aber geschehen, dann kann der gehabte Genuß wohl eine Weile, vielleicht sogar eine ganze Zeit — das ist ungeheuer individuell — in der Erinnerung ein gewisses Wohlbehagen erwecken; aber der Genuß ist doch stets das sicherste Heilmittel der Begierde, wobei es ganz dahingestellt bleiben mag, wie lange dieses Heilmittel in seiner Wirkung vorhält. Recidive sind ja auch bei andern abnormen Erscheinungen, gegen die man Heilmittel anzuwenden pflegt, nicht selten. Erwacht die Begierde wieder, so ist sie durchaus nicht notwendig stets auf denselben Gegenstand gerichtet, weder beim Feinschmecker, noch in der Liebe, und es wiederholt sich lediglich dieselbe Geschichte mit demselben Verlauf. Das mag vielleicht verletzend realistisch erscheinen; aber das Realistische verletzt ja stets da, wo wir glaubten, poetischen Idealismus zu finden, und das, wogegen sich das bessere Empfinden so energisch sträubt, ist deshalb nicht minder richtig und zutreffend.

Dem wesentlich Analogen zwischen den einzelnen Trieben wie dem sexuellen Triebe — ich will ihn hier nicht Liebe nennen — einerseits und dem Hunger, dem Durste, der Müdigkeit usw. andererseits, stehen allerdings auch wesentliche Divergenzen entgegen. Das Analoge ist, daß dem Triebe von Natur das Be-

dürfnis nach Befriedigung innewohnt, daß die Befriedigung dem Triebe ein Ende macht, bis die physiologischen Grundbedingungen, aus denen in letzter Linie die Naturtriebe hervorgehen, sie von neuem erwachen lassen. Ich stelle hier tatsächlich die physiologischen Grundbedingungen erheblich über die psychischen, und glaube, damit der Erkenntnis weit sicherer nahezukommen als auf dem umgekehrten Wege, der trotzdem in der Regel selbst da eingeschlagen wird, wo das Streben nach realistischer Wahrheit deutlich erkennbar ist. Das psychische Moment tritt zu dem physiologischen nur hinzu. Anima und Soma. Das psychische Moment ist dabei weit komplizierter, weit weniger analysierbar und vor allen Dingen weit individueller. Alle die großen Rätsel und Probleme, die uns auf Schritt und Tritt, sofern wir nur gelernt haben, um uns zu schauen, aufstoßen, sind nur zum sehr geringen Teile auf physische Anomalien — hier eigentlich ein schauderhaft unpassender Ausdruck — zurückzuführen, sondern unendlich überwiegend auf psychische Eigenartigkeiten des Individuums. Man hat nun bereits wiederholt die Theorie aufgestellt, daß rein körperliche Eigentümlichkeiten sichere Schlüsse auf die Charakterveranlagung gestalteten. Man könnte aber dabei sehr wohl sagen, daß nicht etwa das sinnlich wahrnehmbare körperliche Symptom diese besondere Charakterveranlagung hervorrufe, sondern daß es erst eine Folge dieser sei, daß also das Seelische dem Körper ein bestimmtes Gepräge verleihe, nicht umgekehrt die Körperbeschaffenheit den Charakter beeinflusse. Das wäre dann natürlich ein Drehen im Kreise und ein Jongleurspiel mit Begriffen.

Für unseren Fall kommt es aber auf derartige Grübeleien garnicht an, denn hier ist es nicht zu leugnen, daß alles das, was unser Liebesleben zu einem Thema allgemeinster Erörterungen macht, in erster Linie auf den sexuellen Trieb zurückzuführen ist. Die Begierde nach Sinnengenuß ist es, die zunächst nach Betätigung oder meinetwegen nach Befriedigung verlangt, und die immer und immer wieder die höchsten Wonnen verschafft, aber auch in so furchtbarer Tragik Glück und Existenzen vernichtet. Der Wahn ist kurz, die Reue lang! Was paßte besser auf die Mehrzahl jener Romane, die die Chronique skandaleuse anfüllen?

Die Lust zum Fabulieren ist jedem Sterblichen in die Seele gelegt, nicht in so hohem Maße wie dem Altmeister Goethe und nicht in dem Sinne, daß etwa Lust und Fähigkeit für identisch gehalten werden dürften. Nicht nur die Kulturvölker, sondern auch diejenigen, die wir mit ziemlicher Selbstüberhebung als „Wilde“ bezeichnen, sind von dieser Lust beseelt. Auch die Religionslehren aller Völker — Ausnahmen, die sonst die Regel bestätigen, möchte ich hierin nicht einmal gelten lassen — zeigt diesen Hang und zugleich den Hang zum Idealisieren. Der letztere ist sehr beachtenswert; er ist nur scheinbar bei den Kulturvölkern größer als bei den von Europas übertünchter Höflichkeit noch nicht angekränkelten Stämmen, von denen Seume deshalb seinen Canadier sagen läßt, daß die Wilden doch bessere Menschen seien. Der Hang zum Fabulieren und Idealisieren tritt nur je nach der Kulturstufe anders in die Erscheinung. Gerade für das Liebesleben der einzelnen Völker ist das ungeheuer

wichtig, weil der Forscher, der stets in erster Linie auf die äußeren Erscheinungen angewiesen ist, zu ganz falschen Schlüssen gelangen muß, wenn er diese Erscheinungen nicht zu deuten weiß, weil er den Kern nach der Schale beurteilt.

Im Liebesleben ist die Lust zum Fabulieren und besonders zum Idealisieren außerordentlich kräftig ausgeprägt, so stark, daß nicht nur der unbeteiligte Beobachter ständig getäuscht wird, sondern daß sich auch die unmittelbar Beteiligten selbst in eine Täuschung hineinleben, die man wohl als ein geistiges Labyrinth bezeichnen darf. Was wird an dem Worte Liebe allein schon herumidealisiert! Es ist doch fast humoristisch, wenn man die bramabarsierenden Kommentare eines Begriffs über sich ergehen lassen muß, der unendlich oft allein durch das alte „lucus a non lucendo“ gerechtfertigt werden könnte. Der sinnliche Trieb, der in der Regel das einzige wirklich vorhandene Moment ist, das zwei Leute zusammenführt, wird in der geistigen Knetmaschine so lange bearbeitet, bis ihn niemand mehr zu erkennen vermag, und selbst die, die es in letzter Linie allein angeht, von tiefster Hochachtung vor der Reinheit und Tiefe ihres „edelsten Empfindens“ erfüllt sind. Es wäre unsagbar komisch dieses Versteckenspielen à la Vogel Strauß, wenn es nicht so jammervoll betrübend wäre, wie dies wohl eigentlich jede Selbsttäuschung ist, die auf dem ungesunden Boden der Phrase lustig wuchert.

Das ist es aber, was einen wesentlichen Unterschied zwischen dem sexuellen Triebe und anderen Naturtrieben ausmacht. Bei den anderen fabuliert und idealisiert man weniger oder überhaupt nicht; man

gibt sich keinen Täuschungen über die Natur des eigenen Bedürfnisses und Empfindens hin und sucht auch andere nicht zu täuschen. Wer Hunger hat, der hält es nicht für notwendig, eine poetische und auf Edelmut gestimmte Hymne zu singen; wer müde ist, der sagt dies sich und anderen ohne Schönfärberei usw. Diese anderen Triebe dienen zur Erhaltung des Individuums, der sexuelle Trieb dient der Erhaltung der Art; er will ihr wenigstens dienen, dient aber in Wirklichkeit sehr, sehr oft nur dem individuellen Vergnügen. Schon hieraus muß die Lust zum Fabulieren resultieren.

Ein noch viel wesentlicherer Unterschied liegt aber in den Moral- und Sittlichkeitsanschauungen, die bekanntlich nicht überall die gleichen sind, und die auch am gleichen Orte doch mit den Zeiten wechseln. Wir leben nun einmal in der traditionellen Anschauung, daß alles, was auf das sexuelle Gebiet im engeren Sinne gehört, als unsittlich zu betrachten sei oder doch, ohne unsittlich zu sein, das Schamgefühl verletze. Der Tausend, da kann es ohne Fabulieren, ohne Idealisieren, aber auch ohne Kontradiktionen nicht abgehen. Mit Recht nennen wir die Mutterschaft etwas Heiliges. Das Mysterium der Menschenwerdung ist das höchste und heiligste Naturwunder, denn die Häufigkeit eines Wunders lehrt uns doch nur, das Wunder als etwas Alltägliches, nicht mehr als ein Wunder anstaunen, hebt aber das Wunder als solches deshalb für den denkenden Menschen — mag dieser auch so selten vorkommen, wie das Wunder häufig auftritt — nicht auf. So sind wir also schon in dem prinzipiellen Widerspruch verfallen, daß die Mutterschaft etwas

Heiliges, alles, was sie verursacht, aber etwas Unsittliches, oder mindestens doch etwas, ohne unsittlich zu sein, Schamverletzendes sei. Der Unterschied ist dabei nur in der Form der stattgehabten oder unterbliebenen Eheschließung begründet. Ich will mich hier, um nicht allzuweit vom Wege abzuirren, an dieser Stelle nicht auf eine Kritik, ob dieser Widerspruch notwendig oder auch nur nützlich ist, einlassen; er besteht und ist eigentlich die Kehrseite der Medaille: „Zweck heiligt das Mittel!“

So hat die — ich will es zugeben — unter den obwaltenden Zuständen notwendige Lust zum Fabulieren das eigentlich recht alberne Märchen vom Klapperstorch geschaffen und damit bewirkt, daß in der Großstadt die Kinder — Il n'y a plus d'enfants, überhaupt nicht mehr recht daran glauben wollen, daß es wirklich Störche gibt. Ob dieses Märchen die Wahrheitsliebe der Kinder besonders kräftigt, ob es das Ansehen der Eltern bei ihren Kindern hebt, wenn diese wissen, daß ihre Eltern ihnen mit handgreiflichen Lügen aufwarten müssen, um sich — die kindliche Phantasie arbeitet äußerst lebhaft — wenigstens formell zu den anständigen Menschen rechnen zu dürfen, das sind Fragen, die wohl auch der Erörterung wert sind, zumal es eine pädagogische Weisheit ist, den Kindern zu sagen, daß von allen Lastern die Lüge das größte sei. Wir belügen unsere Kinder; wir tun es mit dem Bewußtsein, daß sie wissen, es sei eine Lüge, die wir ihnen kaltlächelnd servieren, und wir haben dennoch den Mut, sie zu bestrafen, wenn auch sie uns gegenüber den Pfad der Tugend verlassen und uns eine Unwahrheit sagen. Das ist eine sehr schlimme,

eine sehr peinliche Tatsache, die eingehend zu erwägen, kein Mensch sich ersparen dürfte, dem es mit der Erziehung seiner Kinder ernst ist. Man hat das wohl eingesehen und sucht durch die sexuelle Aufklärung dem Übel zu steuern. Es ist dies aber, wie der Jurist sagt, ein Versuch mit untauglichen Mitteln, der so wenig zum Ziele führen wird, als wollte ein Baumeister das Haus beim Dache anfangen, statt beim Fundament. Nein, die sexuelle Aufklärung ist wohl insofern wertvoll, als sie verhüten kann, daß unwissende Mädchen mehr das Opfer ihrer Dummheit und Unerfahrenheit als das ihrer Lüste werden — ich gebe auch zu, daß dies wertvoll ist —; aber daß die allgemeine Moral gehoben werden könnte durch die sexuelle Aufklärung, besonders die, die für Schulen usw. geplant ist, das halte ich für absolut ausgeschlossen. Lehrt doch die tägliche Erfahrung, daß „sexuelle Aufklärung" nicht vor den schwersten Exzessen in ludo Veneris schützt. Es fehlt den liederlichsten Männern und Weibern ganz gewiß nicht an „sexueller Aufklärung"; sie sind vielmehr „alle Schulen durch", und das Resultat? Ich hülle mich in Schweigen, möchte aber, obwohl ich mir nicht anmaße, ein Prophet zu sein, der sicheren — Vermutung Ausdruck geben, daß die sexuelle Aufklärung in den Schulen für die öffentliche Sittlichkeit nicht günstiger wirken wird als die sexuelle Aufklärung, die leider den jugendlichen Geschöpfen noch immer im Beichtstuhl geboten wird.

So lange man über sexuelle Dinge in der Öffentlichkeit den geheimnisvollen Schleier wie über das Bild zu Sais breitet, Märchen erzählt und das Heiligste

mit dem Gemeinsten in einen Topf wirft und geradezu durch dicke Bretter die Erkenntnis dessen, was auf sexuellem Gebiete gut und böse ist, abzuschließen bemüht ist; so lange man heuchlersich sich den Anschein gibt, als entrüste man sich moralisch über die natürlichsten und berechtigsten Dinge, während man die pikanten zotigen Abenteuer eines Wüstlings mit breitem Behagen und innigstem Vergnügen erzählen hört, so lange man über die Mysterien der Liebe geheimnisvoll lächelt, über das wirklich Gemeine den Mantel der Duldsamkeit und den idealisierenden Glorienschein echter Liebe zu breiten sucht, dagegen selbst ganz harmlose und wohlgemeinste Ausführungen in Büchern als Sittlichkeitsdelikte mit bewundernswerter Interpretationskunst zu brandmarken sucht, so lange wird die sexuelle Aufklärung viel mehr schaden als nützen. Man sollte auch hier beim Fundament und nicht beim Dache beginnen.

Betrachten wir also die Sache so objektiv, wie sie sich überhaupt von uns Menschen, die wir doch alle auf diesem Gebiete Partei sind, betrachten läßt, d. h. geben wir dem Sinnlichen, was des Sinnlichen ist, und dem Psychischen, was dessen ist. Nur so läßt sich das Liebesleben, und besonders das orientalische, prüfen und verstehen. Ich habe nun schon gesagt, daß gerade im Zauberlande des Morgens die schroffsten Gegensätze sich berühren. Diese schroffsten Gegensätze sind aber sehr oft nur scheinbare Gegensätze, wie Körper und Geist eigentlich an sich Gegensätze sind und doch in uns eine Einheit bilden, mag auch der Geist willig, das Fleisch aber schwach sein. Wir können nicht Geist und Körper trennen,

wenn wir eine konkrete Handlung bewerten sollen; d. h. wir können nicht sagen, der Geist des N. war willig und gut, aber sein Fleisch war schwach, und deshalb ist eine Handlung entstanden, die uns sehr mißfällt; sondern wir werden stets sagen, das, was N. getan hat, war verdammenswert. N. ist die Person, an die wir uns halten für alles, was diese Person tut. Anders liegt die Sache aber, wenn wir eine Tat prüfen und erklären wollen; dabei werden wir nicht bloß mit der nackten Tatsache rechnen dürfen, daß etwas geschehen ist, was uns nicht behagt, sondern wir werden auch zu prüfen haben, warum die Tat begangen wurde, welche Motive für den Täter vorlagen, und ob es etwa nur ein Versagen der Hemmungsenergie war, die ihn einer augenblicklichen Regung oder Begierde erliegen ließ. Es wäre zu wünschen, daß auch die Gerichte etwas weniger nach der toten Schablone und etwas mehr nach dem sogenannten psychologischen Moment urteilten. Wenn's auch bedeutend schwieriger ist, so bietet es doch die einzige Möglichkeit, daß die irdische Gerechtigkeit Garantien, wirklich eine Gerechtigkeit zu sein, geben kann.

Das orientalische Liebesleben zeigt nun als schroffe Gegensätze auf der einen Seite die brutalste Sinnlichkeit, auf der anderen den zartesten poetischen Duft. Der Orientale kann in einer einzigen Person der Asra sein, der stirbt, wenn er liebt, d. h. vergeblich liebt, und der wilde Tiger, der sein Opfer zerfleischt. Ich wiederhole, das ist nur ein scheinbarer Gegensatz, denn die Grundbedingungen für beide Extreme liegen in seiner Natur. Schlummern doch Haß

und Liebe in nächster Nachbarschaft im Menschenherzen, wie viel inniger sind erst die Liebe und die sexuelle Begierde gepaart, die doch so oft überhaupt nur eine einzige Empfindung sind, über die man sich selbst täuscht, weil man gewohnt ist, sie zu idealisieren. Sexuelle Begierde, die beim Anblick des begehrten Individuums das Herz stocken läßt, die plötzliche Röte der Erregung auf die Wangen zaubert und den Atem hemmt, die erscheint uns so viel wunderbarer und herrlicher, wenn wir sie im Strahlenglanze einer idealen Liebe erblicken, als wenn wir uns sagen; es ist nur eine Begierde, nicht viel von der unterschieden, die auch das Tier empfindet, wenn es zur Paarung den Genossen lockt.

Es ist nun sehr wohl zu unterscheiden, ob der sexuelle Trieb ganz allgemein vorhanden ist, also auf irgend ein beliebiges, gleichviel welches, Individuum des anderen Geschlechts gerichtet ist, was ganz ungeheuer häufig der Fall ist, oder ob er einem allein bestimmten Individuum gilt. Nur im letzteren Falle kann man das Wort Liebe allenfalls noch gelten lassen. Nehmen wir also den letzteren Fall hier an.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß gerade im orientalischen Liebesleben, mögen dort, wie dies wohl auch anderwärts nicht so überaus selten vorkommt, die Ehen sehr oft geschlossen worden sein oder auch noch geschlossen werden, ohne daß die jungen Leute, die ihr Schicksal für immer aneinander ketten sollen, sich auch nur jemals gesehen hatten. Das wirkliche Liebesleben ist nicht an die Ehe gebunden, die auch im besten Falle nur die Konsequenz der Liebe ist. Es hat zu allen Zeiten der göttliche

Funke, wie man es in der Lust zum Idealisieren so gern nennt, die Herzen der Menschen getroffen; erst recht im Orient, wo es viel leichter war, ein Mädchen, nach dem das Herz verlangte, zu gewinnen, selbst dann noch, wenn der Liebende bereits in Ehefesseln schmachtete. Hat es doch zu allen Zeiten Männer gegeben, die sich sterblich auch in solche weibliche Wesen verliebten, die ihnen nicht leicht oder überhaupt nicht erreichbar waren. Gerade dann pflegt die Glut der Liebe bis zur Raserei sich zu steigern, und es ist eigentlich sehr naheliegend, daß der hoffnungslos Liebende sich nach Mitteln umsieht, mit deren Hilfe er doch noch sein Ziel zu erreichen trachtet, so daß er eigentlich in letzter Linie faktisch nicht hoffnungslos ist.

Da ist man denn auf ein recht sonderbares Mittel verfallen. Man hat sich sehr einfach von der Person, die man begehrte, ein Bild verschafft und glaubte, durch dieses Bild auf die Person, die es darstellen sollte, direkt einwirken zu können. Nun wird es allerdings wohl mit der Porträtähnlichkeit, an die wir bei der heutigen Technik der Photographie die weitestgehenden Ansprüche zu stellen gewohnt sind, nicht weit hergewesen sein. Man schuf sich ein Gebilde, in dem wohl nur die ausschweifendste Phantasie eine Ähnlichkeit mit dem Original zu erkennen vermochte; aber das hinderte nicht, daß man felsenfest davon überzeugt war, alle die Bezeugungen von Haß oder Liebe, die man diesem Gebilde angedeihen ließ, müßte die Person direkt empfinden. Wenn man sich vorstellt, daß man im Altertum in einem Bilde nicht bloß ein Stück Papier sah, auf das durch Kunst eine Dar-

stellung gemalt oder gezeichnet oder auf sonst eine Methode übertragen ist, also auf alle Fälle nur ein lebloses Machwerk, sondern daß man wirklich glaubte, das Bild sei ein etwas der dargestellten Person selbst, dann ist schon die Idee, daß es möglich sein müsse, durch dieses Bild die Person zu beeinflussen — sei es in gutem oder bösem Sinne —, ziemlich naheliegend.

Für den heutigen Kulturmenschen erscheint es so selbstverständlich, die Züge jeder beliebigen Person im Bilde wiederzugeben, daß man sich wohl selten die Mühe gibt, darüber nachzudenken, ob dies wohl zu allen Zeiten und für alle Völker ebenso gewesen sei. Das ist es nun allerdings auf keinen Fall. Man hat über die Erfindung der Malerei verschiedene Erklärungen und nimmt an, das erste Bild eines Menschen sei dadurch entstanden, daß ein besonders findiger Kopf auf den Gedanken gekommen sei, die Umrisse eines Schattenbildes nachzuziehen, so daß, wenn der Schatten verschwunden war, die Umrisse des Bildes doch noch auf der Erde oder an der Wand vorhanden gewesen seien. Das soll das erste Porträt gewesen sein, das dann allerdings eine gewisse Ähnlichkeit gehabt haben könnte, freilich noch nicht einmal ganz die unserer Silhouetten. Es würde durch diese Entstehungsgeschichte der Bilderkunst wohl auch der alte Glaube, daß das Bild wirklich ein Stück Person sei, erklärt werden können. Chamisso hat in seinem „Peter Schlemihl“ diese Schattenidee trefflich verwertet. Es besteht deshalb heute noch bei vielen Völkern eine starke Scheu, sich abbilden zu lassen, und wir finden, daß sogar der religiöse Kult dieses Abbilden von Personen verbietet.

Der religiöse Kult ist übrigens im allgemeinen wohl als die Quelle des Bilderaberglaubens, denn anders darf man den Bilderzauber wohl nicht nennen, anzusehen. Schon im hohen Altertum begnügte sich die Menschheit nicht damit, sich nach Bedarf ihre Götter zu schaffen. Ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, daß dies eine instinktive Notwendigkeit war. Es wurden vielmehr den Göttern, die man sich ganz mit menschlichen Eigenschaften, menschlichen Leidenschaften und Schwächen vorstellte, schließlich auch menschliche Körper angedichtet, weil der Menschen-Verstand eine rein geistige Gottheit sich nicht vorzustellen vermochte und sie wohl auch niemals ganz begreifen wird. Daß die Körperlichkeit der Gottheit deren Unendlichkeit in Raum und Zeit ohne weiteres widersprechen muß, das störte die Gläubigen nicht und stört sie auch bei den kultiviertesten Völkern nicht, weil der Glaube Sache des Gefühls und Empfindens, nicht aber eine Frucht des philosophischen Grübelns ist, und das philosophierende Grübeln über den Glauben nur einer sehr geringen Anzahl von Menschen geläufig oder auch nur möglich ist. „Credo, quia absurdum.“ Die Bilder, die sich die alten Völker von ihren Göttern schufen, waren in ihren Augen nicht mehr leblose Bildwerke, sondern wirklich die lebendigen Götter selbst, zu denen man betete, und denen man opferte. Wer ein solches Bildwerk beschädigte, hatte nicht gegen eine von Menschenhand gefertigte Sache ein Verbrechen begangen, sondern die Gottheit selbst angegriffen und mußte des Todes sterben. Wieder zeigt sich hier, daß der blinde Glaube oder, wenn man es richtiger bezeichnen will, Aber-

glaube das logische Denken ausschaltet. Man flehte die allmächtigen Götter bei jedem Vorhaben um ihren Beistand an, glaubte sogar, daß nur diese im Kriege den Sieg verleihen könnten, und doch fand man es begreiflich und selbstverständlich, daß diese allmächtigen Götter nicht sich gegen das erbärmlichste Subjekt selbst verteidigen oder den, der ihr Bild, alias sie selbst, zerstört hatte, strafen könnten. Kein Wunder, wenn zwei Auguren, die sich auf der Straße begegneten, sich verstohlen aber verständnisinnig anzulächeln pflegten, wie alle Leute, die „die große Masse" in ihrer Dummheit bestärken, diese ausnützen und sich wohl dabei fühlen.

Völker, die ihre Gottheiten in Weltkörpern z. B. der Sonne erblickten und darin insofern auch eine berechtigte Idee verfolgten, weil die Sonne als Licht und Wärme spendender Faktor in der Tat eine lebenerweckende und schöpferische Einwirkung ausübt, oder die Feuer, Wasser usw. anbeteten, hatten es allerdings nicht nötig, sich ihre Gottheiten mit menschlichen Körpern vorzustellen, weil für sie das, was sie verehrten, schon sinnlich wahrnehmbar vorhanden war. Dennoch ist der Gedanke, auch solche Dinge gewissermaßen durch Inkarnation der Vorstellungskraft noch näher zu bringen, damit man sie sich auch als bewußt wollende Persönlichkeiten denken konnte, überall erkennbar und insofern auch verständlich. Es ist aber nicht zu verkennen, daß auch das Altertum, besonders das orientalische, das zunächst hier für uns allein in Frage kommen kann, auch schon stellenweise reifer und reiner dachte, sich die Gottheiten als viel zu groß und erhaben für eine bildliche Darstellung

ausmalte und höchstens symbolische Abbildungen und Gegenstände duldete, die nicht die große Gottheit selbst darstellen sollten, also auch nicht angebetet werden durften, sondern nur die Erhabenheit oder fleckenlose Reinheit des höchsten geistigen Wesens versinnbildlichen konnten. So in der ältesten Religion der Inder und Perser, so in der Shintoreligion in Japan. Auch die Vorstellungen des weisen Sokrates von einem allweisen Urwesen ließ die bildliche Darstellung nicht zu. Wir sehen aber auch in unserer christlichen Religion, daß eine reine und klare Vorstellung in religiösen Dingen sich niemals lange rein und klar erhalten kann; stets wird Menschenwitz selbst über göttliche Offenbarungen oder über das, was für solche gehalten, für solche erklärt wird, gesetzt, das reine religiöse Empfinden, das niemals an eine bestimmte Form, an bestimmte Formeln und Sätze gebunden sein kann, verkümmert unter dem Drucke reiner Äußerlichkeiten, die beobachtet, paradoxer Lehrsätze, die als unfehlbar befolgt und nachgeplappert werden sollen, und an Stelle der dem gläubigen Herzen unmittelbar entspringenden Andacht haben wir die — Idololatrie, den Götzendienst oder den Bilderdienst. Die Lust zum Fabulieren offenbart sich in allen Religionen.

Ich sage „allen Religionen“ und meine damit eigentlich nur alle Religionslehren. Es gäbe vielleicht nur eine Religion, wenn die Dogmatik nicht mit so regem Eifer alles heraussuchte, was trennt, sondern sich die gleiche Mühe gäbe, zu entdecken, was vereint. Die vergleichende Religionswissenschaft, die Licht und Schatten über alle Systeme auszubreiten

bemüht ist — ich will nicht sagen, daß ihr das schon in allen Punkten gelungen wäre — wird vielleicht ersprießlicher wirken und feststellen, daß der religiöse Grundgedanke überall der gleiche ist. Die sogenannten religiösen Urkunden, die von den verschiedensten Religionen als direkte göttliche Inspirationen betrachtet und gepriesen werden, ändern hieran nicht das Mindeste, denn vor dem kritischen Auge der historischen Forschung fällt der geheimnisvolle Nimbus wie die Hülle vom Denkmal bei der Einweihung. Es bleibt nur der religiöse Grundgedanke, der allein wirkliche Religion, wenn man will, wirkliche Offenbarungsreligion ist. Stets ist aber eine Verbindung zwischen der Magie und der Religion vorhanden, entweder — wenn man es so nennen will, — eine positive oder eine negative, d. h. entweder gilt die Magie direkt für eine religiöse Handlung, oder sie wird als Teufelswerk betrachtet; es gibt danach eine weiße und eine schwarze Magie, je nachdem gute oder böse Geister von den Magiern um ihre gefl. Mitwirkung ersucht werden. Der Übergang ist nicht immer leicht zu finden, und es muß berücksichtigt werden, daß die guten Götter alter Völker von eifrigen Streitern des Christentums einfach zu bösen Dämonen degradiert wurden, so daß je nach dem Glaubensbekenntnis des Beurteilers dieselbe Magie die Farbe wechseln und dieselbe Metamorphose durchmachen kann, zu der man den Göttern des Altertums verholfen hat.

Kehren wir ad medias res dieses Kapitels, also zu den Bildnissen, zurück, so dürfen wir wohl sagen, daß der Glaube, oder wenn man es richtiger benennen will, Aberglaube, daß das Bild einer Person

schon ein Stück dieser Person selbst sei, direkt religiösen Ursprungs ist, weil man vergessen hatte, daß die Bildwerke, die man in den Tempeln verehrte und anbete, nicht wirklich die Gottheiten selbst, sondern nur Gebilde aus Menschenhand waren. Man hielt wirklich die Bildnisse der Götter für lebendige Götter, und die Priester solcher Götzenbilder waren ebenso klug wie die Auguren, die sich verstohlen anlächelten, wenn sie sich begegneten. Sie unterhielten das gläubige Volk in seiner Dummheit und taten alles, es in dieser Eigenschaft, die die Götter nicht immer vergeblich bekämpfen würden, wenn sie nicht außer gegen die Dummheit auch noch gegen den Eigennutz deren zu kämpfen hätten, die sich von der Dummheit der Menge behaglich mästen, zu belassen. Die Priester, die als Diener ihrer Götzen auftraten, dienten in Wirklichkeit sich selbst und standen sich recht gut dabei. Selbst die Bibel, die gewiß über religiöse Dinge nicht spottet, auch sehr wenig Grund hat, über Lug und Trug der Priester — gleichviel ob heidnischer — ohne Grund zu spötteln, liefert eine ganze Anzahl von kürzeren oder längeren Belegen für den bewußten Betrug von Priestern. Ich will hier nur das Interessanteste etwas eingehender behandeln, das Buch vom Bel zu Babel, das zwar zu den Apokryphischen Schriften gehört, also kein Lehrbuch im eigentlichen Sinne ist, aber historisch gerade deshalb durchaus als viel einwandsfreier für die gelten darf, die nun einmal gegen alle biblischen Überlieferungen ein schier unbegrenztes Mißtrauen nicht zu überwinden vermögen.

Es ist da erzählt, daß nach dem Todes des Königs Astyages Babel an den König Cyrus aus Persien ge-

fallen sei, und daß der strenggläubige Daniel bei Cyrus eine sehr geschätzte Person gewesen wäre. In Babel wurde der Gott Bel verehrt und für einen gar mächtigen und gewaltigen Gott gehalten, dessen Bildwerk nicht nur von den Babyloniern, sondern auch von Cyrus selbst mit großer Andacht angebetet wurde, eine Frömmigkeit, die nicht einmal billig war, denn Bel hatte einen vorzüglichen Appetit; es mußten ihm täglich zwölf Malter Weizen, vierzig Schafe und drei Eimer Wein geopfert werden. Für eine Person, selbst wenn sie eine Gottheit von der Größe des Bel zu Babel wäre, ist das sicherlich eine sehr reichliche Nahrung; aber die 70 Priester des Gottes, die mit ihren Weibern und Kindern schon eine kleine Völkerschaft für sich bildeten, schwuren hoch und heilig, daß der unbewegliche Bel das alles wirklich verzehre, und das war es gerade, was dem guten Cyrus so gewaltig imponierte. Nun erzählt die Bibel ein recht interessantes Gespräch zwischen Cyrus und Daniel, das ich im Wortlaut wiedergebe: „Und der König sprach zu ihm: Warum betest du nicht auch den Bel an? Er aber sprach: Ich diene nicht den Götzen, die mit Händen gemacht sind, sondern dem lebendigen Gotte, der Himmel und Erde gemacht hat, und ein Herr ist über alles, was da lebet. Da sprach der König zu ihm: Hälst du denn den Bel nicht für einen lebendigen Gott? Siehest du nicht, wieviel er täglich isset und trinket? Aber Daniel lachte und sprach: Herr König, laß dich nicht verführen; denn dieser Bel ist inwendig nichts denn Lehm und auswendig ehern, und hat noch nie nichts gegessen. Da ward der König zornig, und ließ alle seine Priester rufen,

und sprach zu ihnen: Werdet ihr mir nicht sagen, wer dies Opfer verzehret, so müsset ihr sterben. Könnet ihr aber beweisen, daß der Bel solches verzehre, so muß Daniel sterben, denn er hat den Bel gelästert. Und Daniel sprach: Ja, Herr König, es geschehe also, wie du geredet hast."

Daß Cyrus sehr zornig wurde, das kann man ihm eigentlich nicht verdenken. Einen felsenfesten und unerschütterlichen Glauben scheint er nicht besessen zu haben, denn er war ja ein kluger Mann, und deshalb mußten wohl sehr leicht Zweifel in seiner vielleicht nicht einmal kindlich reinen Seele aufsteigen. Nun liegt es aber in der Natur des Menschen, daß er nicht gern vor sich selbst und noch viel weniger gern in den Augen seiner Mitmenschen als ein leichtgläubiger Narr dastehen will, der sich in der plumpsten und albernsten Weise übertölpeln läßt. War der Bel, was doch eigentlich schon der Augenschein lehrte, wirklich nicht lebendig, sondern innen nichts denn Lehm und außen ehern, dann konnte er in der Tat nicht jeden Tag eine so stattliche Mahlzeit zu sich nehmen, wie sie ihm doch gespendet werden mußte. Vielleicht war auch dem guten Cyrus schon die enorme Schüchternheit aufgefallen, die es dem großen Bel nicht gestattete, jemals in Gegenwart von Menschen etwas von den dargebotenen Schätzen zu berühren. Man kann es dem Cyrus wirklich nicht verdenken, wenn ihn der Gedanke, er könne sehr wohl ein gewaltiger Schafskopf gewesen sein, weil er nicht merkte, was doch eigentlich jeder vernünftige Mensch auf den ersten Blick erkennen mußte, zornig stimmte. Die Priester aber waren, wie sich dies für richtige und

würdige Priester eines thönernen Götzen ziemt, schlaue Füchse, die für solche Fälle bestens vorbereitet waren und glaubten, sich auf ihren Humbug bestens verlassen zu können. Da Bel natürlich nicht in Gegenwart Sterblicher, auch nicht in der eines Königs, essen durfte, war es ihnen verhältnismäßig leicht gemacht, den verlangten Beweis zu liefern. Sie sagten deshalb dem König, er möge selbst die Opfer in dem Tempel niederlegen, allein in dem Raume bleiben und als letzter hinausgehen, so daß er sich überzeugen könne, daß bei seinem Fortgange noch alle Opfer vorhanden und absolut keine Personen mehr zugegen seien, die etwas hätten fortnehmen können. Er solle dann selbst die einzige Türe zum Tempel verschließen und auf die Türe resp. das Schloß sein Siegel drücken, so daß also auf keinen Fall noch ein Mensch in den Tempel hinein oder heraus könne, ohne das Siegel zu verletzen. Das leuchtete dem Cyrus ein und war auch eigentlich durchaus plausibel. Cyrus war befriedigt, nahm den Vorschlag an, und die Priester freuten sich schon darauf, daß Daniel, der doch ein ganz gefährlicher und ekelhafter Bursche sei, auf alle Fälle am nächsten Tage sein Leben aushauchen müsse. Es ist immer gut, wenn solch ein Mensch unschädlich gemacht wird; das Ansehen des gewaltigen Bel mußte dadurch sehr gewinnen, Leute, die von der gütigen Natur mit klaren Augen ausgestattet waren, verloren durch dieses Beispiel die Lust und den Mut, etwaige Bedenken gegen die Lebendigkeit und den guten Appetit des Bel laut werden zu lassen, und mit dem Ansehen des Bel mußte auch das seiner Priester wachsen. Die Priester konnten ihrer Sache übrigens

wirklich sicher sein, denn sie hatten einen geheimen unterirdischen Gang, der von außen in den Tempel führte und unter dem Tische mündete, auf den die Opfer gelegt werden mußten. Sie hatten also niemals nötig, die Türe zu öffnen, wenn sie in den Tempel wollten, denn es war ihnen von vornherein klar, daß es leicht einmal hätte Bedenken erregen können, wenn die Herrschaften mit Weibern und Kindern täglich den Tempel aufgesucht hätten, oder wenn sie etwa so unvorsichtig gewesen wären, die Opfer durch den offiziellen Eingang fortzuschaffen. Später konnte es viel leichter gehen.

Die Bibel erzählt den weiteren Verlauf der Sache wörtlich: „Da nun die Priester hinaus (aus dem Tempel) waren, ließ der König dem Bel die Speise vorsetzen. Aber Daniel befahl seinen Knechten, daß sie Asche holeten, und ließ dieselbige streuen durch den ganzen Tempel vor dem Könige. Danach gingen sie hinaus, und schlossen die Tür zu, und versiegelten sie mit des Königs Ringe, und gingen davon. Die Priester aber gingen des Nachts hinein nach ihrer Gewohnheit mit ihren Weibern und Kindern, fraßen und soffen alles, was da war. Und des Morgens sehr frühe war der König auf, und Daniel mit ihm. Und der König sprach: Ist das Siegel unversehrt? Er aber antwortete: Ja, Herr König. Und sobald die Tür aufgetan war, sah der König auf den Tisch, und rief mit lauter Stimme: Bel, du bist ein großer Gott, und ist nicht Betrug mit dir! Aber Daniel lachte, und hielt den König, daß er nicht hinein ging, und sprach: Siehe auf den Boden, und merke, wes sind diese Fußtapfen? Der König sprach: Ich sehe

wohl Fußtapfen von Männern und Weibern und Kindern. Da ward der König zornig, und ließ die Priester holen mit ihren Weibern und Kindern. Und sie mußten ihm zeigen die heimlichen Gänge, dadurch sie waren ein- und ausgegangen, und verzehret hatten, was auf dem Tische war. Und der König ließ sie töten, und gab Daniel den Bel in seine Gewalt; derselbe zerstörte ihn und seinen Tempel.“ So weit die einfache Erzählung der Bibel, die fast an einen modernen Detektiv-Roman erinnert, denn der List, die schlauen Priester durch das Streuen von Asche auf den Fußboden, auf dem sich dadurch jeder Schritt deutlich ausprägen mußte, würde sich auch ein Sherlock Holmes nicht zu schämen brauchen. Was würde aus manchem Kult geworden sein, wenn es stets einen Daniel mit der nötigen Asche und dem nötigen Salz — ich meine attisches — gegeben hätte, so daß die „geheimen“ Gänge hätten entdeckt werden können!

Die Geschichte lehrt aber klipp und klar, daß selbst die Götter eines Cyrus nur Gebilde von Menschenhand — innen Lehm, außen Erz — waren, oder, mit anderen Worten, daß man immer bloße Bildwerke für lebendige, mächtige Götter hielt. Ist es da ein so weiter Schritt bis zu dem Gedanken, daß es dem schwachen Menschengeschlecht ebenso gehen müsse wie den mächtigen Göttern, daß also auch das Bildnis eines Menschen schließlich selbst fühlender und lebender Mensch sei? Es kann wohl kaum etwas Näherliegendes geben.

Als das Christentum in seinen Vorstellungen noch ziemlich rein, ich meine frei von dem dogmatischen

Nebenkram kluger Köpfe und blinder Fanatiker war — ganz rein ist es ja wohl niemals gewesen, ebenso wenig wie das klarste Gesetz frei von entstellenden Interpretationen bleiben kann — war die Verehrung oder gar Anbetung von heiligen Bildern, die doch in der Tat der christlichen Lehre geradezu einen Faustschlag ins Gesicht versetzen, absolut ausgeschlossen. Ich will nicht an die Bilderkriege denken, die der byzantinische Kaiser Leo der Isauricus (716—741) eröffnete; es ist aber auch da das Heilige mit dem Profanen verquickt und nicht die Materie von Gottesbildern, sondern auch jede Materie einer Person, ja schließlich jeder Landschaft als Teufelswerk verboten worden. So hat die Kirche oder auch die heidnische Hierarchie stets dafür gesorgt, daß der Bilderaberglaube — sei es im guten, sei es im bösen Sinne — niemals aussterben konnte. Selbst im spätesten Christentum, bis auf unsere Tage hat sich die Meinung erhalten, daß die toten Bilder doch lebendige Kraft besäßen, daß bemalte Leinwand angebetet werden müsse, daß sie Wunder tun, Kranke heilen und den Naturkräften gebieten könne.

Nahm man aber einmal an, daß ein Bild schon mit dem Gotte oder dem Menschen, den es darstellen sollte, so weit eins sei, um fühlen und handeln zu können wie das Original, dann verstand es sich fast mit logischer Selbstverständlichkeit, daß dies Bild den Menschen, den es darstellte, auch in die Gewalt dessen, der das Bild besaß, bringen mußte, oder daß der Mensch selbst alles das fühlen müsse, was man seinem Bilde antue. Das ist, wenn man so sagen will, der logische Grundgedanke des ganzen Bilder-

zaubers. Magie oder Zauberei nahm man trotz aller Vernunftsdeduktionen doch an, wenn es sich um die Einwirkung durch Behandlung eines Bildes handelte. Es war und blieb doch eine wunderbare Zauberwirkung in die Ferne, wenn man einem Menschen Freude oder Leid bloß dadurch zuzufügen vermochte, daß man seinem Bildnisse irgend etwas antat. So war es zunächst auch nicht jedem beliebigen Menschen in die Hand gegeben, eine derartige Fernwirkung hervorzubringen, sondern man glaubte, daß nur den Magiern eine solche Leistung gelingen könnte.

Die Magie stand nun aber im orientalischen Altertum keineswegs so auf dem Index wie in den Zeiten des christlichen Mittelalters bei uns im lieben Deutschland, wo die Zauberer oder die, die man dafür halten zu dürfen glaubte, gehaßt waren wie der Gottseibeiuns, und wo die qualmenden Scheiterhaufen doch wohl die ebenso intensiv gehaßten wie gefürchteten Zauberer abhielten, das Wort des Caligula: „Oderint dum metuant“ zur Richtschnur ihres Erdenwallens zu machen. Im alten Orient, den man als die Heimat der Magie zu betrachten hat, waren die Herren Magier sehr angesehene Leute. Man mochte sie vielleicht auch fürchten, wie der Mensch sich ja stets am meisten vor dem fürchtet, was ihm ein unverständliches Geheimnis ist. Bei den Medern und Persern gehörten die Magier der Priesterkaste an; sie gingen nur aus einem bestimmten Volksstamme hervor, der die Kenntnisse der geheimen Wissenschaften und die der Zoroastrischen Religion als geistiges Eigentum wohl zu behüten und zu bewahren wußte. Auch eine Art Theologenkaste! Die Magie dieser alten Priester-

kaste war übrigens etwas wesentlich anderes als die Magie, die später, wohl zuerst bei den Chaldäern, schon ein erheblich bedenklicheres Handwerk bildete. Ich will damit aber nicht etwa gesagt haben, daß die medischen Magier Menschen gewesen wären, vor denen man mit unbedingter Hochachtung hätte den Hut abziehen müssen. Sie waren sehr kluge Leute, die ihre Künste behüteten, weil sie wußten, daß sie ihnen für alle Zeiten eine ungeheure Macht und einen gewaltigen Einfluß sicherten, die sie beide sehr wenig zum Nutzen ihrer Mitmenschen, dafür besser zum eigenen Vorteil verwerteten. Wehe dem, dem diese Leute nicht gewogen waren. Wo hätte wohl jemals die herrschende und herrschsüchtige Priesterschaft das eigene Wohl hinter das der Allgemeinheit gestellt? Die Priester des Bel zu Babel waren mit ihrem sträflichen Eigennutz immer noch ganz harmlose Leutchen im Vergleich mit mächtigen Priestern, auch mit den priesterlichen Magieren der Meder, und doch kostete sie ihr Betrug schließlich das Leben, das sie erst mit seiner Hilfe so behaglich gefristet hatten. Ich habe keinen Anhalt dafür, ob auch die medischen Magier schon den Bilderzauber anwendeten; in der Regel hatten sie ihn nicht nötig, denn die Personen, denen sie ein Übel zufügen, oder die sie mit der Zähigkeit des haßerfüllten Orientalen verfolgen wollten, konnten sie in persona ipsissima haben. Wozu da in die Ferne wirken?

Es ist bekannt, daß die alten medischen Magier auch die Traumdeuterei bis zur Virtuosität verstanden; ob sie aber ihre heilige Kunst auch in den Dienst von Privatpersonen stellten, erscheint doch recht zwei-

felhaft; jedenfalls haben sie sich aber nicht dazu hergegeben, die Liebesaffären von Hinz und Kunz zu ebnen. Das taten spätere Magier, als die Magie schon etwas in Verruf gekommen war, und diese Leute werden zuerst den Bilderzauber als ein für ihre bescheideneren Verhältnisse immerhin lohnenderes Geschäft eifriger kultiviert haben.

Benutzt wurden zu diesem anmutigen Zauber in der Regel Bildwerke, die aus Wachs geformt wurden. Es mögen nicht immer Kunstwerke ersten Ranges gewesen sein; aber man war damals in dieser Hinsicht nicht übermäßig verwöhnt, und die Wachsgebilde verrichteten ihren Zweck vorzüglich, wenigstens hat es gewiß nicht an der künstlerischen Qualität des Bildwerks gelegen, wenn der Zauber nicht glückte, sondern von helleren Köpfen sofort als ein „fauler Zauber" erkannt werden konnte. Über das Versagen solcher Künste verlautet aber natürlich nichts, und das erscheint gewiß nicht so übertrieben wunderbar. Wo man glaubte, daß eine Lehmfigur 40 Schafe, 12 Malter Weizen und drei Eimer Wein täglich vertilge, da konnte man doch schließlich auch davon überzeugt sein, daß alles, was sich mit einer geliebten Person ereignete, die Tat des Magiers sei. Der Magier hatte also alle Chancen, und es ist durchaus verständlich, daß er sie auszunützen verstand. Blieb seine Kunst ohne Erfolg, so gab es sicherlich tausend Gründe, aus denen dieses Mißlingen erklärt werden konnte. Gründe sind im allgemeinen wohlfeil wie die Brombeeren. Selbst in unserem sogenannten Zeitalter der Aufklärung findet man, wenn man sich nur die Mühe gibt, etwas genauer zu beobachten, eine Leichtgläubigkeit und

Geistesverblödung, sofern es sich um Wunderdinge handelt, die geradezu besorgniserregend sind. Man denke doch an den groben Schwindel, den Spiritisten, oder meinetwegen Pseudospiritisten so oft schon in Szene gesetzt haben. Man versteht es schon nicht, daß ernste Männer an die fliegenden Schinkenknochen, Kartoffeln, Töpfe und den übrigen Spuk des Knaben von Resau hineinfallen konnten. Daß aber nach der Entlarvung und Bestrafung des Spukschwindlers immer und immer wieder alle möglichen Leute auf denselben Schwindel hineinfallen, daß den Taten einer Valeska Töpfer oder einer Bertha Rothe immer wieder neue Medien folgen konnten, die in noch plumperer Weise ihre andächtige Gemeinde betrogen, das ist ein Beweis dafür, daß auch Menschen, die durch reichere Erfahrungen und durch eine reifere Erziehung doch eigentlich kritisch genug veranlagt sein sollten, um einigermaßen die Spreu von Weizen sondern zu können. Ich will mich auf die „Tatsachen des Spiritismus" nicht ausführlich einlassen, ich will insbesondere nicht in Abrede stellen, daß es wirklich Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Ich bin von einem Weiterleben der Seele nach dem leiblichen Tode aus Vernunftsgründen überzeugt; ich bin aber — ebenfalls aus Vernunftsgründen — überzeugt, daß dieses Weiterleben der Seele denn doch unter sehr wesentlich anderen Daseinsbedingungen erfolgt als denen für unser körperliches Leben, und daß die weiterlebenden Seelen wahrlich nicht durch jeden x-beliebigen Charlatan und Schwindler gezwungen werden können, sich zu manifestieren oder mit kindischem Gehorsam alle

die unglaublichen Albernheiten und Dummheiten zu vollführen, die der Herr Geisterbeschwörer befiehlt. Vor allen Dingen sollte doch jeder die Absicht merken und verstimmt werden, wenn das Medium ungeheure Geldopfer verlangt, die in erster Linie ihm persönlich zu gute kommen. Denken, denken und wieder denken sollte die Menschheit lernen, sie sollte lernen, die Umgebung und alle ihre Erscheinungen kritisch zu durchdenken, dann würde es wohl gelingen, was die ernsten Spiritisten, — darunter verstehe ich solche, die den Problemen ihrer Lehre mit wissenschaftlichem Forschungseifer nachgehen wollen — stets verlangen, nämlich Klarheit und Gewißheit über manches zu schaffen, was in der Tat als noch nicht festgestellt und noch nicht ergründet gelten darf. Fanatische Sekten aber, die meist aus ungebildeten und unwissenden Leuten bestehen, gefallen sich in erster Linie darin, gegen die Wissenschaft zu eifern, die nach ihrer Ansicht nur die eine Garantie bietet, daß ihre Vertreter weder etwas leisten, noch etwas entdecken können. Fragt man solche Leute, welche Disziplin der Wissenschaft sie eigentlich meinen, dann sperren sie Maul und Nase auf, denn von einer Disziplin der Wissenschaft oder von dem, was die Wissenschaft in ihren einzelnen Zweigen lehrt und leistet, haben sie noch niemals ein Sterbenswörtchen gehört. Diese Leute, die auf Staat und Kirche schimpfen und in ihrer Selbstüberlebung nur sich selbst anerkennen, bilden eine große Gefahr, für ihre nächsten Anhänger schon deshalb, weil sie die christliche Nächstenliebe, die sie predigen, meist nur dahin verstehen, daß sie ihre Anhänger aussaugen bis auf den letzten Blutstropfen. Es läßt sich leider

auch das als christliche Nächstenliebe deduzieren, denn umso viel mehr der Hang nach irdischem Gute bekämpft und unterdrückt wird, um so viel mehr ist für das Seelenheil gesorgt, und man muß über die Selbstlosigkeit der führenden Geister staunen, die das eigene Seelenheil so wenig fördern und sich für ihre Brüder aufopfern. Für die Allgemeinheit sind solche Sekten eine Gefahr, weil sie in den Kreisen unwissender und urteilsunfähiger Menschen Verirrungen anrichten, gesunde Existenzen vernichten und den bedauernswerten Opfern den Größenwahn einimpfen, daß auch sie auserlesen seien, die Welt zu reformieren, die heutige Staatsordnung und die Wissenschaft (dieses Karnickel) zu stürzen und das Reich der — Sekte zu errichten und auszubreiten. Es ist ein Jammer, daß so etwas geduldet, und wie es scheint, an einigen Orten sogar liebevoll gehegt wird, was wohl nur daran liegen kann, daß die zuständigen amtlichen Stellen über den wahren Charakter solcher Sekten sich täuschen lassen, obwohl ihnen doch die erforderliche Aufklärung gegeben worden ist. Auch das ist Magie.

Wir haben gesehen, daß Religion und Magie keineswegs immer als Gegensätze betrachtet worden sind, so wenig, daß die ersten Magier die berufenen Religionsdiener sein konnten. Es ist dies natürlich ein Widerspruch, sofern es sich um eine Religion, die diesen Namen wirklich verdient, handelt. Ich will mich dabei auf eine wörtliche Übersetzung des Wortes, das aus dem Verb relego-ere abgeleitet ist und eine sehr verschiedene Deutung zuläßt, im römischen Sprachgebrauch auch tatsächlich eine sehr verschiedene Bedeutung hatte, nicht einlassen, sondern mich nur

an das klammern, was wir unter Religion oder Religiosität verstehen. Immer wird sich der Religiöse von der Gottheit abhängig fühlen müssen, weil eben nur der Glaube an eine allmächtige Gottheit, von deren Willen und Gesetzen die Menschen, jeder einzelne Mensch, abhängig sind, Religion sein kann, denn wollte man ein Schemen anbeten, das nicht existierte, keine Macht auf das Menschenschicksal hätte und den Lebenspfad oder das Geschick des Einzelnen nicht leiten könnte, so wäre diese Anbetung ein heller Wahnsinn.

Die Magie wieder würde Wahnsinn sein, wenn sie nicht völlig einen umgekehrten Standpunkt einnähme. Die Magier glaubten an die Gottheiten — sonst hätten sie nicht zugleich Priester sein können; sie glaubten aber auch, daß sie durch Zauberei auf die Gottheit zu wirken vermöchten, daß sie also die Gottheit sich dienstbar machen, ja sie zu ihren Diensten zwingen könnten. Das ist also das Sonderbare und Vernunftwidrige an der ganzen Sache, daß die Diener der Gottheit zugleich Herren der Gottheit sein wollten oder sogar zu sein glaubten. Das war ein unlösbarer Widerspruch, der wohl nur deshalb als solcher nicht besonders auffiel, weil, wie schon gesagt, die Menschen in der Kunst, logisch zu denken, mindestens da ein erschreckendes Manko aufzuweisen hatten und, wie es scheint, immer aufzuweisen haben werden, wo der Glaube oder der wüste Aberglaube ins Spiel kommt. Es ist das auch an unseren heutigen Dogmen noch so klar nachweisbar, daß es sich erübrigt, längere Ausführungen darüber zu machen. Im Altertum hat man natürlich in diesen Dingen das X für ein U ange-

sehen, und als der Widerspruch so handgreiflich erschien, daß man die Zauberer als Feinde Gottes und Werkzeuge des Teufels verbrannte, da wurde der alte Widerspruch in Wirklichkeit nicht etwa beseitigt, sondern nur in eine andere Form umgegossen, die den Herren kirchlichen Teufels-, Hexen- und Zauberer-Verfolgern besser in den Kram paßte, in Wirklichkeit aber eigentlich noch dümmer war. Die alte Religion der Meder und Perser nahm eine Gottheit an, die die Schicksale der Menschen lenkte, selbst aber unter den Naturgesetzen stand, also auch durch Naturgesetze zu zwingen waren. Die Magier waren nach ihrer Meinung zwar immer noch mächtiger als die Götter, wenn sie glaubten, daß sie die Naturkräfte auch gegen diese ausspielen könnten. Das Christentum aber, daß doch an einen allmächtigen Gott, der Sturm und Wellen gebieten, Berge versetzen und die Naturgesetze beherrschen konnte, statt ihnen zu unterstehen, glaubte, räumte dennoch dem Teufel eine höhere Macht als Gott ein und nahm an, daß die Zauberer zwar Diener aber doch auch zugleich Herren des Teufels seien, und daß sie dadurch Gottes Ratschlüsse zum großen Teile umstoßen könnten. Hätte man allein dem Teufel die Gewalt zugemessen, dann wäre es ein Widerspruch gewesen, anzunehmen, daß der Teufel auf die Tätigkeit seiner menschlichen Knechte angewiesen sei. Es wäre der zweite noch fatalere Widerspruch gewesen, die Leute, die doch den Künsten und der Macht des Teufels gegenüber wehrlos waren, so furchtbar zu bestrafen, denn wer die Macht des Teufels, gegen die selbst Gott nichts vermochte, weil es doch Gottes Wille nicht sein konnte,

daß der Teufel seine Gebote und Gesetze verletzte und Menschen, die Gottes Kinder waren, für sich selbst beanspruchen dürfte, verfiel, der konnte doch in Wirklichkeit nur als ein Opfer des Teufels, das man hatte beklagen müssen, nicht aber selbst als ein Schuldiger angesehen werden. Nahm man aber an, daß die Zauberer durch ihre Kunst, die sie allerdings wieder erst von dem Teufel erhalten haben mußten, dem Teufel gebieten könnten und deshalb schuldiger als der Teufel selbst seien, dann stellte man sie wieder über Gott und Teufel; aber dann war es ein Blödsinn, zu glauben, daß diese Menschen von Menschengewalt so einfach besiegt und vernichtet werden konnten. Also auch hier ist ein unentwirrbarer Knäuel von Irrungen, Wirrungen und blödestem Unsinn.

Ich hätte mir diese in gedrängter Kürze gehaltene Ausführung gänzlich ersparen können, wenn es mir nicht auf den psychologischen Nachweis angekommen wäre, daß in Sachen des Aberglaubens nichts auf der Welt so dumm und widersinnig sein kann, daß es nicht doch in ein Dogma gebracht werden könnte, auf das die Welt schwört, bis das Morgenrot einer besseren Erkenntnis nach langer, furchtbar langer Nacht endlich, meist sehr, sehr langsam am Horizont heraufdämmert. Im Orient geht ja die Sonne eher auf; auch die Sonne der klaren Menschenvernunft? Ich möchte das bestreiten.

Wir haben aus dem fernen Osten die Magie als ein Danaergeschenk erhalten, das wir mit schwerer Mühe überwinden mußten; aber der Orient ist heute noch das Land, in dem die Magie üppig in Blüte steht. Man denke nur an die indischen Magier und

Gaukler, über die wir überlegen lächeln, und die doch auch uns noch unlösbare Rätsel aufgeben. Am grünen Tisch läßt sich's gemütlich docieren; aber in der sonnigen Wirklichkeit des indischen Morgenlandes da sieht die Sache schon recht anders aus, da haben auch Leute die Köpfe geschüttelt und eingestanden, daß sie das Wunderbare nicht zu fassen und nicht zu erklären vermöchten, Leute, die daheim am grünen Tische ebenso überlegen, ebenso überzeugt das große Wort ausgesprochen hatten, daß vielleicht ein blöder Hindu den plumpen Schwindel solcher Gaukler anstaunen könne, daß aber der gebildete Europäer dem Gaukler sofort seine Taschenspielerkunststücke als solche nachweisen könne. Und doch — auch in Indien gibt es für den gebildeten und sogar für den gelehrten Europäer, der weiß, daß es keine Zauberer geben kann, daß alles mit natürlichen Dingen zugeht, und daß es sich höchstens darum handeln kann, Naturkräfte und Fähigkeit in bisher unbekannter Weise zu verwerten, Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich selbst die europäische, hoch entwickelte Schulweisheit nichts träumen läßt. Es ist, als sollte da jeder Skeptiker aus einem Saulus zum Paulus gemacht werden, denn wer das sieht, was die indischen Magier, Schlangenbeschwörer und ähnliche Künstler leisten, der muß schon sehr fest davon überzeugt sein, daß alles mit natürlichen Dingen zugehe, wenn er nicht durch den Anblick in seiner Zuversicht wankend werden will.

Diese kunstfertigen Indier sind aber kein Produkt der neuesten Zeit oder einer neuen Kultur; ihre Künste haben sich von Generation zu Generation vererbt und

reichen in Zeiten zurück, um die die ältesten Ahnengeschlechter, die so gern ihren geheiligten Stammbaum bis auf Adam zurückleiten möchten, in blassen Neid verfallen könnten. Ich meine nun, man hat im Orient schon im grauen Altertum die Kunst der Magie trefflich verstanden, und es ist dieser Tatsache gegenüber durchaus verständlich, daß man Leuten, die in der Tat „ohne alle Apparate" vor den Augen der Menge Dinge vollbrachten, die als vollendete Wunder erscheinen mußten, wohl das ungetrübteste Vertrauen entgegenbrachte und sie auch für fähig hielt, in Herzensangelegenheiten eine heißersehnte Wendung herbeizuführen, die noch dazu an sich nicht einmal wunderbar, sondern ganz natürlich war.

Wie man auf den Gedanken kam, ja geradezu kommen mußte, daß man durch eine bloße Behandlung eines Bildes aus Wachs die Person, die das Bild darstellen sollte, direkt beeinflussen könne, habe ich schon ausführlich auseinandergesetzt. Der Bilderglaube hat sich dann ebenfalls bis ins Abendland verpflanzt, und ist vielleicht der Redensart, daß Jemand in den Händen eines Anderen Wachs sei, zu Grunde zu legen. Die Herren Magier mögen wohl von der Wirkung ihrer Kunst selbst felsenfest überzeugt gewesen sein; vielleicht haben sie auch der Idee gehuldigt, daß doppelt besser halte, und sich nicht immer so sicher auf ihre Wachsgebilde verlassen, sondern sich wohl nebenbei auch an die Person selbst gewendet, die ihren Absichten geneigt zu machen, ihrem großen Ansehen gewiß nicht allzuschwer gefallen sein dürfte. Haben sie diese weise Vorsicht walten lassen, dann wird ihnen wohl sehr oft ihre „Magie" glänzend gelungen

sein, und dem Auftraggeber, dem es doch sicherlich ganz gleichgültig war, auf welchem Wege sein Helfer zum Ziele kam, der einfach zufrieden war und sein konnte, wenn dieses Ziel überhaupt erreicht wurde, war geholfen. Auch dem Magier, der in immer besseren Ruf kam. Wäre der Erfolg immer ausgeblieben, dann hätte sich das Märchen vom Bilderzauber unmöglich behaupten, geschweige denn sein Ruf sich bis ins Abendland ausbreiten können.

Wenn man nun aber bedenkt, daß es Leute gab, die zur Magie ihre Zuflucht nahmen, um ihrem Liebessehnen Trost und Befriedigung zu verschaffen, dann darf man daraus doch mindestens den Schluß ziehen, daß das Liebesleben durchaus nicht bloß den rohen Sinnenrausch in seiner ganzen und abstoßenden Brutalität kannte, sondern daß es auf keinen Fall an romantischen und sinnigen Episoden und Affären gefehlt haben kann. Mag die Sinnlichkeit das bewegende Agens gewesen sein; wer will denn von Fall zu Fall feststellen können, wie weit eine Herzensneigung von der Sinnlichkeit diktiert oder doch wenigstens beeinflußt ist?

Nicht allein für die verliebten Leute bildete die Bildermagie eine Zuflucht, durch die sie zum Ziele zu gelangen hofften, sondern auch für Haß und Rache war diese Magie die einzige Möglichkeit Befriedigung zu finden, wenn einer gehaßten Person auf direktem Wege nicht beizukommen war. Haß und Liebe wohnen sehr dicht beieinander und entspringen nicht selten dem gleichen Grunde, ja es kommt nicht nur vereinzelt vor, daß Liebe sich in Haß verwandelt. So war denn auch dabei der Magier eine geschätzte und gesuchte

Person. Als erst einmal bekannt war, wie riesig leicht diese Liebes- und Haß-Magie ausführbar war, da bedurfte man nicht einmal des Magiers mehr, um zum Ziele zu gelangen. Das einzige Mittel, das unentbehrlich blieb, war das Bild. Dieses herzustellen, erforderte weder eine besondere Übung noch hervorragende Geschicklichkeit. Wachs ist leicht zu haben und, wenn man es hat, leicht zu bearbeiten. Die Masse wird durch das Kneten weich und biegsam, läßt sich in jede Form bringen, und ein Bildwerk herstellen, das eine nicht allzu verwöhnte Phantasie allenfalls für ein menschenähnliches Bild halten kann, das bringt doch schließlich auch der Ungeübteste fertig. Zudem, — Liebe macht erfinderisch, Haß nicht minder.

Ich bin mir nun allerdings nicht darüber klar, was man mit einem solchen „Kunstwerk" vorzunehmen hatte, um dadurch zu erreichen, daß die Person, die man damit meinte, sich zur Liebe bewege, denn etwaige Liebkosungen, die man dem Wachsbild zuteil werden ließ, können wohl keinen Zweifel gelassen haben, daß der der Magie Beflissene selbst liebte; was aber soll die andere Person bewogen haben, den Liebenden nun auch ihrerseits zu lieben? Darauf kam es aber doch gerade an. Was soll einer geliebten Person, die vielleicht wiederliebte, aber durch äußere Verhältnisse verhindert war, zu dem Geliebten zu gelangen, die Möglichkeit gewährt haben, dies zu erreichen? So groß konnte doch selbst der wirklich vorhandene Zauber nicht wirken, daß er feste Türen und Schlösser öffnete oder den Durchgang durch vergitterte Fenster ermöglichte. Lassen wir also dieses Rätsel ein Rätsel bleiben. Die Liebe macht erfinderisch;

deshalb will ich es meinen sehr geehrten Lesern überlassen, die geeignete Methode selbst zu erfinden, falls sie von der Vortrefflichkeit des Bilderzaubers sich überzeugt haben, was ich keineswegs für ausgeschlossen halte. Der Versuch bringt kein Risiko, da man ja jetzt die Zauberer nicht mehr verbrennt. Auch die Beschaffung eines Bildes ist nicht mehr mit allzugroßen Schwierigkeiten verknüpft, und man hat außerdem noch den großen Vorteil, daß man an die Phantasie keine allzuhohen Anforderungen zu stellen braucht, um in dem Bilde wirklich die Person, die man meint, zu erkennen.

Mit dem Haß war die Sache schon erheblich leichter. Wer haßt, braucht keine Erwiderung seiner Gefühle zu erwecken; es wird ihm im Gegenteil in der Regel ziemlich gleichgültig sein, ob sein Haß erwidert, oder ob ihm gar nach dem am wenigsten befolgten christlichen Gebot sein Haß mit Liebe vergolten wird. Der Haß verlangt nur Rache und fragt nicht danach, ob der Gegner etwa einverstanden ist oder nicht, ja er wird sogar viel sicherer zum Ziele gelangen, wenn das Übel, das er zufügen will, unerwartet, überraschend kommt. Die Liebe ist, wenn es gestattet ist, durch nicht völlig passende Bezeichnungen, Begriffe verständlicher zu machen, mehr relativ, der Haß mehr abstrakt, d. h. die Liebe will gewinnen, sie ist ja eigentlich nichts weiter als das intensiven Sehnen nach einer dauernden oder wenigstens nur zeitlich begrenzten, sonst absoluten Vereinigung. Ich habe sie deshalb mehr egoistisch genannt. Der Haß verlangt keine Vereinigung, er ist ein von anderen Gedanken völlig losgelöster Begriff, der weiter

nichts will, als den Gegner schädigen oder ihn vernichten, dabei aber nicht davon ausgeht, für sich selbst einen Vorteil oder einen Genuß zu schaffen, wenn auch durch die Befriedigung des Hasses ein Vorteil entstehen, in der Befriedigung ein Genuß liegen kann. Wenn ich diesen Gegensatz nenne, so meine ich natürlich nicht die Liebe, von der der Apostel Paulus sagt, daß sie alles dulde, alles ertrage, alles verzeihe, sondern die für mein Thema allein in Frage kommende Geschlechtsliebe.

Der Haß, der soweit gediehen war, daß sich der Hassende des Magiers oder wenigstens der Magie bediente, um seiner rasenden Leidenschaft ein Genüge zu tun, war natürlich ebenfalls über das Stadium, in dem man ihn noch als etwas Abstraktes bezeichnen dürfte, hinaus entwickelt. Er suchte und verlangte gebieterisch eine Handlung, die dem Gehaßten verderblich werden mußte. Das nächstliegende Übel, das einer Person zugefügt werden kann, ist stets ein direktes, also ein körperliches. Wer einem Menschen, den er erlangen kann, ein Übel zufügen will, wird dies am besten und sichersten erreichen, wenn er ihm körperliche Schmerzen bereitet. Deshalb artet so leicht ein erregter Streit in Tätlichkeiten aus, deshalb die Prügeleien in allen ihren Abarten und Abstufungen. Ich will nicht darauf eingehen, ob diese rohe Gewalt, die doch nur beim hinterlistigen Überfall quasi als Produkt heimtückisch boshafter Überlegung, sonst stets im plötzlichen Effekt angewendet wird, etwa lobenswerter als das geheime Wirken aus dem Hinterhalte sein müsse. Denn das, was jemand mit Hilfe der Magie tut oder auch nur zu tun meint, vereinigt in

der Regel Gewalttat und Heimtücke, wenn es auch hierbei stets das Nächstliegende sein und bleiben wird, dem Gehaßten einen körperlichen Schaden zuzufügen, wenigstens da, wo das Wachsbild benutzt und angenommen wurde, daß die Person dasselbe „fühle“ und leide wie ihr Bild. Mit dem „Fühlen“ trifft dieser Aberglaube auch wohl zweifellos das Richtige, denn wenn man ein Gebilde aus Wachs noch so brutal mißhandelt, so wird es doch von dieser Behandlung nichts „fühlen“, und dasselbe wird mit der Person, deren Bild mißhandelt wurde, der Fall sein. Auch sie wird nichts gefühlt haben, so daß in Wirklichkeit nur der Magier, oder falls dieser nicht in „eigener Sache“ sondern nur im Auftrage eines Andern „arbeitete“, dessen Auftraggeber den Genuß hatte. Ein Genuß mag das wirklich gewesen sein, denn ein wütender Mensch kennt kaum einen größeren Genuß als den, seinem gehaßten Gegner Schmerzen zu bereiten. Glaubte er, dies auf so einfache und bequeme Weise erreichen zu können, noch dazu ohne daß ihm auch nur der geringste Vorwurf gemacht werden konnte, so war die Freude subjektiv berechtigt; objektiv freilich unsinnig, weil immer der Gehaßte gewiß über das heiße Bemühen seines Gegners nur gelächelt haben würde, wenn er es gewußt hätte, und wenn er genügend Philosoph gewesen wäre. Im Zeitalter des blinden Zauberglaubens freilich hätte sich ein solcher Philosoph wohl mit der brennenden Laterne auf dem tagshellen Markte ebensowenig finden lassen wie ein Mensch im Sinne des großen und satirisch veranlagten griechischen Philosophen. Es wird aber wohl selten jemand gewußt haben, daß ein anderer Mensch

sein Wachsbild prügelte, und da der Prügelnde wohl felsenfest glaubte, daß sein Gegner die Prügel empfindlich fühlen müsse, sich doch aber nicht davon überzeugen konnte, ob dies wirklich der Fall war, so wird es ja wohl nicht so leicht möglich gewesen sein, den Zauber zuverlässig auf seine Wirksamkeit zu prüfen, und der Glaube konnte nicht leicht als falsch erwiesen werden. Es wäre deshalb wohl begreiflich gewesen, daß der Aberglaube köstlich grünte und blühte, und alle die Racheakte, die man sich mittels eines Wachsbildes erlaubte, wären im Grunde genommen recht harmlose Späße der rachsüchtigen Magier gewesen.

Aber ganz so einfach lag die Sache doch nicht, denn die haßerfüllten Leute begnügten sich keineswegs damit, ihre Mitmenschen hin und wieder indirekt durchzuprügeln, sondern sie taten ihnen auch viel schwereres Leid an. Sehr beliebt war das Ausstechen der Augen, das Abtrennen eines oder auch verschiedener Glieder, und selbst der gefährliche Stich durchs Herz war eine höchst beliebte Manipulation. Es kann da nun sehr wohl vorgekommen sein, daß ein Mensch, dessen Wachsbild man aus Rache in der schwersten Weise versehrt hatte, ebenfalls ein ähnliches Unglück an seinem Körper erlitt. Daß dies in einer Zeit, in der das Menschenleben einen so furchtbar geringen Wert hatte, vorkommen, verhältnismäßig leicht vorkommen konnte, ist einleuchtend. Es ist außerdem bekannt, daß auch umgekehrt in Fällen, in denen Jemand ein besonderes Unglück erlebt und an seinem Körper Schaden genommen hatte, ohne weiteres angenommen wurde, daß eine Hexerei im

Spiele sei, daß also irgend Jemand dieses Unglück durch Zauberei verursacht haben müsse. Über die Person des Täters brauchte man sich keine großen Kopfschmerzen zu machen. Irgend ein Individuum, das mit den Unglücklichen besonders stark verfeindet war, gab es wohl überall, denn Menschen, die gar keine Feinde haben, sind bis auf den heutigen Tag weiße Raben. So nahm man denn einfach einen Menschen, der hinreichend verdächtig erschien, den Zauber begangen zu haben, am Kragen und ließ ihn seine Schandtat furchtbar büßen. Hatte er geleugnet, was wollte das wohl sagen? Konnte man von einem Menschen, der so verdorben war, daß er durch eine hinterlistige Zauberei seine Mitmenschen ins Unglück stürzte, erwarten, daß er den Mut besitzen würde, seine Scheußlichkeit auch noch offen einzugestehen? Da wurde einfach kurzer Prozeß gemacht, oder vielmehr, man ließ sich auf einen Prozeß erst garnicht ein, sondern bestrafte den Unhold so schwer wie möglich, in der Regel am Leben, und alle Welt war davon überzeugt, daß dem Manne nur sein Recht geworden war. Durch alle solche Ereignisse mußte aber der Aberglaube, daß es wirklich eine Magie gäbe, die so einfach durchzuführen war, neue Nahrung erhalten. Das ist wohl die beste Erklärung dafür, daß sich ein, objektiv betrachtet, so alberner Aberglaube so lange halten konnte wie der von dem Bilderzauber, der — mochte seine Entstehung, wie ich nachgewiesen zu haben, wohl annehmen darf, auch eine logische Konsequenz alles dessen sein, was man im allgemeinen über Bildwerke von Personen und Göttern dachte und schließlich bei dem Entwickelungsgange

religiöser Dogmen auch denken mußte, — in Wirklichkeit doch jeder realen Grundlage entbehrt. Was man jetzt durch Suggestion, Telepathie und ähnliche Dinge zu erklären sucht, trifft auf den Bilderwahn garnicht oder doch nur im allerbescheidensten Umfange zu.

Man soll aber nicht denken, daß der Bilderzauber etwa nur im orientalischen Altertum bekannt und in Übung gewesen sei. Auch bei uns im Abendland hat er seinen Siegeszug gehalten und sich einer außerordentlichen Lebensfähigkeit erfreut. Ich will nicht darauf eingehen, wie unendlich oft „Zauberer" verurteilt worden sind, weil sie durch Ausstechen der Augen eines Bildes oder durch Stiche durch das Bild ihren Mitmenschen nach dem Leben getrachtet haben sollten.

Selbst die mittelalterliche Justiz pflegte, wenn der Delinquent glücklich entwischt war, das Todesurteil an dessen Bilde zu vollstrecken, und dieser Gebrauch hat das Mittelalter lange, lange überlebt und selbst noch im 18. Jahrhundert bestanden. Es ist richtig, daß derartige Exekutionen an einem Bilde oder einer Strohpuppe auch der Abschreckungstheorie dienen und zeigen sollten, wie die Obrigkeit mit einem Menschen, der das in Frage kommende Verbrechen begehe, umzuspringen pflege. Das mag dann ein bei aller Lächerlichkeit eines solchen Verfahrens immerhin noch ganz leidlich vernünftiger Gedanke gewesen sein. Das ursprüngliche Motiv war aber doch das, daß man glaubte, der entwichene Verbrecher müsse das wirklich körperlich empfinden, was man seiner Puppe oder seinem Bilde antue. Mindestens wurde

dieser zweifellos allgemein gehegte Glaube durch die öffentlichen Hinrichtungen von Strohpuppen usw. lebhaft genährt.

Wenn man aber annimmt, dieser Aberglaube habe nur im sogenannten finsteren Mittelalter bestanden, so irrt man sich gewaltig; es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß es sich bis in unsere Tage erhalten hat. Freilich nicht so allgemein wie einst, wo alle Kreise ihm zuneigten, denn jetzt dürfte wohl ein gebildeter Mensch über derartige Magierkünste kaum noch ein mitleidsvolles Lächeln übrig haben. Noch im Jahre 1897 hat sich in Rom eine Zauberer-Tragikomödie abgespielt. Die Zauberin war eine 47 jährige Frau Adele Fabi, die in Rom Via Santi 4 ihre Hexenküche aufgeschlagen hatte und sich offenbar bei der Bevölkerung eines großen Ansehens erfreute. Der Polizei fiel diese Magierin wegen einer Affäre in die Hände, die ziemliches Aufsehen erregte. Eine Frau Hermelinde Scaccia scheint die eheliche Treue, die sie ihrem Gatten gelobt hatte, nicht allzu peinlich gehalten zu haben, wenigstens wollte ihr Mann gern auf das ihm sehr zweifelhaft erscheinende Glück, sie weiter eine Genossin nennen zu dürfen, verzichten. Er hatte die Scheidung beantragt und sich dadurch den Zorn der edlen Hermelinde in so hohem Maße zugezogen, daß diese beschloß, es dem sauberen Herrn Gemahl gründlich anzustreichen. Sie selbst konnte allerdings ihren Rachedurst nicht direkt befriedigen, denn zu einer Gattenmörderin hatte sie erfreulicherweise wenig Talent, und zu einer Züchtigung des Herrn Gemahls wollte sie sich nicht aufraffen, da sie bei einem Angriff, wie sie wohl selbst ein-

sehen mochte, jedenfalls sehr schlecht weggekommen sein würde. So wendete sie sich denn Hilfe erbittend an die berühmte Zauberin der Via Santi, Adele Fabi.

Diese erklärte sich sofort bereit, die erbetene Hilfe zu leisten, jedenfalls nachdem die rachsüchtige Gattin bewiesen hatte, daß sie die Mittel besitze, sich solche Extravaganzen „leisten" zu können. Zunächst erhielt die Scaccia von der Hexe ein Paket mit irgend einem Zauberpulver, das sie dem Herrn Gemahl in die Suppe streuen sollte. Jedenfalls war dieses Pulver, wenn auch gerade keine angenehme Suppenwürze, so doch auch kein gefährliches Gift. Geschadet hat es Herrn Scaccia wenigstens nichts, obwohl es wirklich vorschriftsmäßig in die Suppe gemischt worden war. Die Hexe hat auch selbst dem Pulver keine besondere Wirkung zugetraut, es wohl nur als Hokuspokus gegeben, um ihrer Kundin den regen Eifer, mit dem sie dieser helfen wollte, zu beweisen. Die eigentliche Hexerei sollte erst später vorgenommen werden; zu dieser Tätigkeit erbat sich die Hexe ein Bildnis des Herrn Scaccia, das sie natürlich auch erhielt, denn der schönen Hermelinde war die Rache bitterer, grimmiger Ernst. Es ist nun zur Ausführung des Zaubers in diesem Falle nur zum Teile gekommen. Die Welt, in der man sich nicht langweilen will, hat eine kräftige Akustik, und so war denn auch die Verbindung der Frau Hermelinde Scaccia mit der wundertätigen Zauberin nicht unbemerkt geblieben. Vielleicht hat Hermelinde, die weise Vorsicht, daß man beim Zaubern nicht sprechen dürfe, wenn man die Wirkung nicht stören wolle, außer Acht gelassen und selbst nicht reinen Mund gehalten;

jedenfalls wußten verschiedene Personen, daß die Tage des Herrn Scaccia gezählt seien, da ihn die Fabi durch ihre Zauberkünste auslöschen wolle wie eine Unschlittkerze.

Das wußte schließlich auch Herr Scaccia selbst, denn ein gefälliger Freund hatte ihm die interessante Neuigkeit brühwarm mitgeteilt, und man kann es ihm nicht so sehr verübeln, daß er seinerseits das Komplott wieder der Polizei berichtete, denn ein Vergnügen ist es sicherlich nicht, sich von seiner Frau und einer gefährlichen alten Hexe nach dem Leben trachten zu lassen. Man kann ja niemals wissen, was bei so einer Verschwörung herauskommt, und schließlich war Herr Scaccia nicht minder abergläubisch als seine bessere Hälfte, die er allerdings für die schlechtere hielt. Um so eher aber war seine Furcht berechtigt.

Die Polizei nahm diese Sache durchaus ernst, und sofort begab sich ein Kommissar in die Wohnung der Magierin. Er hatte sogar zu seinem Schutze mehrere Schutzleute mitgenommen, denn ob man in die Höhle des Löwen oder in die Hexenküche einer berüchtigten Zauberin geht, — man kann niemals wissen! Das Bild, das sich dort den Vertretern der irdischen Gerechtigkeit bot, war einigermaßen überraschend. Ein Tisch vertrat die Stelle des Hexenaltars. Auf diesem standen zwei brennende Kerzen und zwischen diesen das Bild des Herrn Scaccia, das mit einem feuerroten Bande umschürt war — die rote Farbe spielt immer eine besondere Rolle. Vor dem Tisch-Altar kniete die Hexe, rang die Hände und murmelte ihre Formeln. Sie war nicht allein. Die schöne Hermelinde hatte sich offenbar nicht überwinden können, der Zauber-

sitzung beizuwohnen, da sie aber doch wissen wollte, „wieso und wie", hatte sie ihre Freundin Maria Crescentia entsendet, die aufpassen sollte, ob die Zauberin auch wirklich ihre Pflicht tue und ihr Handwerk verstehe. Maria war tief ergriffen. Aber auch die Fabi war bald ergriffen, allerdings nicht vom frommen Schauder, sondern vom weltlichen Arme der Gerechtigkeit. Es stellte sich heraus, daß auf dem Bilde des Herrn Scaccia die Augen ausgestochen waren, und außerdem waren dem Bilde noch einige Nadeln in die Seiten gesteckt. Es hatte also eine sehr böse Rache werden sollen. Ob nun das Ausstechen der Augen und das Durchlochen des Bildes mit Nadel seine Wirkung nicht erfüllen konnte, weil die Hexe bei ihren Zauberformeln gestört worden war, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls aber hat diese Prozedur Herrn Scaccia nicht das Mindeste geschadet. Man sollte es aber nicht für möglich halten, daß noch im Zeitalter der Aufklärung solche Dinge passieren! Als ob nicht heutigen Tages noch Schlimmeres an Dummheit geleistet würde.

Ich will mich, wie gesagt, nicht darauf einlassen, hier festzustellen, wie unendlich oft „Zauberer" verurteilt worden sind, die durch Ausstechen der Augen eines Wachsbildes usw. ihre Kunst geübt hatten oder doch wenigstens geübt haben sollten; ich glaube aber, doch mindestens soweit auf diese im höchsten Grade kulturhistorisch interessante Sache eingehen zu müssen, um beweisen zu können, daß dieser Aberwitz geradezu zu einem Kirchendogma erhoben wurde, so daß es hieraus doppelt und dreifach erklärt, wenn die Menschheit kritiklos den Unsinn glaubte und, wie

wir aus dem letzten Beispiel ersehen haben, auch jetzt noch glaubt, mindestens in Gegenden, in denen die Kirche und ihr Oberhaupt noch höher gestellt wird als Gott selbst und der Erlöser, auf dessen Namen sich das Christentum gründet. Das Oberhaupt der Kirche ist Meister, und auf des Meisters Worte schwört man bekanntlich.

Es versteht sich von selbst, daß die alten, von der Kirche anerkannten und weiter erzählten Beispiele die Wirklichkeit und Gefährlichkeit des Zaubers, für den die Franzosen das schöne Wort „Envoutement" erfunden haben, beweisen sollten, daß also in diesen Beispielen, von denen ich natürlich nur einen sehr bescheidenen Teil wiedergebe, die Wirkung des Zaubers als eine erwiesene Tatsache geschildert wird. Das ist etwa dasselbe, was wir bei allen Judenverfolgungen finden. Geschah irgend ein Unglück, brach ein Krieg oder eine Seuche oder selbst eine Ueberschwemmung usw. aus, so war es einwandsfrei erwiesen, daß die Juden durch Vergiftung der Brunnen, Wiesen oder sonst einen heimtückischen Akt das Uebel verschuldet hatten. Das war eben „bewiesen". Wodurch? Ja, man glaubte es einfach oder behauptete es, und was ein Christmensch gegen einen Juden behauptete, das war einfach hinreichend bewiesen und genügte, über die Juden herzufallen. Nebenbei ein recht gutes Geschäft, denn die Judenverfolgungen waren stets mit einer großen Plünderung verbunden, die in der Regel reiche Beute brachte, da die Juden, die das Wucherprivilegium besaßen und schließlich auch besitzen mußten, weil man ihnen die ehrlichen Erwerbszweige sperrte, trotz allem äußeren Elend doch

es trefflich verstanden, Schätze zu sammeln, die die Motten fressen und die der Rost verzehrt — falls man den chemisch-wissenschaftlich widerlegbaren Glauben, das Gold und Silber rosten, einmal nicht so gründlich auf seine Berechtigung prüfen will. Jedenfalls gab es bei den Juden immer so viel zu holen, daß auch die Herrscher sich nicht genierten, diese geduldeten und wenig beliebten Untertanen gelegentlich gründlich zu erleichtern. Ja, es fällt nicht einmal schwer, wenigstens für einen Teil der bekannten Judenmassakres den historischen Nachweis zu erbringen, daß das urspringliche Motiv des Judenmordens lediglich das schon von Vergil angewendete „Auri sacra fames" war. Durch die kühn aufgestellte Anschuldigung, daß die Juden durch irgend eine schier unmögliche Schandtat den Christen den Untergang hätten bereiten wollen, dann wurde der brutale Raubmord zu einer heiligen Handlung.

Mitten hinein in diese Materie führt uns ein kirchlich anerkanntes Beispiel, das ich deshalb nicht übergehen will, weil es ganz besonders lehrreich ist. Im Jahre 1067 hatte der Erzbischof von Trier sich die Bekehrung der Juden zum Christentum ganz besonders angelegen sein lassen. Er verlangte einfach, daß innerhalb einer bestimmten Frist alle Juden Christen werden müßten; wer sich weigerte, diesem Befehl zu folgen, der sollte aus der Stadt fortgejagt oder, was in damaliger Zeit bei solchen Gelegenheiten so ziemlich dasselbe war, totgeschlagen werden. Wenn nun die Christen stets ihre Märtyrer als Heilige verhert haben, weil sie weder durch Drohungen, noch durch Gewalt zu bewegen waren, ihren Glauben zu

wechseln, so wurde es mit derselben Inkonsequenz, die auch sonst das Dogma „ausgezeichnet", den Juden als ein todeswürdiges Verbrechen angerechnet, daß sie ihrem Glauben treu bleiben wollten. Jedenfalls dachten auch 1067 in Trier die Rabbiner garnicht daran, sich dem unberechtigten Gebot zu fügen, und auch die strenggläubigen Juden, die dort ihres Judentums wegen schon soviel zu leiden hatten und doch ihren Glauben nicht ablegten, waren fest entschlossen, alles zu dulden, alles zu leiden aber — Juden zu bleiben, und wenn es schon nicht anders sein könne, als Juden zu sterben. Der Erzbischof, der ein sehr eifriger und jedenfalls auch ein leicht erregbarer Herr war, hatte an einem Sabbath eine Taufe zu vollziehen, und wie die Geschichte behauptet, starb er an einem Schlaganfall, während er diese amtliche Handlung ausführte. Das war, wie gesagt, an einem Sabbath, also an dem Feiertag der Juden, die wohl zu derselben Stunde bei ihrem Gottesdienst versammelt sein mochten. Der Tod des Bischofs erfolgte zu einer Zeit, zu der die den Juden gewährte Frist fast abgelaufen war. Das mußten also doch Indizien sein, die nicht den leisesten Zweifel daran aufkommen ließen, daß nur die Juden den Tod des Erzbischofs verschuldet haben konnten. Es war gerade eine Art Notwehr, die natürlich nur insoweit als eine Notwehr gelten durfte, wie dieser Begriff als Beweismaterial verwendet werden konnte, d. h. das Motiv ergab, aus dem die Juden ihre Verbrechen beschlossen hatten.

Es wird nun, wohl als wahrheitsgemäßer Bericht der damaligen Vorgänge, weiter erzählt, die Rabbiner hätten in ihrer Verzweiflung über die nahebevor-

stehende Ausweisung resp. Niedermetzelung, die sie nicht durch eine erheuchelte Bekehrung abwenden mochten, sich an einen Zauberer gewendet, der auch ein Wachsbild angefertigt und auf den Namen des Erzbischofs Eberhard feierlich getauft habe. Dieses Wachsbild hätten die Juden am Sabbath verbrannt, um dadurch den gefährlichen Erzbischof zu vernichten, dem doch natürlich das geschehen mußte, was seinem Bilde widerfuhr, wenn auch nicht gerade auf die gleiche Weise die Vernichtung herbeigeführt wurde. Die Wirkung sei nicht ausgeblieben, denn der plötzliche Tod nach einem kurzen Unwohlsein, das ebenfalls erst entstand, als die Juden das Bild anzündeten, konnte keine andere Ursache haben als die Zauberei der Juden, die als eine erwiesene Tatsache betrachtet wurde und den hochwillkommenen Vorwand zu einer Metzelei gab, die zwar ohnehin nicht ausgblieben wäre, auf diese Weise aber noch viel gerechtfertigter erscheinen mußte.

Man hatte diesmal also die Tätigkeit des Zauberers bloß auf das Anfertigen und Taufen des Wachsbildes beschränkt, jedenfalls um die Aktivität der Juden zu steigern. Ob diese nun wirklich ein solches Wachsbild besessen und verbrannt haben? Wer sollte das sagen! Die Beweisführung machte man sich außerordentlich leicht; der Tod des Erzbischofs unter immerhin nicht alltäglichen Erscheinungen stand fest, daß er den Juden gelegen kommen mußte, konnte nicht bezweifelt werden, folglich hatten sie ihn herbeigeführt. Da sie der heiligen Handlung des Erzbischofs weder beigewohnt, noch sonst irgend eine Gelegenheit gefunden hatten, dem kirchlichen Würdenträger ein Gift

oder dergleichen direkt beizubringen, konnten sie natürlich nur duch Zauberei den Tod verursacht haben. Und da gab es wieder kein bekannteres Mittel als das Wachsbild; ergo war diese Art des Zaubers erwiesen. Das wäre dann wohl der übliche Verlauf reiner solchen Sache gewesen. Möglich wäre es nun freilich, daß die Juden, denen das Wachsbilzaubern wohl ebenso gut bekannt war wie den Christen, sich wirklich ein Wachsbild verschafft und es auf den Namen des Erzbischofs hätten taufen lassen, es wäre ferner denkbar, daß sie es verbrannt hätten, als der Erzbischof dem Herzschlag erlag. Das wäre dann ein Zusammentreffen gewesen, wie es im Menschenleben nicht allzu selten vorkommt, ohne das deshalb ein Zauber wirksam wäre. Es ist aber, wie gesagt, absolut nicht die Spur von einem solchen Zusammentreffen der einzelnen Ergebnisse erwiesen, und daß die Juden das Bild verbrannt haben sollten, das war auch wieder eine hübsch erfundene Auslegung, die es den Anklägern ersparte, das Wachsbild als Corpus delicti zur Stelle zu schaffen; es war eben verbrannt! Wie schön hätte man sonst vorgehen und den Beweis für alle Zeiten aufbewahren können! Etwa ein mit Nadel durchstochenes Wachsbild, das bei den Juden gefunden worden wäre, als der Erzbischof eben verschieden war. Eigentlich schade, daß das Wachsbild verbrannt war. Oder auch nicht schade, denn daß die Juden wirklich die feigen Mörder waren, die den von ihnen ebenso gefürchteten wie gehaßten Erzbischof durch Zauberei ums Leben gebracht hatten, daran zweifelte doch auch so kein „vernünftiger" Mensch, mindestens wäre es unvernünftig gewesen,

die Anschuldigung nicht zu glauben, die den wundervollen Grund zu blutiger Rache bot. Was man von ganzem Herzen wünscht, das glaubt man ja stets so gern und überredet sich so gern mit einer Eloquenz, die einem Demosthenes zur Ehre gereicht haben würde, es zu glauben, wenn der Verstand sich gegen diesen Glauben sträuben will. Das letztere war aber 1067 zu Trier wohl ebensowenig der Fall wie an allen anderen Orten; die Menschen waren Fanatiker, besonders wenn die Kirche, die nicht bloß einen guten Magen, sondern auch ein ebenso widerstandsfähiges Gewissen besaß, es wünschte und für vorteilhaft fand.

Daß hohe Geistliche häufig unter dem Bilderzauber zu leiden hatten oder doch wenigstens zu leiden behaupteten, versteht sich von selbst. So ein kleines Attentätchen zur rechten Zeit kann ja auch die Popularität weltlicher Herrscher gewaltig heben und wird, wie böse Menschen behaupten, auch zuweilen zur Hebung der Popularität, für die sich sonst beim besten Willen kein Grund entdecken ließe, verwendet, wie wohl auch Bühnengrößen zuweilen die Geschichte eines bei ihnen verübten Einbruchs oder sonst eines Unfalles ausposaunen lassen, damit die Welt wieder einmal darauf hingewiesen wird, daß wirklich die Berühmtheit noch lebt und beileibe nicht in Vergessenheit geraten möchte. Selbst die Päpste haben derartige Reklamen nicht verschmäht, sie sogar zuweilen offenbar für ganz unerläßlich notwendig gehalten, um ihr Ansehen, das zuweilen gefährdet war, zu erhöhen.

Der Papst Johann XXII., nach anderer Bezeichnung wird erst sein Nachfolger, der wegen 70 gemeiner

Verbrechen, wie Mord, Raub, Unzucht, Blutschande usw. abgesetzt, dann aber begnadigt und zum Kardinalbischof von Tuskoli ernannt wurde, als Johann XXII. bezeichnet, residierte zu Avignon, wurde von den berühmtesten Ratslehrern wegen seiner völlig unberechtigten Übergriffe in weltliche Angelegenheiten hart bekämpft, von den Mönchen der Ketzerei beschuldigt und war wegen beispiellosester Gelderpressungen verrufen. Dieser Edele behauptete ebenfalls, daß ihm böse Zauberer nach dem Leben getrachtet und von ihm Wachsbilder gefertigt hätten. Er bezeichnete als Übeltäter die bösen Zauberer Brabancon und Jean d'Amant. Der letztere war ein bekannter Arzt, und beide mögen wohl Ursache gehabt haben, den Papst — Johann hatte 1316 den päpstlichen Stuhl bestiegen — nicht gerade mit wohlwollenden Augen anzusehen; vielleicht hatte auch der Papst gegen beide eine private Abneigung. Kurz und gut, — Johann XXII. beschuldigte diese beiden Männer, ihm und seiner ganzen Umgebung nach dem Leben getrachtet zu haben. Sie sollten zunächst giftige Tränke zubereitet und versucht haben, diese dem Papste beizubringen. Da ihnen die schlimme Absicht aber auf keine Weise gelungen sei, hätten sie Wachsbilder angefertigt, die sie bezaubern wollten, um auf diese Weise dem Papste den Garaus zu machen. In dem päpstlichen Bericht über diese angebliche Schandtat ist sehr salbungsvoll betont, daß Gott den Papst behütet und drei der teuflischen Bilder in seine Hände geliefert habe. Diese Bilder sollen schon durchbohrt gewesen sein, so daß der Papst also schon mausetot gewesen sein müßte, wenn es einem solchen Zauberer faktisch

gegeben hätte. In Wirklichkeit hat aber der Papst das Alter von 90 Jahren erreicht, so daß man wohl schon hieraus erkennen muß, wie wenig nachteilig der Zauber auf ihn gewirkt hat.

Der Papst hat, vielleicht ohne es zu wissen, in seinem Schreiben ein großes Wort gelassen, niedergeschrieben; er hätte damit, wenn er selbst oder die Menschen, die es zu Gesicht bekamen, logisch zu denken vermocht hätten, dem ganzen Zauberaberglauben den Todesstoß versetzen müssen. Er sagte, daß Gott ihn behütet und die teuflischen Zauberbilder in seine Hände geliefert habe; er hat damit doch klipp und klar gesagt, daß der Zauberer nicht mächtiger sein könne als Gott, der im Gegenteil allmächtig und deshalb auch in der Lage sei, die Zauberkünste eines Menschen unschädlich zu machen, mit anderen Worten, daß ohne Gottes Willen ein Zauber überhaupt nicht existieren, mindestens doch nicht gelingen könne. Das ist doch aber gerade das strikte Gegenteil von dem, was die Kirche — auch die protestantische — bei ihren Hexenverfolgungen lehrte. Danach wäre doch der große Gott, auf den die Kirche schwört, in Wirklichkeit nicht mehr der Lenker und Leiter der Welt und der Menschenschicksale, sondern nur ein machtloser Schemen gewesen, der nicht einen einzigen Menschen vor der Tücke eines gemeinen und verkommenen Subjekts hätte retten können, der erst recht machtlos zusehen mußte, wenn ein schlechter Mensch beliebte, durch irgend einen Zauber ganze Völker oder deren Wohlstand, den doch Gott gewollt haben mußte, weil er ihn ihnen sonst nicht gewährt hätte, zu vernichten. Das ist ein Moment, das an

sich klar beweisen muß, daß eigentlich viel weniger der Zauber selbst eine Gotteslästerung war, als der Glaube an den Zauber. Es ist aber das auch wieder ein Beweis dafür, daß nichts auf der Welt so schwer gegen die wirkliche Gottesreligion verstoßen kann als das Nachbeten all des Blödsinns, den im Laufe der Jahrhunderte für die wahre und wirkliche Religion auszugeben, hirnverbrannte Menschen den traurigen Mut besessen haben.

Was soll ich weiter eingehen auf alle die öden Historien, in denen berichtet wird, daß Päpste die Opfer des Bilderzaubers werden sollten oder wirklich geworden seien? Ich will aber noch einige Große erwähnen, die dem Bilderzauber zum Opfer gefallen sein sollen. Katharina von Medizi wird nachgesagt, daß sie Carl X. nach dem Leben getrachtet habe. Sie soll sich nach dem Orient gewendet haben, dem Heimatlande des Zaubers, um dort Hilfe zu finden, und es soll ihr auch gelungen sein, von einem Orientalen ein Wachsbild Carls X. zu erhalten, mit dem sie den Zauber ausführen konnte. Katharina ist allerdings historisch als eine der ränkesüchtigsten Personen bekannt; in der Erzählung ist aber doch wohl hinsichtlich Carls X. ein historischer Schnitzer enthalten, auf den ich hier aber nicht ausführlicher einzugehen brauche, da ich nur die Erzählung so wiedergeben will, wie ich sie aufgezeichnet finde. Man hat es damals offenbar nicht gewagt, gegen die ränkesüchtige Katharina vorzugehen, sondern nur deren bevorzugten Günstling Cosmus Ruggieri ergriffen. Das war im Jahre 1574. Ruggieri leugnete jede verbrecherische Absicht, da er aber der versuchten zauberi-

schen Mordtat hinreichend verdächtig erschien, machte man nicht viel Umstände mit ihm, schleppte ihn in die Folterkammer und „redete“ ihm dort so nachdrücklich zu, daß er sich zu dem Geständnis bequemte, er habe wirklich und wahrhaftig die Zauberei angewendet, um Carl nach dem Leben zu trachten.

Wieder kann diese Erzählung nur beweisen, daß einmal der Aberglaube des Bilderzaubers bestand und allgemein gehegt wurde, ferner aber auch, daß diese Zauberkunst in Wirklichkeit eine recht harmlose und ungefährliche Spielerei war, ungefährlich allerdings nur für den, dem sie schaden sollte, denn für den, der einem anderen schaden wollte oder auch nur in den Verdacht kam, dies gewollt zu haben, war sie sehr gefährlich. Freilich dem bekannten Jesuiten Delrio paßte das sehr wenig. Zweck heiligt das Mittel! Der Zauber mußte auf alle Fälle rehabilitiert werden, denn was hätte sich wohl mit einer Zauberei großes verrichten und anfangen lassen, die dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen mußte, weil sie stets wirkungslos blieb? Nach Delrio ist Carl lediglich gestorben infolge des Zaubers; gestorben ist ja allerdings Carl auch wirklich, aber dem braven Delrio kam es auf den Zauber an, ergo mußte Carl ein Opfer der Zauberei werden, und da es recht vorteilhaft ist, gleich zwei Fliegen auf einen Schlag zu erlegen, ließ Delrio als Täter protestantische Zauberer auftreten, die aus Rache für die Bartholomäusnacht die Wachsbilder Carls geschmolzen und diesen dadurch vernichtet haben sollten.

Nicht alle Schriftsteller besitzen den Mut und die Unverfrorenheit eines Delrio. Wo es durchaus nicht

gehen will, daß der gefährdete Herrscher wirklich als Opfer der Zauberei bezeichnet wird, da findet sich zur Not auch ein anderer Ausweg, der das Ansehen der Zauberkunst nicht so schwer gefährdet, den Bedrohten aber am Leben lassen darf. So wird von dem alten schottischen Könige Duffo berichtet, daß er einst sehr krank gewesen sei. Man habe sich aber über die Natur des Leidens zunächst den Kopf zerbrochen, dann aber entdeckt, daß einige Zauberer ihr Wesen getrieben hatten. Diese böse Herren wollten das Lebenslicht des Königs durchaus verlöschen und hatten deshalb ihre behexten Wachsbilder bei einer Feuersbrunst mit verbrennen lassen. Sie wurden ergriffen und legten das Geständnis ab — man wird wohl genügend nachgeholfen haben, — daß sie durch ihre Zauberei das Leiden des Königs herbeigeführt hätten, und daß dieser Erfolg von ihnen auch beabsichtigt gewesen sei.

Die Festnahme der Zauberer war in diesem Falle das Radikalmittel für die Herstellung des Königs, der von Stund an wieder gesund wurde. Demnach müßte also der Zauber, der doch längst vollendet war und auch schon so wunderbar wirkte, durch die nachträgliche Festnahme der Übeltäter wieder aufgehoben worden sein. Das wäre dann bei der Geschichte eigentlich das Wunderbarste gewesen; es zeigt aber, auf welche Auswege der menschliche Geist verfiel, wenn es galt, die Ehre der Zauberei, die man bekämpfen wollte, wiederherzustellen.

Auch gegen Ludwig X. war ein Envoutement begangen worden. Der Schatzmeister Enguerrando de Marigny war beschuldigt, die Ermordung des Königs durch Zauberei betrieben zu haben und gestand auch

zu, daß er das Bildnis des Königs hergestellt und die Zauberei begangen habe. Er wurde zum Tode verurteilt und auch hingerichtet. Wieder ein Fall, in dem nur der Zauberer selbst den Schaden von seiner Kunst hatte. Dem König hat die Sache nichts geschadet, was freilich nicht dazu führte, daß man Zweifel in die Wirksamkeit der Zauberei gesetzt hätte.

Verhältnismäßig günstiger schnitt ein anderer Zauberer ab, der 1331 nur aus dem Lande gewiesen wurde, allerdings nachdem man alle seine Güter annektiert hatte. Dieser Frevler sollte den König, die Königin und außerdem noch den Herzog von der Normandie verzaubert haben, erfreulicherweise wieder ohne den mindesten Schaden anzurichten.

Ich will es mit dieser Reihe von Beispielen bewenden lassen und nur noch des armen Hyacinthus Continus gedenken, der den Feuertod erleiden mußte, weil er beschuldigt war, den Papst durch den Bilderzauber haben töten zu wollen, damit sein Onkel, der es bis zur Würde eines Kardinals gebracht hatte, auch noch die höchste Stufe der Gottähnlichkeit erklimmen und den Stuhl Petri besteigen könnte. Daß dieser Weg nur über einen Mord führen konnte, das änderte ja glücklicherweise an der Heiligkeit des Amtes nichts. Auch in diesem Falle hat dem Papste die Zauberei nichts geschadet. Der Onkel des Hyacinthus Continus blieb Kardinal; aber Continus wurde verbrannt. Das Märchen vom Bilderzauber aber lebte weiter und hat eine Lebensfähigkeit bewiesen, die nichts umzubringen vermochte; ja, man müßte das Märchen sogar für eine wirkliche und unumstößliche Wahrheit halten, wenn es richtig wäre, daß ein Glaube, der sich Jahrhunderte

oder vielleicht Jahrtausende zu erhalten vermag, schon durch dieses Alter seine völlige Berechtigung zu erweisen vermöge.

Gerade das letztere Argument ist in der Tat von sonst recht vernünftigen Leuten zu gunsten des Märchens angeführt worden. Man hat immer wieder gesagt, es sei doch unmöglich, daß die Menschheit solche Ewigkeit in einem Wahne befangen bleibe, wenn nicht doch an der Sache etwas Wahres sei. So dumm, etwas weiterzuglauben, was sich in jedem einzelnen Falle als ein lächerlicher Humbug entlarvt habe, sei die Menschheit denn doch nicht.

Nun, ich habe mir große Mühe gegeben, an den von mir gewählten Beispielen zu zeigen, ob dieses Argument begründet ist. Ich würde es gern dem alten Abraham gleichtun, der zum Herrn sagte, als Sodoms Untergang beschlossen war: „Man möchte vielleicht zehn Gerechte drinnen (in Sodom) finden!“ Ich würde noch weiter gehen und sagen: „Finde ich nur einen einzigen erwiesenen Fall des Bildzaubers; ich will diesen Wahn nicht verwerfen um des einzigen Falles!“ Es ist mir aber leider nicht gelungen, auch nur einen einzigen Fall zu entdecken, in dem der Zauber als wirksam wirklich bewiesen worden wäre. Nicht einen unter tausenden! Und da muß man sich trotz alledem immer wieder fragen, wie es möglich sei, daß dieser Aberglaube nicht allein den Jahrtausenden getrotzt, sondern sich auch über die ganze Welt verbreitet haben konnte. Ovid und Horaz schreiben über den Bilderzauber, nicht gerade als überzeugte Gläubige, Horaz sogar in Satyre, aber das Wunder ist, daß selbst bei der Entdeckung Amerikas

dort auch der Bilderzauber bereits entdeckt und gefunden worden sein soll. Wenn man annimmt, daß der Orient die eigentliche Heimat dieses sonderbaren Zaubers ist, so kann man wohl ohne weiteres verstehen, daß bei dem nun einmal bestehenden Hang zum Mystizismus, bei der Neigung, überall geheimnisvolle Kräfte wirkend zu wähnen und an die übernatürliche Gewalt einzelnen Personen zu glauben, dieser Aberglaube sich schnell ins Abendland fortpflanzte. Wie aber konnte der Wahn sich bis nach Amerika übertragen? Es ist eine direkte Übertragung von der alten Welt nach der neuen völlig ausgeschlossen, da man die neue ja zum ersten Male betrat, und eine Gedankenübertragung über das Weltmeer in unbekannte Welten, deren Dasein niemand ahnte, wird wohl selbst denen als eine gewagte Erklärung erscheinen, die an sich Gedankenübertragungen als eine über jeden Zweifel festgestellte wissenschaftliche Tatsache betrachten. Es müßten denn schon die Gedanken ähnlich wie bei der drahtlosen Telegraphie die elektrischen Wellen überall frei in den Weltenraum ausstrahlen. Selbst wenn man ein solches geistiges Fluidum aber auch annehmen wollte, so würde das noch nichts beweisen. Auch die drahtlose Telegraphie, die wirklich frei ausstrahlenden elektrischen Wellen, haben nur dann einen Wert, wenn sie von einem dem Abgabeapparat äquivalent abgestimmten Empfangsapparat aufgefangen werden. Ich meine, daß — um voll im Bilde zu bleiben — dieser äquivalent abgestimmte Empfangsapparat jenseits des großen Wassers nicht vorhanden war, und daß, wäre er vorhanden gewesen, — sich doch wahrhaftig nicht nur

diese eine Idee den Weg bis zu unseren Antipoden gebahnt haben würde, sondern, daß auf der bequemen und einmal entdeckten Gedankenstraße doch wohl erst recht die bedeutenderen und großartigeren Ideen verbreitet sein würden, Ideen, die weltbewegende Bedeutungen gehabt haben, nicht die eine Idee, daß man durch Mißhandlung eines Wachsbildes eine lebende Person schädigen oder vernichten könne. Die Eingeborenen Amerikas haben aber keine Ahnung von den großen Gedanken gehabt, die die alte Welt bewegten; sie haben nicht einmal das Schießpulver und die Feuerwaffen gekannt und deshalb die Europäer, die Blitz und Donner gebieten konnten, für Götter gehalten. Wahrlich schöne Götter, die sich benahmen, daß der leibhaftige Teufel sich bis in die tiefste Tiefe seiner schwarzen Seele hinein geschämt hätte, wenn das seine offiziellen Diener gewesen wären.

Sehr richtig, sagen vielleicht einige Spiritisten, es ist keine Gedankenübertragung im Spiele, sondern es handelt sich um Inspirationen inferiorer Intelligenzen. Das klingt bedeutungsvoll. Die auf einer niedrigen Stufe stehenden Geister, die quasi zum Schabernack der Menschheit die Idee des Bilderzaubers eingeblasen haben, sind eine vortreffliche Erklärung, wenn man einmal die spiritischen oder meinetwegen die spiritualistischen Gedanken als Wahrheiten gelten läßt, auch in ihren weitesten Ausdehnungen, wobei man sich dann freilich wieder darüber wundern müßte, daß weder gute noch böse Geister der Menschheit Dinge einblasen, die offenbar ganz bedeutend wichtiger wären als ein Unsinn, der doch wahrlich weder im guten, noch im schlechten Sinne eine erhebliche Bedeutung

haben kann. Es ist übrigens auch eine den logisch Denkenden peinlichst verletzende Willkür, die jedes Streben nach Wahrheit und Erkenntnis ersticken müßte, anzunehmen, daß der menschliche Geist nach Belieben quasi ausgeschaltet, statt dessen aber im Menschen irgend ein „Geist" spuken und seine Ideen unter falscher Flagge der Menschheit aufoktroieren sollte. Was sind denn alle Erfinder, wenn sie sich bloß mit fremden Federn schmücken, d. h. sich der Ideen irgend einer unbekannten Intelligenz rühmen sollten, die in ihnen tätig war, während sie selbst schliefen? Lassen wir das also.

Viel einfacher würde die Erklärung sein, daß ganz unabhängig von einander die Bewohner zweier Weltteile auf den gleichen Gedanken gekommen seien, wie dies absolut nicht so selten vorkommt, auch ohne daß fremde „Intelligenzen" die Welt beglücken, auch ohne daß von einer Gedankenübertragung die Rede sein könnte. Man müßte dann natürlich einen instinktiven Hang zum Mysteriösen als bei allen Menschen vorhanden annehmen. Tut man dies, so begeht man keinen Irrtum, denn dieser Hang ist tatsächlich tief in eines jedem Menschen Herzen ausgeprägt, weil sich nach den sinnlichen Wahrnehmungen die Erkenntnis aufdrängt, daß es doch noch eine große Anzahl geheimnisvoll waltender Naturkräfte rings um uns gibt, für die wir keine Erklärung finden können, die wir als aufgeklärte Menschen selbstverständlich nicht für übernatürlich halten dürfen, die wir aber noch nicht ergründet haben, und die uns, selbst wenn wir einen Schritt vorwärts tun in der Erkenntnis, wie bei der Entdeckung der Röntgenstrahlen, des Radiums,

der drahtlosen Telegraphie usw., doch als Wunder anmuten. Wir sehen eine Kraft, wir sehen eine Wirkung und wissen doch nicht „von wannen sie kommen, wohin sie gehen.“ Warum soll der gleiche Hang zum Mysteriösen nicht zu dem gleichen Gedanken führen können, wenn der Weg über die Götterbilder, die man statt der Gottheit verehrt — übrigens ebenfalls eine unabhängig von allen Völkern entwickelte Institution — so nahe liegt?

Nun läßt sich wohl nicht bestreiten, daß diese Erklärung sehr einfach und ungezwungen ist; es gibt aber gleichwohl eine noch bedeutend einfachere. Als Amerika entdeckt wurde, stand der Bilderaberglaube in der ganzen alten Welt bereits in der üppigsten Blüte, ja er hatte sozusagen längst die kirchliche Weihe erhalten und galt deshalb natürlich auch bei den „sehr frommen“ Eroberern als eine Art Dogma. Ist es da nicht außerordentlich naheliegend, daß die Europäer den Bilderzauber im neuentdeckten Wunderlande tatsächlich überhaupt nicht vorgefunden, sondern ihn lediglich vermutet haben, da sie die Gebräuche des Landes nicht kannten und das, was sie erblickten, deshalb ganz falsch auslegten, weil sie es einfach nach ihren eigenen Gebräuchen und Ansichten bewerteten? Das erscheint mir in der Tat als die einfachste Lösung der Frage. Es ist bekannt, daß die Einwohner des neuen Weltteils, soweit sie zuerst mit den Europäern in Berührung kamen und dabei einen sehr sonderbaren Eindruck „höherer Kultur“ erhielten, selbst auf einer sehr hohen Kulturstufe standen, daß sie besonders in der Baukunst und nicht minder in der Goldschmiedekunst erfahren waren. Sie stellten

sich nicht bloß ihre großen Götterbilder aus edlen Metallen her, sondern fertigten auch kleine Gottheiten aus Gold usw. an, die dem Hausgebrauch dienten. Da ist es wohl sehr naheliegend, daß diese Götterbilder nicht als das, was sie wirklich waren, sondern als Zauberbilder angesehen wurden. Dazu kam noch, daß es die „frommen Eroberer" recht günstig fanden, die Eingeborenen als eine Art Teufelsknechte bezeichnen zu dürfen. Die Zauberei, besonders die Bilderzauberei war ihnen als wüste Ketzerei verschrieen, sie war ein todeswürdiges Verbrechen; da kam es doch den Eroberern eigentlich ganz gelegen, wenn sie die Eingeborenen auch nach dieser Richtung hin etwas anschwärzen konnten. Das entschuldigte vielleicht eher das gemeine und perfide Niedermetzeln der friedfertigen und gegen die Waffen der Europäer geradezu wehrlosen Bevölkerung.

Man könnte hier vielleicht den Einwand erheben, daß ich mir die Sache gar zu leicht mache und bloße Vermutungen als Widerlegung hinstellen möchte, oder daß einfache Zweifel schon als Widerlegung von Berichten gelten sollten. Ich möchte aber darauf hinweisen, daß die Sache gerade umgekehrt liegt. Es wird doch so oft die Realität des Bilderzaubers daraus geschlossen, daß dieser über die ganze Welt verbreitet gewesen sei. Dieses Argument stützt sich auf eine Annahme, die in keiner Weise erwiesen ist. Ich meine deshalb, daß es doch wohl lohnt, die Quellen, aus denen das angebliche Beweismaterial fließt, etwas genauer zu prüfen, und daß, wenn man dies tut, auch nicht der geringste Beweis dafür vorliegt, daß wirklich den Eingeborenen Amerikas auch nur das ge-

ringste Detail eines Bilderzaubers bekannt gewesen sei.

Wenn man sagt, es stehe fest, daß im alten Ägypten und in Assyrien dieser Zauber bekannt und verbreitet gewesen sei, so ist damit lediglich das bestätigt, was ohnehin schon feststeht, daß nämlich die Magie mit Bildwerken aus dem alten Orient stammt. Nun hat auch der Oberst de Rochas, Direktor der technischen Hochschule in Paris, sich vielfach mit dem Phänomen beschäftigt und zunächst berichtet, daß auch in China und bei den Eingeborenen der französischen Antillen der Zauber mit den Bildnissen bekannt sei. Vorausgesetzt, daß diese Mitteilung buchstäblich wahr ist, daß sie nicht auf einer falschen Deutung irgend eines Brauches beruht, ist auch damit nicht viel gesagt, denn der Weg der Ausbreitung dieser Magie des Orients schimmert hier klar erkennbar hindurch. Abgesehen davon, ist es aber noch sehr die Frage, ob gerade de Rochas der objektive Beobachter ist, der berufen erscheinen könnte, eine solche psychologisch doch immerhin hochinteressante Frage zu lösen. Mir erscheint der Mann viel eher als Partei, d. h. als ein Mann, der nicht über der Sache steht, sondern der unmittelbar für das Wunder eintritt, es freilich nicht als Zauberei gelten lassen will, dafür aber eine andere Erklärung gibt, über die sich nicht weniger streiten läßt. De Rochas meint nämlich, daß es möglich und ihm tatsächlich gelungen sei, die Sensibilität bei gewissen hypnotisierten Personen exteriorisieren zu können. Er will mit anderen Worten die Sensibilität einer Person aus dieser herauslocken und in einen andern Gegenstand laden können. Nimmt er als solchen Gegenstand z. B. ein Bild der betreffen-

den Person, so würde diese genau an derselben Stelle, an der er das Bild berühre, die Berührung fühlen. Selbst wenn de Rochas das mit der Sensibilität der Person geladene Bild mit der Nadel steche, so fühle die Person selbst an genau derselben Stelle ihres Körpers deutlich den Nadelstich und greife unwillkürlich mit der Hand nach der schmerzenden Stelle. Das Experiment soll in der Weise vorgenommen worden sein, daß die Person den Experimentierenden während des Versuchs nicht einmal sehen, geschweige denn bemerken konnte, was er tue, oder daß er etwas mit ihrem Bilde tue. Vorausgegangen war allerdings eine Hypnose. Man wird trotzdem auf des Meisters Worte nicht schwören dürfen.

Daß es sich, wenn man wirklich jede Silbe in diesem Bericht für ein Evangelium halten und jede „Nebenwirkung" ausschalten wollte, doch immer nur um ein hypnotisches Experiment, allerdings um ein mehr als wunderbares, handeln würde, kann garnicht in Abrede gestellt werden. Dann ist aber auch keine Erklärung für den Zauber gegeben, der doch in allen Fällen wirken müßte, ohne daß der Bezauberte hypnotisiert werden, und ohne daß man vorher seine Sensibilität sozusagen auf Flaschen füllen und zu beliebiger Verwendung getrost nach Hause tragen konnte wie etwas, das man schwarz auf weiß besitzt. Es ist ausgeschlossen, daß die „Zauberer" älterer Zeit nach der Methode des Herrn de Rochas gearbeitet haben sollten. Ob etwa im Orient, als die Kaste der medischen Magier noch mit Eifer das große Geheimnis der Naturkräfte, auf dem ihre Kunst basierte, hüteten, etwas von Hypnose verstanden, wage ich nicht

zu entscheiden, halte es aber auch nicht für unmöglich, da, wie ich schon weiter oben ausgeführt habe, doch auch die Gaukler des Orients noch heutigen Tages Künste vollbringen, die selbst der mit allen Naturwissenschaften Vertrauteste nicht zu erklären vermag. Dabei ist zu betonen, daß die heutigen Magier des Orients auf keiner wissenschaftlich höheren Stufe stehen als ihre Kollegen im grauen Altertum, daß aber die Kenntnisse, die ihnen die Ausführung ihrer Künste gestatten, in der Tat uralte Geheimnisse sind, die sich von Generation zu Generation vererben. Trotzdem fällt es schwer, hier an eine Hypnose zu glauben.

Vielleicht wäre an Suggestion zu denken, die bekanntlich die moderne Wissenschaft in das große Gebiet der hypnotischen Erscheinungen einrechnet. Es ist da allerdings bei dem Bilderzauber wohl nicht viel mit der Suggestion zu machen. Immerhin ist aber anzunehmen, daß im alten Orient schon etwas angewendet wurde, was man wohl Suggestion nennen kann. Faßt man den Begriff nicht pedantisch eng, dann spielt im Liebesleben die Suggestion überhaupt eine erhebliche Rolle, und sie hat dort auch das dankbarste Feld. Schon das Ansehen der alten Magier wirkte unbedingt suggestiv, und das Nestelknüpfen, das doch ebenfalls aus dem Orient stammt, ebenso die Liebestränke und ähnliche Dinge, durch die man im Liebesleben bestimmte Absichten zu erreichen suchte, konnten nur wirken, wenn die Suggestion eine Rolle spielte, meinetwegen die Autosuggestion, die ja selbst in der medizinischen Praxis — ich möchte sagen — unbewußt und ungekannt verwendet wurde. Bereits Plato hat auf die Gefahren des Nestelknüpfens, d. i. ein Ver-

fahren, durch welches Liebende, besonders junge Eheleute, impotent gemacht wurden, hingewiesen. Es ist jetzt wohl schon lange kein Geheimnis mehr, daß die Impotenz, sofern sie nicht auf einer organischen Anomalie basiert, meist auf Suggestion oder richtiger Autosuggestion beruht. Die Vorstellung, daß der sexuelle Akt nicht gelingen werde, der infolge dieser Vorstellung entstandene Mangel an Selbstvertrauen bewirkt in der Tat sehr häufig wirklich das Mißlingen, die temporäre Impotenz. Schon ehe die Suggestion als solche bekannt war, wurde in der Medizin von erfahrenen Ärzten das Übel lediglich dadurch gehoben, daß durch Verabreichung völlig indifferenter Mittel der Leidende in den Glauben versetzt wurde, er mache eine Kur durch, die unter allen Umständen in kürzester Zeit das Übel beseitigen müsse. Das schaffte das Selbstvertrauen und mit ihm die alte Kraft zurück. Kein Wunder, daß Leute, die sich behext wußten, wirklich impotent waren, sofern sie halbwegs sensitive Naturen waren, sehr verständlich aber auch, daß es den Hexen so leicht wurde, den Bann zu brechen. Es war das nichts als die Suggestion, die den „Behexten“ sofort das Selbstvertrauen zurückgab. Hier war also keine Hexerei im Spiele, aber da man an sie glaubte und sich den Vorgang nicht anders zu denken wußte, haben wir hier vielleicht den besten Schlüssel zu dem Rätsel, warum sich der Glaube an Zauberkünste auf dem Gebiete des Liebeslebens so lange halten konnte.

Die Prostitution.

„Qui proficit in artibus et deficit in moribus, plus deficit, quam proficit.“ Es läßt sich wohl kaum ein passenderer Ausspruch an die Spitze dieses Kapitels stellen. Wer an Wissen zunimmt, an seinen Sitten aber einbüßt, der hat in Wirklichkeit mehr verloren als gewonnen. Gewiß, man ist wenig geneigt, das heutigen Tages noch gelten zu lassen, weil jetzt Moral und Tugend weit weniger hoch im Kurse stehen als das Wissen. Wissen macht frei. Man ist nun soweit gegangen, zu behaupten, die Unsittlichkeit mache auch frei, weil jeder, der unsittlich lebe, sich frei mache von den kleinlichen, die persönliche Freiheit einschränkenden Anschauungen und Vorurteilen rückständiger Herdenmenschen. Ein verhängnisvoller Irrtum, denn wer auf diese Weise „frei“ zu werden glaubt, der wird bald genug merken, daß er in die schwerste Sklaverei gesunken ist, aus der es kaum eine Rettung gibt, in die Sklaverei seiner Leidenschaften. Es geht da ähnlich wie mit dem Menschen, der mit Leib und Seele an seinem Besitztum hängt und mit Stolz sagt: „Das alles gehört mir!“ In Wirklichkeit ist es aber umgekehrt, denn der Mann gehört allen den schönen Sachen, ohne die er nicht leben kann. Nein, Unsittlichkeit

macht nicht frei wie das Wissen, und da auch das Wissen einen Sklaven der Leidenschaften nicht von diesen frei macht, ist es richtig, daß der mehr verloren als gewonnen hat, der in Kunst und Wissenschaft zunimmt, an seinem sittlichen Halt aber Verlust erleidet.

Sehen wir uns nun einmal die Prostitution des alten Orients etwas näher an. Man sagt, das Laster habe stets dieselben Ursachen; auf der einen Seite Genußsucht und Sinnlichkeit, auf der anderen Armut und mangelhafte Erziehung. Ich möchte vorweg behaupten, daß diese Annahme durchaus nicht zutrifft. Sie mag für unsere heutige Prostitution passen, obwohl sie auch da nicht als ein Evangelium betrachtet werden darf, weil in Wirklichkeit die Prostitution von Fall zu Fall geprüft werden muß, wobei sich sehr oft herausstellen wird, daß wesentlich andere Faktoren in Frage kommen. Für den alten Orient aber und zum großen Teile auch noch für heutige orientalische Verhältnisse trifft der verallgemeinernde Ausspruch durchaus nicht zu.

Schon über die prinzipiellsten Ansichten herrschen die erheblichsten Widersprüche und Gegensätze. Für uns gilt die Prostituierte als eine verabscheuenswürdige Person, die zu benutzen „dulce“ ist, die aber im übrigen als so verächtlich gilt, daß es gegen die Ehre verstößt, mit ihr bloß in Berührung zu kommen. Es ist das eine Folge unserer Doppelmoral. Nicht so im Orient, wo man über das Liebesleben anders, besser oder schlechter, je nach dem Standpunkt, auf den sich der Beurteiler stellt, jedenfalls aber natürlicher oder doch wenigstens logischer denkt und von

jeher dachte. Wir sind ja nicht einmal in dem, was wir für eine Prostituierte halten, konsequent; der Orientale ist das weit mehr. Ich will hier nur an das Maitressenwesen erinnern, zunächst aber nicht weiter darauf eingehen, da ich bei meinen weiteren Ausführungen ohnehin noch Veranlassung nehmen muß, Vergleiche zwischen Orient und Abendland genauer zu kommentieren.

Wie alt die Prostitution ist? Diese Frage präzis zu beantworten, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Man würde, um solche Antwort überhaupt geben zu können, sich vorher genau darüber einigen müssen, was man unter Prostitution zu verstehen habe. Schon das erscheint dem Durchschnittsleser jedenfalls als eine recht überflüssige und kaum zu rechtfertigende Pedanterie, da doch jeder Mensch wisse, was Prostitution sei! Pardon; gerade eine solche Ansicht ist bedenklich; sie verhütet die bessere Erkenntnis, weil sie das weitere Nachdenken verhütet, und das ist gegenüber der Prostitution so bitter notwendig, denn es gibt auf diesem Gebiete tatsächlich so subtile Übergänge, daß man wirklich die Grenze zwischen der Prostitution und der „intimen Liebschaft" kaum oder überhaupt nicht zu entdecken vermag. Man kann die strafrechtliche Definition der gewerbsmäßigen Unzucht für das praktische Leben nicht so ohne weiteres gelten lassen, sie wenigstens nicht als die allein seligmachende betrachten. Wenn man das aber auch wollte, würde man doch nicht zum Ziele gelangen, weil dabei das, was man als gewerbsmäßig zu betrachten hat, auch wieder Auslegungssache ist. Schon im Altertume ist es wohl Sitte gewesen, ein weibliches Wesen durch

Geschenke seinen Wünschen geneigter zu machen, denn überall ging es doch nicht zu wie bei den Mastageten, von denen ich in einem früheren Kapitel mitgeteilt habe, daß bei ihnen der sexuelle Verkehr sich ohne jede Schwierigkeit und ohne jede besondere Formalität abspielte, es fehlte dabei das, was man das einleitende Verfahren nennen darf. Es bedarf keiner besonderen Interpretationskunst, den Begriff der gewerbsmäßigen Unzucht so weit auszudehnen, daß einfach jeder sexuelle Verkehr, zu dem ein Mädchen durch Gaben, die einen Erwerb darstellen können — das trifft ja eigentlich stets zu, als gewerbsmäßige Unzucht erscheinen muß, besonders wenn sich die Sache wiederholt, so daß die Geschenke schon für den Lebensunterhalt von Erheblichkeit sind. Wir sprechen nun allerdings selbst da, wo ein weibliches Wesen von einem Manne völlig erhalten wird und als Gegenleistung sich selbst gibt, nicht von einer Prostitution, nehmen diese aber an, wenn das liederliche Leben nur ab und zu kleinere „Aushilfen" einbringt. Das zeigt am besten, wie schwer es ist, klar zu definieren, denn es versteht sich doch von selbst, daß ich hier nur den großen Rahmen gezeichnet habe, innerhalb dessen sich zahllose Abstufungen finden lassen, ohne daß man erst nötig hätte, sie mit dem Mikroskop aufzusuchen.

Man kann auch nicht, wie es die Päpste taten, willkürlich eine bestimmte Anzahl von Männern annehmen, mit denen das Weib sexuellen Verkehr unterhalten haben müsse, ehe man berechtigt sei, von einer Prostitution zu reden. Ich meine vielmehr, daß es schon der rein sprachlichen Bedeutung des Wortes

Gewalt antun hieße, wollte man überhaupt einen Plural von Liebhabern verlangen. Mit Begriffen zu jonglieren, ist eine Kunst, die jetzt allerdings zu gedeihlicher Höhe gefördert worden ist, aber sicherlich sehr wenig dazu beitragen kann, eine Frage zu lösen.

Ich bin nun wirklich nicht in der Lage, zu sagen, seit wann es eine Prostitution gibt, möchte aber wohl behaupten, daß sie nicht viel jünger sein kann als das Menschengeschlecht. Nur darf man nicht nach heutigen Anschauungen urteilen wollen, und vor allen Dingen darf man nicht etwa deduzieren wollen, daß es eine Prostitution erst in dem Augenblick gegeben haben könne, in dem die Menschen sich über diesen Begriff klar geworden seien, in dem sie das Verwerfliche einer solchen Hingabe erkannt hätten, denn unter dieser Voraussetzung gäbe es an vielen Orten des Orients heute noch keine Prostitution, hätte es niemals eine geben können. Und doch berichtet uns schon die Bibel von einer solchen, und dennoch ist die Prostitution in manchen orientalischen Ländern auf das höchste entwickelt, wenn es auch den Weibern an ihrer Ehre nicht den mindesten Abbruch tat, dieses Gewerbe betrieben zu haben, ja wenn die Prostitution niemals die Prostituierte hindert, jede Minute in das bürgerliche Leben zurückzukehren und alle die Ehre in Anspruch zu nehmen, die jede andere „anständig“ gebliebene Frauensperson auch genießt.

Auch das Alte Testament erzählt uns zu Zeiten, in denen von einem geordneten Gemeinwesen noch kaum die Rede sein konnte, schon von Prostituierten und läßt keinen Zweifel darüber, daß nach altorientalischer Auffassung auch diese Personen nicht miß-

achtet gewesen sein können. Davon, daß sie etwa rechtlos und ehrlos gewesen wären wie die fahrenden Weiber und die, die sich zu eigen gaben, im alten Deutschen Rechte, steht keine Andeutung da; man muß vielmehr unbedingt aus allen den Erzählungen das Gegenteil schließen. Ich bin sicherlich der Letzte, der die Bibel als Quelle für ein Loblied der Meretrices benutzen wollte, aber ich darf mich auf sie wohl als eine historische Bestätigung dafür berufen, daß in der Tat der Orient über das Gewerbe einer Prostibula wesentlich anders dachte als unsere Zeit, und ich freue mich, zugleich dabei feststellen zu können, daß die Bibel, die so viel angefeindet und, was noch mehr sagen will -- angezweifelt wird, daß man schon für einen Banausen gilt, wenn man sich überhaupt auf sie beruft, selbst das Milieu für ihre Erzählungen korrekt und richtig zu malen weiß. Ich will mich hier nur auf zwei Beispiele berufen: die Erzählung des listigen Zwanges, durch den Thamar verstand, sich ihr uns allerdings unverständliches Recht zu sichern und zweitens die Geschichte der Kundschafter in Jericho. Sie wußte, daß ihr Schwiegervater Juda des Weges gen Timmath ziehen würde, verkleidete sich als Meretrix und lockte ihn an sich. Schon der Umstand, daß sie einen solchen Plan fassen konnte, darf als Beweis dafür gelten, das dieses Gewerbe nicht allein nicht Abscheu erweckte, sondern daß auch sehr würdige und hochbetagte Männer nichts darin fanden, sich zu einem solchen Weibe zu gesellen. Thamar hätte sonst nicht darauf rechnen dürfen, daß der alte Juda sich mit ihr abgeben würde, weil sie sich als eine Hure verkleidet hatte. Der Plan erwies sich aber

als durchaus frei von jedem Rechenfehler. Juda gesellte sich wirklich zu ihr, und der Verkehr blieb nicht ohne Folgen. Thamar hatte sich als Lohn ihres Dienstes einen Ziegenbock versprechen und zur Sicherheit dafür, daß sie diesen auch wirklich erhielt, ein Pfand geben lassen. Juda war ein ehrlicher Mann, der sein Versprechen halten wollte; deshalb schickte er seinen Freund Adullam aus, der das Pfand einlösen sollte, dies aber nicht konnte, da Thamar nach dem Abenteuer ihre Verkleidung abgelegt und ihre Witwentracht wieder angezogen hatte. Die ganze Geschichte war von Niemandem bemerkt worden; deshalb konnte Adullam auch nur erfahren, daß überhaupt keine Hure in der Gegend gewesen sei. Er berichtete das dem Juda, der antwortete: Sie mags behalten (das Pfand); sie kann uns doch nicht Schande nachsagen, denn ich habe den Bock gesandt, nur hast du sie nicht gefunden.

Man darf diese Worte nicht mißverstehen. Sie wollten nicht etwa besagen, daß es als eine Schande für den alten Mann hätte gelten können, sich mit der ersten besten Prostituierten, die er am Wege fand, eingelassen zu haben, sondern die Schande hätte nur darin bestehen können, daß er den vereinbarten Lohn nicht gezahlt habe. Das also beweist doch wieder, daß die Prostituierten keineswegs rechtlos waren, sondern darauf rechnen durften, daß ihnen das, was ihnen für ihr Entgegenkommen als Lohn versprochen worden war, auch unter allen Umständen als ein ehrlich verdientes Äquivalent zugebilligt werden mußte. Das ist aber schon ein Beweis dafür, daß man diese Geschöpfe nicht blos zur augenblicklichen Befriedigung seiner Lüste ausnutzen durfte, sondern daß das Ver-

hältnis als ein reines Rechtsverhältnis anerkannt wurde.

Nun kommt allerdings ein weiteres Moment in die Erzählung. Als Juda schließlich hört, daß seine Schwiegertochter Thamar durch Hurerei schwanger geworden war, verlangte er, daß sie vor ihn geführt werde, damit er sie verbrennen lassen könne. Das sieht wohl auf den ersten Blick so aus, als ob die Prostitution als ein so schweres Laster verabscheut worden sei, daß darauf die grausame Strafe des Verbrennens angedroht gewesen sei. Dieser Schein kann freilich, wie gesagt, nur auf den ersten oberflächlichen Blick erweckt werden. Wäre er begründet, dann hätte Juda nicht die Schande, die ihm unbekannte Meretrix nicht bezahlt zu haben, fürchten müssen, denn die Dirne wäre ja dem Feuertode verfallen gewesen, wenn sie ihr Tun zugegeben hätte. Das Verbrechen hätte vielmehr nur darin bestanden, daß Thamar als Witwe — sie war die Schwiegertochter des Juda — nicht das einer Ledigen erlaubte und eine Ledige nicht schändende Gewerbe einer Prostituierten betreiben durfte.

Das zweite Beispiel betrifft die Rahab in Jericho, die direkt als Hure, also als Prostituierte bezeichnet wird. In deren Haus kamen die Kundschafter, die Josua nach Jericho gesendet hatte, damit sie eine Gelegenheit ausfindig machen sollten, die es den Kindern Israel gestattete, diese Stadt zu erobern. Der Besuch bei der Rahab war nicht unbemerkt geblieben. Der König selbst schickte zu dem Weibe und ließ um die Herausgabe der fremden Männer bitten. Wäre die Prostitution damals in Jericho, wo sie übrigens stark

verbreitet war, für ein großes Übel gehalten worden, so würde der König wohl keine Umstände mit dieser Person gemacht haben; er tat es aber und tat es mit demselben Respekt, den er dem besten seiner Untertanen erwiesen haben würde. Rahab war also der Meinung, daß gegen die Kinder Israel, die schon so wunderbar aus den schwierigsten Lagen befreit worden waren, doch nicht zu kämpfen sei, daß ihnen vielmehr auch bei einem Unternehmen gegen die Stadt das Glück, das sie durch große Wunder bisher begünstigt hatte, wohl treu bleiben werde. Deshalb beschützte sie die beiden Israeliten, versteckte sie in ihrem Hause und erklärte den Boten des Königs, die beiden Männer seien wohl bei ihr gewesen, sie hätten sich aber, als die Tore der Stadt geschlossen wurden, bereits wieder entfernt. Man möge ihnen nur schnell Reiter nachsenden, die sie wohl auf jeden Fall noch erreichen würden, da die Fremdlinge, die zu Fuß nicht so schnell vorwärts kommen könnten wie die Reiter, noch keinen allzu großen Vorsprung haben könnten, Man glaubte diesen Worten und befolgte den Rat.

Rahab aber ließ dann am späten Abend die Kundschafter aus ihrem Hause, das auf der Stadtmauer stand — die alten Stadtmauern waren in der Regel außerordentlich breit angelegt —, an einem Seile ins Freie und ließ sie einen andern Weg einschlagen, nachdem ihr die Männer gelobt hatten, daß bei der Eroberung der Stadt ihr Haus und ihre ganze Familie geschützt werden sollte, möchten auch die übrigen Häuser und die ganze Einwohnerschaft vernichtet werden. Als dann Jericho wirklich von den Israeliten erobert worden war, da verbanneten die

Israeliten alles, was in der Stadt war, mit der Schärfe des Schwertes, Mann und Weib, jung und alt, Ochsen, Schafe und Esel.

Der Schwur, den die Kundschafter der Rahab getan hatten, wurde auf Befehl Josuas gehalten. Die Stadt wurde verbrannt. „Rahab aber, die Hure, samt dem Hause ihres Vaters und alles, was sie hatte, ließ Josua leben. Und sie wohnet in Israel bis auf diesen Tag, darum, daß sie die Boten verborgen hielte, die Josua zu verkundschaften gesandt hatte gen Jericho.“ Es könnte ja nun freilich so aussehen, als habe es sich hier um eine große Ausnahme gehandelt, d. h. als habe man die Rahab nur deshalb leben lassen, um sie für den Dienst zu belohnen, den sie den Israeliten erwiesen hatte. Das trifft aber keineswegs zu. Man hätte ja, wenn es darauf angekommen wäre, den Schwur zu halten, die Rahab und ihre Familie einfach leben und laufen lassen können. Es wird aber mit offenbarem Behagen und breiter Betonung erzählt, daß sie bei Israel wohnte bis auf diesen Tag, also für ihr ganzes Leben. Das war ihr weder zugeschworen, noch hätte die Rahab diese Gastfreundschaft auch nur annehmen können, wenn es wahr wäre, daß jede Prostituierte als ein verlorenes, verkommenes oder gar als ein verabscheuenswertes Geschöpf gegolten hätte. Wäre dies der Fall gewesen, dann hätten die Kundschafter erstens überhaupt wohl nicht das Haus der Rahab aufsuchen, zweitens aber ihr nicht einen so weitgehenden Schwur leisten dürfen. Dazu möchte ich doch auch besonders betonen, daß die Bibel doch wahrlich nicht den Sieg der Kinder Israels als ein Werk der „Hure Rahab“ ansieht, sondern als eine

Fügung Gottes, der ja auch bei der Eroberung dieser Stadt in wunderbarer Weise den Sieg herbeiführte, der die ganze Sache von Anfang leitete und der doch schließlich, da seine Hand die Geschicke der Völker führte, auch die beiden Kundschafter geführt und gerettet hatte, geführt ins Haus der Rahab, gerettet durch die Rahab. Ich meine, die ganze Geschichte zeigt, daß die Prostibula nicht nur in Jericho, sondern auch in Israel nicht als eine Persona mala angesehen wurde, ja daß sie wohl nicht einmal zu der Sorte von Menschen gerechnet wurde, denen man im alten Rom die Worte „levis notae maculae" anhängte, d. h. die zu den anrüchigen Leuten gezählt wurden.

Es verdiente auch Beachtung, daß die Rahab mit ihrer ganzen Familie, Vater und Mutter usw. geschont wurde, daß die Familie die „Hure" duldete und mit dieser geduldet wurde. Es ist allerdings nicht gesagt, daß auch diese Familie mit in Israel gelebt habe; man darf dies aber doch wohl annehmen. Davon aber, daß die Familie durch den Erwerb der Tochter geschändet oder durch die Duldung dieses Erwerbes strafbar geworden wäre, ist garnicht die Rede, im Gegenteil. Wir ahnden dagegen eine solche Duldung von den Eltern mit Zuchthausstrafen.

Schon Moses, der doch an sich gegen die Prostitution geeifert und die Unsittlichkeit verabscheut und verboten hatte — gerade nach dem schönen Spruch, den ich an die Spitze dieses Kapitels gestellt habe —, sah selbst ein, daß nach dieser Richtung hin sein Eifer resultatlos blieb und auch schließlich bleiben mußte, weil die Natur orientalischer Völker sich noch viel weniger einschnüren und in Enthaltsamkeitsgebote

fügen läßt als die der sog. „kühlen Abendländer“. Man versuche es nur gefälligst, den „kühlen“ Abendländern den sexuellen Verkehr zu verbieten oder, was für viele Leute auf dasselbe hinauslaufen würde, ihn nur in der Ehe zu gestatten. Wer dieses Verbot mit vollem Erfolg ergehen lassen könnte, der hätte eine Leistung vollbracht, gegen die alle Großtaten der Welt zusammengenommen klein erscheinen würden. Ich meine damit nicht etwa, daß ich diese Tat für die verdienstlichste oder selbst nur für eine nützliche halten würde, sondern ich will nur sagen, daß sie in meinen Augen etwas völlig Unmögliches darstellt. Zu dieser Überzeugung ist aber Moses auch gekommen, ja er hat sich wohl gesagt, daß ein striktes Verbot nicht einmal nützlich, sondern im Gegenteil viel eher schädlich sei. Deshalb bequemte er sich doch dazu, den Verkehr jüdischer Männer mit fremden Dirnen zuzulassen; er hat ihn erlaubt, und es ist deshalb, wie ich auch aus anderen Stellen des Alten Testamentes z. B. über die Opfer nachweisen kann, ganz entschieden nicht göttliche Inspiration, was in den Büchern Mose steht und sich teilweise nicht halten lässt, teilweise durch andere Stellen widerlegt ist. Daß Moses sonst gerade den Verkehr zwischen Juden und heidnischen Weibern nicht dulden wollte, weil er, übrigens mit vollem Rechte fürchtete, daß der Glaube der Seinen erschüttert werden könnte, wie dies ja sehr oft wirklich geschah, habe ich schon an anderer Stelle betont. Jedenfalls liegt die Sache so, daß Moses den Besuch der israelitischen Männer bei heidnischen Völkern nicht leiden wollte, daß er aber gegen den Besuch heidnischer Meretrices in Israel nichts hatte. Die Episode von Jericho spielte

aber nach Moses. Ich betone dieses noch ausdrücklich, damit mir der Einwand, ich kenne etwa das ältere mosaische Gesetz nicht genügend, von Anfang an erspart bleibt. Ich kann nun wohl die biblischen Nachweise verlassen, obwohl sie noch keineswegs erschöpft sind.

Daß im Altertum die Prostitution im Orient nicht als schändend oder anrüchig galt, beweist die Tatsache, daß sie bei einigen Völkern geradezu zum religiösen Kult gehörte, so daß also viel eher das für eine Ehre galt, was wir für die tiefste Schande halten. Das gilt natürlich nur mit der Einschränkung, daß lediglich die religiöse Prostitution dabei in Frage kommen kann, neben der es noch eine profane gab, die gewiß ihre „Priesterinnen" nicht adelte, sie aber auch nicht herabsetzte.

Im alten Babylon forderte der Mylitta-Kult die Prostitution der Töchter Babels. Mylitta war eine Naturgottheit, etwa das, was bei den Griechen Aphrodite, bei den Römern Venus war. Das assyrische Wort „mu' allidat", das so viel heißt, wie die Gebärende, läßt darauf schließen, daß man die Liebe in Babel außerordentlich realistisch auffaßte, und es ist deshalb kein Wunder, daß auch der Kult der Mylitta nicht bloß in einer platonischen Verehrung und ehrfurchtsvollen Anbetung bestand, sondern daß man, wie dies ja auch in Griechenland und Rom der Fall war, den Kult etwas drastischer und der Bedeutung der Göttin entsprechend gestaltete. Herodot überliefert uns, daß im alten Babylon jedes Weib gezwungen gewesen sei, sich einmal im Tempel der Mylitta zu prostituieren. Es mag dahingestellt bleiben, ob dies „einmal" bedeuten

sollte, einmal im Leben, oder, wie andere Autoren meinen, einmal in jedem Jahre. Jeder Fremde hatte das Recht, in den Tempel zu gehen und ein solches Opfer zu verlangen. Er mußte dafür natürlich bezahlen, was die Priesterschaft des Tempels verlangte, und wir haben bereits gesehen, daß in Babel die Priester ausgezeichnete Geschäftsleute waren. Die gezahlte Summe erhielt aber nicht das Weib, das sich prostituiert hatte, sondern sie kam dem Tempel zu, vielmehr wieder den Priestern, die deshalb wohl eifrigst bemüht gewesen sein werden, aus der Tempel der Mylitta eine Art Bordell zu machen. Jedenfalls haben diese Priester mit feuriger Beredsamkeit dem Volke gepredigt, daß eine fleißige Religionsübung Segen bringe, und daß es deshalb verdienstlich sei, der Göttin Mylitta zu huldigen. Diese Ermahnungen scheinen denn auch auf recht fruchtbaren Boden gefallen zu sein, kein Wunder, wenn es verdienstlich und fromm war, das Nützliche mit dem Angenehmen in eine so schöne Harmonie zu bringen.

Einer Göttin der Liebe und der Fortpflanzung ein Opfer zu bringen, das gerade in dieses Ressort hineinpaßte, ihr die Keuschheit als das höchste Gut, das ein Weib besitzen konnte, zu opfern, das ist bei aller scheinbaren Absurdität doch in Wirklichkeit ein außerordentlich naheliegender Gedanke. Daß er mindestens dem Orientalen sehr natürlich vorkommen mußte, beweist seine gewaltige Verbreitung. Es war allerdings, da zu einem solchen Opfer immer zwei Personen gehören, wenn es nicht in der Weise der Bewohner von Goa gebracht werden sollte, die ihre Jungfrauen einer Elfenbeinfigur vermählten, die Frage, ob die Priester

allein die Opfer „annehmen“ sollten, oder ob es angängig sei, daß im Tempel die opferlustigen Weiber sich profanen Männern hingäben, um der Göttin die Keuschheit zu opfern, wie dies die geschäftsgewandten und klugen Priester der Mylitta zuließen, vielleicht auch zulassen mußten, weil ihnen die Opferfreudigkeit der babylonischen Damen über den Kopf wuchs.

In Persien kannte man diesen Liebesgöttinnenkult ebenso wie in Babylon. Dort hieß die Göttin Anäitis. Der Kult war derselbe, und die Laien waren den berufenen Dienern der Göttin, den Priestern, völlig gleich in dem regen Eifer, beim Opfer den Administrantenposten auszufüllen, nur daß der Laie für seinen religiösen Eifer „bluten“ mußte, während der Priester nur seine Bemühungen in die Wagschale warf und nicht nötig hatte, sich von irdischen Gütern zu trennen. Es mußte doch wenigstens einen Unterschied zwischen Laien und Priestern geben, sonst wäre die ganze Religion nicht wertgewesen, daß ein Sterblicher sich in ihren Dienst stellte.

Gehen wir weiter durch die einzelnen Gebiete des Orients, so finden wir fast überall die gleiche fromme Sitte, die allerdings der orientalischen Lüsternheit besonders zusagte. Das, was des Herzens Neigung diktiert, in ein religiöses Dogma als Vorschrift zu fügen, das ist stets die vornehmste Taktik aller derer gewesen, die bemüht waren, einem religiösen Kult Anhänger zu gewinnen, oder Anhänger zu erhalten. Es ist deshalb schon ein Akt der Klugheit gewesen, einen Brauch, der an einem Orte große Begeisterung erweckte, auch in die eigene Gemeinde zu verpflanzen. Ich habe die Wichtigkeit dieser weisen Vorsicht schon bei der Be-

sprechung der Dionysien und des Phalluskults gezeigt. Sie konnte auch bei dem Kult der Göttinnen der Liebe nicht ausbleiben, wollte man nicht, daß z. B. die Perser lieber der Mylitta als der Anäidis, die Phönizier lieber diesen beiden als ihrer Astarte dienten usw.

So haben dann auch die Griechen und Römer ihrer Aphrodite und Venus treu und rastlos gedient und zwar ziemlich genau nach babylonisch-orientalischer Schablone. Es ändert sich der Name der Göttin, der Kult ist derselbe und bleibt derselbe. Ich komme wohl auf Rom und Griechenland noch zurück; vorher möchte ich noch tiefer in den Orient eindringen und feststellen, daß es auch in Indien mit der religiösen Prostitution nicht anders bestellt war als in den bisher erwähnten orientalischen Ländern. Indien ist gerade deshalb das für dieses Thema interessanteste Land, weil dort der alte Brauch sich am längsten gehalten hat. Das Babylon des Altertums, das Phönizische Reich, Persiens alte Herrlichkeit — alles ist hingesunken in den Staub, und die alten Kulturen gehören einer Vergangenheit an, die soweit zurückliegt, daß der Blick kaum bis in jene Fernen heranreicht. Andere Völker, andere Sitten und besonders andere Religionen herrschen heute in jenen Gebieten, in denen einst die Göttinnen der Liebe ihre begeisterten Verehrer und Verehrerinnen fanden. Man huldigt zwar auch jetzt noch in jenen Ländern der Liebe, bringt ihr Opfer und weiht ihr das Leben, aber die Göttinnen der Liebe, an die man glaubte und denen man zu dienen meinte, wenn man das tat, was nach unserer Ansicht Sünde oder eher eine Beleidigung der Gott-

heit als ein Dienst ist, die sind vergangen und wohl auch vergessen. Sie transit gloria mundi.

Anders in Indien, wo weder das Christentum noch der Prophet die alte Religion des Landes über den Haufen zu rennen vermochten, weil die indische Religion in der Tat wesentlich reichere geistige Schätze und befriedigende Lehren bietet als das alte Heidentum mit seinen doch geradezu sündhaft menschlich gedachten Göttern und Gottheiten. Indien ist konservativer, es ist auch vor allen Dingen — weil abseits vom Schusse — nicht so intensiv in die Händel dieser Welt hineingezogen worden und hat schon deshalb seine Eigenart und seine Sitten viel besser bewahren können. Nun, und Indien hatte und hat noch die Dewedaschies, diese Dienerinnen der Gottheiten, die von den Portugiesen Bajaderen benannt wurden und unter dieser Bezeichnung auch für das übrige Europa bekannt geworden sind. Diese Dewedaschies hatten ebenfalls die Pflicht, sich im Tempel preiszugeben; das erforderte der Kult, ja das war ein Teil des religiösen Kults selbst, und deshalb war diese Prostitution so ähnlich wie Wagner den Spaziergang mit Dr. Faust bezeichnet, sie war nämlich auch ehrenvoll und brachte Gewinn. Gewinn freilich nur für die Seele oder für den Tempel, nicht für die — ich will mich an den bekannten Ausdruck halten — Bajadere. Mindestens waren diese leiblichen Opfer bei den Bajaderen, die dem Kaam, dem tückischen Gotte der Liebe, dienten, geradezu selbstverständlich. Ebenso wie man in Babylon der Mylitta Opfer brachte, die völlig deren Wirken entsprachen, konnte man auch bei den Hindus dem Gotte der Liebe nur Liebesopfer darbringen. Der

Unterschied war nur der, daß in Babylon, auch in anderen Orten des Orients, alle weiblichen Wesen verpflichtet waren, sich zu Ehren der Gottheit hinzugeben, während in Indien nur die berufenen Dienerinnen der Gottheit zu solchen Opfern die Befugnis hatten. In Indien waren es deshalb auch nur die Priester, die bei derartigen Opfern die Rolle des Mitwirkenden übernehmen durften. Das erklärt sich wieder aus dem Umstand, daß die verhältnismäßig geringe Anzahl von Bajaderen wohl an die Priester keine allzugroßen Anforderungen stellte, wie die gesamte weibliche Bevölkerung einer Riesenstadt sie gestellt haben wird.

Wenn man schlechthin von Bajaderen spricht und damit alle die versteht, die sich durch Tanzen usw. ihren Unterhalt erwerben, gleichviel ob sie Tempeldienerinnen oder profane Tänzerinnen waren, so ist es wohl erklärlich, daß daraus eine Begriffsverirrung entstehen mußte, die völlig die Bedeutung der einzelnen Berufsgruppen übersehen läßt. Die erste Klasse bildeten sicherlich nur die eigentlichen Dewedaschies, also die weiblichen Götterdienerinnen. Die vornehmsten Dewedaschies erfreuten sich ganz besonderer Auszeichnungen, sie galten als edle Damen und standen unter dem Schutze des Publikums. Sie waren von der Außenwelt abgeschieden und durften niemals für profane Feierlichkeiten Tänze ausführen. Dagegen war es ihnen gestattet, sich einen Geliebten zu wählen, der aber den ersten beiden Hindukasten angehören mußte. Wohl stets war der Geliebte ein Tempelbramine, der täglich die Auserkorene in ihrer Zelle besuchen und sich nach Herzenslust mit ihr erfreuen durfte. Es scheint dieser sexuelle Verkehr nicht nur

ein Recht sondern sogar eine religiöse Pflicht der Dewedaschies gewesen zu sein, also eine religiöse Prostitution. Die zweite Klasse der Dewedaschies war noch günstiger gestellt, sie galt aber wohl nicht für so heilig wie die erste Klasse. Diese Dewedaschies waren in der Auswahl ihrer Liebhaber unbeschränkt. Sie durften wählen, soviele sie wollten, und sie waren auch nicht gezwungen, nur bestimmte Kasten zu bevorzugen. Dann aber ließen sie sich gut bezahlen. Sie durften auch öffentliche Lustbarkeiten und private Festlichkeiten durch ihre Künste verschönen und sich für diese Leistungen gut bezahlen lassen. Die Dewedaschies durften schließlich bei keinem Feste fehlen, und sie sollen nicht selten geradezu Reichtümer gesammelt haben. Daß sie dabei zu wirklichen Freudenmädchen wurden, das tat ihrem Ansehen nicht den geringsten Abbruch. Wie sollte es auch? Das, was als eine religiöse Pflicht der Bajaderen galt, das konnte doch nicht plötzlich als ein schändendes Laster gelten, bloß weil nicht der Tempelbramine sondern irgend ein Privatmann die Früchte des „Opfers" brach. Man dachte gar nicht daran, in der Hingabe etwas Unsittliches oder gar etwas Schändendes zu sehen, und der Umstand, daß die Bajaderen Zahlung heischten, was sie ja wiederum mit Erlaubnis der Priester taten, konnte nach der Ansicht der Hindus bei der Beurteilung ihres Handelns gar keine Bedeutung haben.

Nun gab und gibt es aber auch noch einfache, ich möchte sagen, private Bajaderen, die in gar keinem Verhältnis zum Tempel standen, sondern auf eigene Rechnung tanzten und buhlten. Ob auf eigene Rechnung, das möchte ich nicht einmal behaupten,

denn in der Regel standen die Mädchen im Dienste einer älteren Dewedaschie, die ihnen Kleidung und Beköstigung gab, die Einnahmen aber für sich behielt und die Bajaderen nicht selten geradezu als Sklavinnen betrachtete. Es sind da eine ganze Reihe von Abstufungen zu verzeichnen, die aber alle die prinzipielle Übereinstimmung hatten, daß ihr Treiben niemals ihrer Ehre Abbruch tat.

Ich bin der Ansicht, daß die profane Prostitution, die im Orient gewaltige Ausdehnung genommen hat, meist aus der religiösen Prostitution hervorgegangen ist. Damit erklärt es sich dann auch ganz ungezwungen, daß dies Gewerbe nicht als schändend betrachtet wurde. „Sie duo idem faciunt, non est idem.“ Das gilt zwar sonst von der Prostitution in erster Linie. Es ist derselbe Akt, den der Mann und die Prostituierte gemeinschaftlich verrichten und doch soll es nicht dasselbe sein. Dem Manne erwächst an seiner Ehre aus einem derartigen Verkehr kein Abbruch; das Mädchen aber wird dadurch zum verworfensten Geschöpf, das man mit einem Fußtritt zur Tür hinausbefördern kann, wenn man es nicht mehr braucht. Der Orientale denkt in diesem Punkte anders; er ist gerechter, das kommt aber auch wohl daher, daß er an sich von den Weibern eine noch geringere Meinung hat als der Abendländer. Ihm ist das Weib weiter nichts als ein Werkzeug seiner Lüste, mag er es nun für immer in seinen Harem sperren, oder mag er es nur gelegentlich für seine Zwecke ausnutzen. In dem einen wie in dem andern Falle muß er zahlen, in dem einen wie in dem anderen Falle ist ihm das Weib nur Mittel zum Zwecke. In

der Regel. Die Fälle einer wirklichen Liebe, die etwa das ist, was wir im besten Falle darunter verstehen, sind Ausnahmen von der Regel.

Ich habe von einer religiösen und einer profanen Prostitution gesprochen und der Vermutung Ausdruck gegeben, daß die profane wohl an verschiedenen Orten sich aus der religiösen entwickelt habe. Daß dies nicht überall der Fall gewesen ist, liegt auf der Hand, einmal schon weil es nicht überall eine religiöse Prostitution gegeben hat, ferner weil die Entstehung der profanen gewissermaßen aus sich selbst heraus sich so außerordentlich leicht erklären läßt, daß man wohl sagen darf, sie hätte auf alle Fälle entstehen müssen. Der Sinnenrausch fragt nichts nach menschlichen Institutionen; er ist unabhängig von der Ehe, die selbst auch eine menschliche Institution ist, die deshalb je nach der örtlichen Auffassung und den örtlichen Verhältnissen stark variiert. Der Sinnenrausch ist da, ehe eine Eheabsicht entsteht, oft genug ohne solche oder sogar mit der festen Absicht, keine Ehe zu schließen. Da ist es denn sehr naheliegend, daß der sexuelle Verkehr auch ohne Ehe gesucht und gewährt wird, besonders wenn kleine oder größere Geschenke den weiblichen Teil geneigter machen, auf die Wünsche des Mannes einzugehen. Das erzieht dann — mutatis mutandis — die Prostitution ganz von selbst.

Als eine Art Übergang denke ich mir die griechische Aphrodite- und die römische Venusverehrung. Es war das nicht in dem Maße religiöse Prostitution wie in Babylon beim Mylittakult; aber auch nicht Prostitution im weltlichen Sinne. Einen starken religiösen Hintergrund hatte die Sache doch, wenigstens

zweifellos im Entstehungsstadium. Ich habe schon die Dionysien und Bacchanalien beschrieben und dargetan, daß diese auch Götterdienste waren, die natürlich, wie man dies übrigens bei jedem Götter- und Gottesdienst beobachten kann, mehr und mehr entarteten. Würde Christus heute auf unsere Erde zurückkehren, er würde die Kirche säubern, wie er einst mit der Geißel den Tempel reinigte. Er würde auch heute den schwersten Kampf nicht mit der „sündigen Menschheit" zu kämpfen haben, sondern – ? Ja, das ist das alte Lied. Die gesunde Idee eines Kults gleicht der schönen, zarten Wunderpflanze, die in den Garten versetzt wird, und die schließlich im Unkraut ersticken muß. Äußerliche Form, Menschendogma und schlimmere Dinge wie Selbstsucht, Herrschsucht usw. ersticken die Wunderblume des reinen Glaubens und an Stelle der innigen Gottesverehrung tritt ein hohles Gespenst, daß durch den äußerlichen Prunk und Pomp, durch die formelle Feierlichkeit, mit der es in die Erscheinung tritt, blendet, aber keine innerliche Befriedigung, keine innerliche Erhebung mehr gestattet, weil ihm die innerliche Wahrheit und Reinheit fehlt.

So war es bei den Dionysien und Bacchanalien des griechischen und römischen Altertums, so war es bei dem Aphrodite- und Venusdienst. Man soll sich nicht dadurch täuschen lassen oder selbst täuschen, daß man die Achseln zuckt und geringschätzig über das Heidentum lächelt, das doch so gar keine Berechtigung gehabt habe und dem denkenden Menschen nur ein Lächeln habe abgewinnen können. Wer das sagt, der hat damit das Geständnis abgelegt, daß er von dem rein innerlichen, d. h. an keine Form, an kein

Dogma gefesselten religiösen Empfinden eines Volkes keine Ahnung hat. Daß die naive Religiosität der Alten viel inniger, viel mehr Sache des Herzens war als jede andere, das ist nicht in Abrede zu stellen. Kein Unternehmen gab es, mochte es für die armselige Privathäuslichkeit des Einzelnen, mochte es für das öffentliche Staatswesen geplant sein, zu dem nicht die Hilfe der Götter angefleht und durch Opfer erreicht werden mußte. In der Regel holte man Orakelsprüche ein, die von Priesterinnen, wie es die Pythia des berühmten Delphi-Orakels war, vermittelt wurden, wobei diese Priesterinnen etwa dieselbe Rolle spielten, die die heutige „okkulte Wissenschaft" den Medien zuweist.

Auch der Dienst der Venus und Aphrodite wurde zunächst sehr ernst genommen; er wirkte keineswegs entsittlichend, wenn wir dies Wort nicht mit dem Maße messen wollen, mit dem die moderne, heuchlerische Prüderie jede wirkliche Sittlichkeit totzuschlagen bemüht ist, so daß auch hier die Wunderblume reinen Empfindens durch Disteln, die Hauptnahrung der Esel, und anderes garstiges Unkraut erstickt werden würde, wenn die Bemühungen gewisser Kreise, was erfreulicher Weise nicht der Fall sein wird, dauernde Erfolge haben könnten. Die gesunde Sinnlichkeit des Altertums — ich will gleich vorweg betonen, daß sie nicht lange sich dieser Gesundheit erfreuen durfte — war nichts weniger als Unsittlichkeit. Wenn das Altertum den Göttinnen huldigte, die ihnen die seligsten Freuden des Liebeslebens gewährte, die für die Erhaltung der Art sorgte, so war dies durchaus natürlich und — vom Standpunkte jener Anschauung aus

betrachtet — vernünftig. Daß dieser Kult entartete, und daß mit ihm die „gesunde“ Sinnlichkeit entarten mußte, das versteht sich für jeden objektiven Beurteiler von selbst, weil leider nichts in der Welt seine ursprüngliche Reinheit und Klarheit behalten kann. Die Menschheit strebt ständig der Vervollkommnung entgegen, sie sucht zu verbessern, zu veredeln und das, was sie für das Heiligste und Schönste hält, noch feierlicher und schöner zu gestalten. Das ist das leitende Prinzip. Daß der Erfolg nicht dem Wollen entspricht, das hat wieder darin seinen Grund, daß niemals das Heiligste und Schönste einer künstlichen Steigerung fähig ist, weil das Vollkommene eben nicht vollkommen wäre, wenn es auch den Komparativ oder Superlativ vertrüge. Man soll nun, so tief man es auch bedauern muß, daß menschlicher Aberwitz so viel verdirbt, wenn er es verbessern will, doch immer an das alte römische Wort denken: „Si absunt vires, voluntas est laudanda.“ Niemals sind sich die Weltverbesserer bewußt gewesen, daß ihre Idee Schaden bringen könne; niemals ist ein Dogma von Allen, die ihm das Wort redeten als eine Verschlechterung empfunden worden. Man soll deshalb den guten Willen der „Verbesserer“ annehmen, mag man ihr Tun auch noch so bedauern. Selbst ein Goethe hat den weisen Rat erteilt, an den Busen der Natur zurückzukehren, und doch hat er selbst sich ebenso wie die übrigen Menschen immer mehr von der Natur entfernt. Und hat es jemals Menschen gegeben, die diesen Rat befolgen wollten, nicht etwa weil er von Goethe erteilt war, was sie ja meist nicht einmal wußten, sondern weil sie selbst in ihrem Herzen die Notwendig-

keit empfanden, so sind sie gewöhnlich Fantasten gewesen, die völlig übersehen hatten, daß der Weg, den die Menschheit Jahrtausende lang gewandelt ist, nicht mit einem kühnen Sprung in einigen Sekunden rückwärts getan werden kann, und die auch nur in äußerlichen Formen parodierten und deshalb mit vollstem Rechte Gegenstand des Spottes und Gelächters wurden. Vor allen Dingen soll man nicht glauben, daß es ein Ideal sein könnte, auf das Niveau der Höhlenbewohner zurückzukehren. Das sind Utopien. Da es lächerlich wäre, den Segen einer gesunden Kultur und Vervollkommnung zu leugnen, da aber jede Kultur und jeder Fortschritt uns von der Natur entfernen müssen, sofern wir in der Natur nur das verstehen wollen, was die Menschheit war, als sie noch „in Kinderschuhen" steckte — in Wirklichkeit gab es natürlich keine Schuhe —, so sind das Probleme, die niemals der Lösung mit Erfolg entgegengebracht werden können.

Kommen wir also zum Kult der Liebesgöttinnen zurück, und machen wir uns mit dem Gedanken vertraut, daß dieser Kult, jemehr er entwickelt wurde, desto mehr entarten mußte, so finden wir unschwer die Überleitung zur weltlichen, profanen und abscheulichsten Prostitution. Ich möchte einen weiteren Schritt in dem griechischen Hetärenwesen sehen. Das war nicht Prostitution in des Wortes übelster Bedeutung. Es ist nicht gut möglich, die vulgäre Straßendirne und die Hetäre des alten Griechenlandes in einen Topf zu werfen, mag dies auch für enragierte Sittlichkeitsfexe ein Kinderspiel sein. Das Hetärenwesen war in seinen Anfängen eine Institution, der ein gewisser Idealismus nicht abgesprochen werden darf. So hoch die grie-

chische Kultur auch über die anderen Länder emporragte; sie war doch — das möchte ich den orientalischen Ballast nennen — dadurch beeinträchtigt, daß sie der Frau eine zu niedrige Rolle im öffentlichen, ja sogar im häuslichen Leben zuteilte. Die Frau war da, dem Manne Nachkommen zu schaffen, die als legitime zu gelten hatten, sonst hatte sie weder eine gesellschaftliche, noch sonst eine Bedeutung. Das in einem Lande des frohen Genießens, in dem doch wahrlich das ewig Weibliche etwas mehr sein mußte als das bloße Instrumentum pollutionis, denn sonst wäre die Kultur, der hohe Geistesschwung wohl menschlich nicht verständlich gewesen, mindestens nicht mit der heiteren Lebenslust der Griechen, die ihre Göttinnen ebenso verehrten wie die Götter, in Einklang zu bringen. Die griechische Frau war allerdings ihrer Bildung nach durchaus nicht geeignet, dem Manne eine geistige Anregung zu bieten. Daß man in Griechenland diesen Mangel nicht beseitigt hat, daß man ausschließlich auf die körperliche Ausbildung und Gesundheit der Frauen Gewicht legte und bemüht war, kräftige und gesunde Mütter als die Garantie für ein künftiges kräftiges und gesundes Geschlecht zu schaffen, würden wir nach heutiger Ansicht sehr wohl die Neigung haben, als schweren Vorwurf zu erheben. Zwar nicht ganz mit Recht, wenn anders man Jemandem nicht etwa noch daraus einen Vorwurf machen will, daß er nicht die Fähigkeit besitzt, nach Belieben aus seiner Haut herauszuschlüpfen. Das Altertum kannte es eben nicht besser und das orientalische Altertum ganz besonders nicht. Es kam eben der Ehefrau nicht zu, durch ihre geistigen Gaben die

Gesellschaft zu fesseln und mit anderen Männern zu flirten — um dies abscheuliche Dictum nun einmal zu gebrauchen. Es konnte, mit einem Worte gesagt — die Ehefrau nicht Mittelpunkt des geistigen Lebens sein, denn das wäre mit den Ansichten über Pflichten und Aufgaben einer Ehefrau nicht vereinbar gewesen, wiederum nach dem Status jener Zeit mit vollstem Rechte.

Wollte man aber die Frau wirklich in den Mittelpunkt des geistigen Lebens treten lassen, so konnte sie sicher nicht Ehefrau sein; sie war nur als Freundin, nicht als Frau vorstellbar. Als Freundin, — als Hetäre — war dem weiblichen Individuum Gelegenheit geboten, gesellschaftliche Triumphe zu feiern. Das läßt nun wieder mit Notwendigkeit den Schluß zu, daß es unbedingt den Frauen auch im Altertum schon möglich war, sich eine glänzende Bildung zu erwerben, denn diese war für die Hetäre unerläßlich. Sie fesselte durch ihren Geist und ihre Unterhaltungskunst, die immer etwas höhere Anforderungen stellte als der übliche Gesellschaftsschliff, der es ermöglicht, angenehm und anziehend über die hohlsten und nichtigsten Dinge des Lebens hinwegzutänzeln. Die Hetäre konnte den geistig hochstehenden Griechen genügen. So war die Hetäre ursprünglich eine Priesterin des geistigen Verkehrs. Ich habe aber schon wiederholt gesagt, dass jedes Ding, jede Institution durch ihre weitere Entwicklung entartete und einbüßte. Auch das Hetärentum wurde zu nichts als zu einer verfeinerten Prostitution und die Hetäre lernte außer anderen, der Unterhaltung dienenden Künsten, vor allen Dingen die, ihre Freunde in der unerhörtesten

Weise auszunutzen und auszuplündern. Sie wurden dabei allerdings reich, und da der Reichtum besticht und adelt, so tat dies ihrem Ansehen und ihrer Bedeutung zunächst keinen Abbruch, es war aber doch der wichtigste Schritt zur profanen Prostitution in ihrer widerlichsten Bedeutung. Daß die Hetären in der Tat eine Rolle spielten, die weit über die einer gewöhnlichen Prostituierten hinausging, beweist wohl schon die Tatsache, daß Perikles, obwohl er verheiratet war, mit der Hetäre Aspasia in dauernde Verbindung trat und diesen Verkehr in keiner Weise zu bemänteln suchte. Ich nenne den Perikles nicht allein deshalb, weil sein Name bis auf den heutigen Tag als einer der bedeutendsten bekannt geblieben ist, sondern auch deshalb, weil Perikles der erste Ehemann war, der öffentlich mit einer Hetäre verkehrte, aber bald so viele Nachahmer fand, daß Nietzsche mit Recht schreiben konnte, im alten Griechenland seien die Ehefrauen dazu da gewesen, dem Manne Kinder zu schenken; die viel edlere Aufgabe, den Mann zu unterhalten und zu vergnügen, habe die Hetäre zu erfüllen gehabt. Perikles war in der Tat die geeignetste Person, eine solche Neuerung einzuführen. Er bekämpfte die Aristokratie, damit zugleich eine Menge Vorurteile. Er setzte es durch, daß dem Volke aus dem Staatsschatze Schenkungen gewährt wurden. Er tat viel für Kunst und Wissenschaft, war der glänzendste Redner, der je gelebt hat, und schwang sich geradezu zum Alleinherrscher über das so unabhängige Athen auf. Perikles wurde natürlich viel von seinen Landsleuten angefeindet, und man suchte ihn noch dadurch zu verletzen, daß man seine Freundin Aspasia beschul-

digte, sie habe ihm eine ganze Anzahl freier Weiber verkuppelt. Er selbst übernahm mit seiner glänzenden Beredsamkeit die Verteidigung der Hetäre und erzielte auch ihre Freisprechung.

Gerade die Geschichte des Perikles — ich meine nicht die seiner politischen Bedeutung — ist für mein Thema von hervorragender Wichtigkeit. Schon der Umstand, daß ein solcher Mann, der beste Kopf seiner Zeit — seine höchste Blüte fällt in die Zeit von Cimons Tod ab (449 v. Chr.) und hielt eigentlich bis zu seinem Tode (429) an —, überhaupt eine Hetäre seines vertrauten Umganges würdigte, daß er die Freundschaft mit ihr nicht allein aufrecht erhielt, sondern sie auch vor aller Welt bekannte, beweist klar und deutlich, eine wie wichtige und doch sicherlich nicht verächtliche Stellung die Hetären in jener Zeit einnahmen. Die Anklage gegen die Hetäre Aspasia selbst ist wiederum für die kulturhistorische Forschung erheblich wertvoller, als dies auf den ersten Blick erscheinen will. Nicht daraus machten ihr die rachsüchtigen Athener einen Vorwurf, daß sie Hetäre oder daß sie öffentlich als Freundin des Perikles bekannt war, und Perikles selbst betonte dieses Verhältnis noch dadurch ganz besonders, daß er öffentlich mit Feuer und Begeisterung als Verteidiger der Aspasia auftrat. Es ist also weder in dem Stande der Aspasia, noch in ihrem Freundschaftsbunde etwas Anstößiges gefunden worden. Strafbar sollte die Hetäre sich nur dadurch gemacht haben, daß sie ihrem Freunde Frauen in kupplerischer Absicht zugeführt habe. Wenn man dies annahm, mußte man eigentlich wohl von dem Gedanken ausgehen, daß der Verkehr einer Hetäre mit einem

Manne an sich eine harmlose Sache sei, denn hätte man einen sexuellen Verkehr als den wesentlichen Zweck des Verkehrs betrachtet, so würde doch wohl schwerlich damit die Annahme vereinbar gewesen sein, daß Aspasia für ihren Geliebten auch andere Frauen bereit gehalten haben sollte. Viel wahrscheinlicher wäre diese Anklage gewesen, wenn festgestanden hätte, daß das ganze Verhältnis nichts weiter gewesen sei, als ein harmlos freundschaftlicher Verkehr, in dem Perikles lediglich geistige Genüsse suchte und fand, sodaß Aspasia ihm ohne Eifersucht und ohne sonstige Bedenken für seine sexuellen Begierden andere Frauen zuführen konnte.

Man ersieht weiter daraus, daß die Kuppelei als eine sehr ernste Straftat angesehen wurde, die aber nicht dem zur Last fiel, der sich der Kupplerin bedient hatte, sondern lediglich für die Kupplerin verhängnisvoll werden konnte. Wäre Perikles als Mitschuldiger angesehen worden, so würde er nicht in der Lage gewesen sein, die Hetäre zu verteidigen, sondern er hätte dann mindestens sich selbst mit verteidigen müssen. Es kann nach alledem mindestens zu jener Zeit die Hetäre nicht in einem so üblen Rufe gestanden haben, wie oft angenommen wird. Das ist auch aus anderen historischen Daten zu entnehmen und wird weniger befremden, wenn man erwägt, zu welcher Machtfülle bis in die neueste Geschichte hinein zuweilen fürstliche und königliche Maitressen gelangten, die, wie einst die Hetären des alten Griechenlands, die rechtmäßige Gattin ihrer Galane bis in das dunkelste Nichts zurückdrängten, ihr die Rolle der legitimen Spenderin des Thronerben überließen, selbst aber den

Herrscher und damit zugleich das Land regierten, gefeiert und verehrt von der Schar der Höflinge, die allerdings eigentlich noch feiler war als die Maitresse, umworben und verhätschelt von den Würdenträgern und den Großen des Reiches, die nur mit dem Willen und der Genehmigung des Buhlweibes ihr Amt behalten und dessen Pflichten ausüben konnten.

Das Altertum, das von dem Vorurteil der Ebenbürtigkeit noch nicht angekränkelt war, konnte sogar einen großen Schritt weiter gehen als das zeremonielle Zeitalter z. B. der französischen Ludwigs-Monarchien. Die Hetäre Thais war die Geliebte Alexanders. Ihre diesem Bund entstammenden Kinder wurden als vollberechtigte Erben Alexanders angesehen, so daß ihr Sohn Erbe des Ptolemäischen Thrones, ihre Tochter Königin von Cypern werden konnten. Das ist ein Beispiel unter vielen. Nicht selten wurden Hetären von den Herrschern geradezu königliche Ehren erwiesen. Bekannt ist die Stellung der Myrina am Hofe des Demetrius. Welche Reichtümer eine Lais, eine Phryne erwarben, ist bekannt, und besonders von der Lais werden Geschichten der Nachwelt überliefert, die lebhaft an die Schrullen und Capricen einer modernen Welt- oder auch meinetwegen Halbweltdame erinnern. Die Phryne machte von ihren Schätzen — ich meine natürlich nicht die lebenden — einen edleren Gebrauch als die Lais. Als Theben zerstört worden war, bot sie den Thebanern an, die Stadtmauern auf ihre Kosten wieder aufbauen zu lassen, gewiß ein hochherziges Anerbieten, das wohl ebenfalls nicht hätte gemacht werden können, wenn die Hetäre gar so verachtet gewesen wäre. Es kam übrigens durchaus nicht so selten vor,

daß Hetären sich als patriotisch fühlende Wesen erwiesen. In Korinth wurden die Hetären geradezu als Retterinnen der Stadt gefeiert und verewigt. Als die Perser das kleine Griechenland mit ihren Riesenheeren bedrohten und auch der unerschrockene Mut des tapferen Volkes nicht die bangen Sorgen um den Ausgang des ungleichen Kampfes zu bannen vermochte da taten die korinthischen Hetären ein Gelübde, begaben sich in den Tempel der Aphrodite und beteten für das Wohl der Stadt, die auch wirklich gut fortkam, so daß man diese günstige Wendung auf das Gebet und das feierliche Gelübde der Hetäre zurückführte. Das „dankbare Vaterland", das in Griechenland wirklich dankbar war und sich auf diese Pflicht der Dankbarkeit nicht erst immer hundert Jahre nach dem Tode des verdienstvollen Mitbürgers usw. besann. widmete der Göttin eine Gedenktafel, die aber zugleich den Dank an die Hetären enthielt, denn diese waren auf der Tafel bildlich dargestelt. Es haben auch sonst Künstler und Schriftsteller es nicht verschmäht, die einzelnen Hetären der Nachwelt zu erhalten, oder doch wenigstens deren Angedenken. Auch das beweist wieder klar und deutlich, welche hervorragende Rolle diese oder doch wenigstens eine große Anzahl von ihnen im öffentlichen Leben des griechischen Altertums spielten, und daß es falsch ist, die gewöhnlichen Lustdirnen mit den Hetären in einen Topf werfen zu wollen. Die gefeiertsten Hetären waren auch durchaus nicht für jeden beliebigen Mann zugänglich; es wird von einigen sogar berichtet, daß die Freundschaft für ihren Freund bis über dessen Tod hinaus dauerte. So werden die Hetären Timandra und Theodola, die

dem großen Alcibiades das Leben verschönten, als sehr getreue und ergebene Personen geschildert, die ihrem Freunde auch nach dessem Tode ergeben und treu blieben.

Wenn man gleichwohl das Hetärenwesen als eine Art Prostitution gelten lassen will, so ist es mindestens die verfeinerte Prostitution bei einem geistig hochentwickelten Volke gewesen. Man verwechselt übrigens sehr leicht das Hetärenwesen mit der brutaleren Form der Prostitution, die es in Griechenland ebenfalls gab, und die schon zeigt, daß in Wirklichkeit die Hetäre doch etwas wesentlich anderes war als die eigentliche Lustdirne, die nach bestimmtem gesetzlichen Reglement lebte. Für die Lustdirne gab es besondere Häuser, die sog. Dikterien. Die Einrichtung des Dikterion wird dem weisen Solon zugeschrieben, der diese Institution geschaffen haben soll, um der sittlichen Verwilderung vorzubeugen oder diese mindestens in Bahnen zu lenken, die dem öffentlichen Wohle möglichst wenig schaden konnten. Wenn es wahr ist, daß Solon das Dikterion geschaffen und gesetzlich geregelt hat, so ist diese Institution erheblich älter als die Glanzzeit des griechischen Hetärenwesens, die ich von dem Zeitpunkt an rechne, an dem Perikles durch sein Beispiel den freien Verkehr zwischen angesehenen und verheirateten Bürgern und Hetären sanktionierte. Solon ist schon 639 v. Chr. geboren. Es ist nun allerdings nicht zu bestreiten, daß Solon recht guten Grund hatte, die abscheuliche Verwilderung, die in Athen um sich griff, zu bekämpfen und unschädlich zu machen, denn die Zustände arteten dergestalt aus, daß in der Tat ein besonnener und kluger Staatsmann

von ihnen den schließlichen Zusammenbruch des Staatswesens befürchten konnte. Das Dikterion war ein Bordell, das nach bestimmtem Reglement geleitet werden mußte, und in das nur Sklavinnen aufgenommen werden durften. Die Besucher hatten eine festgesetzte Summe zu zahlen und durften nicht ausgebeutet werden. Nach den Bestimmungen Solons sollten die Töchter der Athenienser überhaupt nicht ins Dikterion gebracht werden dürfen. Solon selbst ließ die Sklavinnen für diese Häuser im Auslande kaufen; die Kosten wurden durch die Zahlungen der Besucher gedeckt.

Ähnlich war das Prostitutionswesen im alten Rom geregelt. Auch dort war die Prostitution erlaubt, aber die Dirnen standen in tiefer Mißachtung. Man hatte, wohl nach griechischem Muster Freudenhäuser geschaffen, die sog. Lupanarien, die unter der Aufsicht der Ädilen standen, und die wohl ähnlich organisiert waren wie das vorbildliche Dikterion in Athen. Wie es scheint, ist in Rom das „notwendige Übel" nicht allzustreng beaufsichtigt gewesen. Neben den Dirnen, die in den Lupanarien untergebracht waren und diese nicht verlassen durften, gab es auch eine „wilde Prostitution", d. h. es trieben viele Weiber das Gewerbe auf „eigene Rechnung und Gefahr". Sie hatten keine bestimmte Wohnung, waren mindestens nicht an ein beaufsichtigtes Haus gebunden, sondern trieben sich umher und machten ihre Eroberungen, so gut und so schlecht es gehen wollte. Es scheint allerdings mehr gut als schlecht gegangen zu sein, denn die Prostitution nahm gewaltig zu und überflutete nicht selten die ewige Stadt in geradezu erschreckender Weise. Die vagabundierenden Dirnen — Meretrices und

Prostibulae — bildeten eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Ich meine nicht gerade für die öffentliche Sittlichkeit, denn an der war eigentlich herzlich wenig zu verderben, wohl aber für die öffentliche Sicherheit, denn die Meretrices und Prostibulae hatten einen ähnlichen Anhang, wie ihn die moderne Dirne an ihrem Zuhälter hat. Besonders unter den Kaisern nahm die Prostitution in einer Weise zu, die wohl kaum wieder erreicht, auf keinen Fall aber übertroffen werden kann. Die Lupanarien waren stets überfüllt, nicht allein die gewerbsmäßigen Lustdirnen drängten sich dahin, sondern es wurde ihnen auch seitens der römischen Damen eine starke Konkurrenz gemacht. Man würde es wohl nicht für möglich halten, wenn es nicht historisch festgestellt wäre, daß die vornehmsten römischen Damen, ja selbst die Kaiserinnen einen förmlichen Sport trieben, die Lupanarien aufzusuchen und sich dort den Männern preiszugeben. Gerade von einigen Kaiserinnen wird berichtet, daß sie unersättlich in ihren Lüsten gewesen seien. Ich will hierfür nur einen Satz von Jakob Döpler zitieren, der wörtlich lautet: „Kayser Claudius war mit seinen Gemahlinnen gar unglücklich, weil sie alle Huren waren. Die erste Nahmens Aemilia stieß er von sich, ehe er sich noch völlig mit ihr vermählete. Der andern, so Livia Medullina hieß, hatte er schon am ersten Hochzeits-Tage satt. Die Dritte, Plautia Horculanilla, und die vierte, Älia Petina, wurden Ehebruchs bezüchtiget, darum stieß er sie beyde von sich. Die fünfte aber, Nahmens Valeria Messalina, war die ärgste: Denn ihre Unersättlichkeit in der Wollust trieb sie dahin, daß sie sich vermasquieret ins Hur-Hauß begab und

sich Lycina nennen ließ und da sie es daselbst mit 25 Männern versucht, eignete sie sich dadurch vor andern einen großen Ruhm zu, ungeachtet sie gleichwohl noch meinte, daß sie zwar müde, aber nicht satt worden." Es war eine Kaiserin, die diesen denkwürdigen Ausspruch tat. Es kommt ja natürlich ganz auf die individuelle Veranlagung an, welches Maß an sexueller Befriedigung erforderlich ist, die Begierde zu stillen, und es mag Herrn Döpler wohl darin beigestimmt werden, daß ein Verkehr mit 25 Männern selbst in einem solchen Milieu, wie es das Lupanarium ist, zu besonderem Ruhm gereichen muß. Jedenfalls stand aber die Kaiserin Valeria Messalina im alten Rom nicht vereinzelt in Bezug auf ihre sittlichen „Grundsätze" da, und gerade in den vornehmsten Kreisen liebten es die Damen, sich alle nur erdenklichen Extravaganzen zu erlauben, so daß wohl den guten Kaiser Claudius, dem alle seine Gattinnen ein stattliches Geweih aufsteckten, — vor und besonders nach der Hochzeit — die recht bedenklich geäußerte Lebenslust der Messalina arg verdrossen hat — Döpler sagt: „Ist deswegen von Claudio umgebracht worden" —, im allgemeinen war aber die Verwilderung so weit gediehen, daß man selbst einer Kaiserin die Gastrolle in dem Lupanarium garnicht so sehr verübelte.

Die Lustdirnen — ich muß zu ihnen auch die vornehmen Damen zählen — traten mit immer größerer Frechheit auf und machten sich überall breit, wo sie hoffen konnten, einen Anhang zu finden. In den Bädern, in denen meist allerdings das Baden nicht die Hauptsache sondern oft nur Mittel zum Zwecke war, wimmelte es von Lustdirnen, die dort natürlich reiche Ernten hielten

und stets willkommen waren. Das stolze Rom benutzte die Unsittlichkeit geradezu als Grabscheit für das eigene Grab, denn daß dieses verkommene und verweichlichte Volk sich nicht die Kraft und Energie bewahren konnte, die erforderlich waren, die Weltmachtstellung dauernd zu erhalten, das liegt doch wohl klar am Tage. Rom und die alten Weltreiche sollten nur auch nach dieser Richtung hin in ihrer Geschichte etwas sorgfältiger studiert werden. Das wäre vielleicht für die jetzt so begeistert empfohlene sexuelle Aufklärung eins der lehrreichsten Kapitel, das übrigens auch für den Geschichtsunterricht bestens empfohlen werden kann, schon deshalb, weil es in das öde Einerlei des einseitigen Schlachten- und Kriegsmemorierens eine gute Abwechslung bringen und etwas mehr Verständnis dafür erwecken würde, warum die Schicksale der Kriege und Völker, die eine niemals überwindbare Macht besaßen, doch so kläglich ausfielen. Erst dieses Studium zeigt, daß die Weltgeschichte wirklich das Weltgericht ist, das niemals sittliche Verfehlungen der Völker dauernd ungestraft geschehen läßt. Es ist immer interessanter, zu erfahren, warum einem Übeltäter der Kopf abgeschlagen worden ist, als die bloße Tatsache zu vernehmen, daß das Richtschwert einmal zwischen Kopf und Leib irgend eines Hinz oder Kunz „einen Unterschied gemacht habe". Auch Hinz und Kunz treten aus dem Nebeldunst absoluter Gleichgiltigkeit heraus, wenn feststeht, daß sie eine Reihe von Verbrechen begangen haben, für die die irdische Gerechtigkeit den Ausgleich des Kontos dem braven Meister Hans überlassen mußte. So will man denn auch in der Weltgeschichte nicht bloß

wissen, daß irgend ein Ereignis eingetreten ist, sondern man wird sich viel mehr angezogen und interessiert fühlen, wenn man den Nachweis führen kann, warum dieses Ereignis eintreten mußte, und daß nicht blind der Zufall waltet, sondern stets eine logische Notwendigkeit aufzufinden ist.

Es ist nicht etwa mit diesen Ausführungen zum Ausdruck gebracht, daß gerade die gewerbsmäßige Prostitution das sittliche Übel sei, an dem ein Volk hinsiechen müsse. Ich möchte viel eher behaupten, daß sie in keiner Weise verhängnisvoll zu werden braucht. Nach Solons Rezept ist die Prostitution vielmehr das beste Mittel, einer allgemeinen Verwilderung entgegenzuarbeiten, so lange natürlich nur, wie die Prostitution in die richtige Bahn gebettet wird. Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht. Das gilt von der Prostitution erst recht. Sie ist dann wie der Blitzableiter im tobenden Gewitter. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, die Sittlichkeit eines Volkes nach dem Status der Prostitution ganz einseitig in der Weise bemessen zu wollen, daß man sagt, es gibt dort viele Dirnen, ergo ist die Unsittlichkeit bedeutend. Man könnte vielleicht mit mehr Recht von einer Gegend, in der es gar keine Prostitution gibt, sagen, das ist die unsittlichste Gegend der Welt, dort bleibt nicht einmal für die Lustdirnen etwas übrig. In der Tat erreichen — prozentualiter — in solchen prostitutionsfreien Gegenden zuweilen die unehelichen Geburten die höchste Ziffer, während in Gegenden mit starker Prostitution die Bürgertöchter so unnahbar sind, daß gerade die Prostituierten die Rolle des Blitzableiters spielen und, wie dies schon Solon

erkannte, die Angriffe und Verführungen anständiger Mädchen absorbieren.

Vorausgesetzt, daß die Prostitution in ihren zweckentsprechenden Grenzen gehalten wird, ist sie keineswegs verwerflich oder — ich möchte dies ausdrücklich betonen — auch nur entbehrlich. Es sind Gründe sozialer Art, die sie notwendig machen und die sich nicht mit einigen schönen Phrasen von der verletzten Menschenwürde usw. aus der Welt schaffen lassen, weil streng genommen gar manche Dienstbarkeit eine Verletzung der Menschenwürde darstellt und selbst die Ehe zuweilen weit mehr gegen die Menschenwürde verstößt als die Prostitution. Ich sage, daß diese ein Produkt sozialer Verhältnisse sein kann und aus diesem Grunde für eine Notwendigkeit gehalten werden muß. Die Möglichkeit, sich zu verheiraten, ist für viele Männer nicht gegeben, das resultiert aus zu geringer Bezahlung, zu großer Unsicherheit der Existenz, — der Wettbewerb der Frauen ist hier eine schlimme Gefahr — und der Erziehung der Mädchen, die im Durchschnitt viel zu anspruchsvoll sind und für die Ehe zu wenig gelernt haben, nur Rechte verlangen, ohne Pflichten zu kennen. Ich will nicht zu weit von meinem Thema abschweifen. Jedenfalls ist die Prostitution für die sehr zahlreichen Männer, denen die Heirat versagt bleibt — ich verabscheue prinzipiell den Gedanken, daß die Ehe nichts sein soll als die gesetzlich erlaubte Form des sexuellen Verkehrs, auf das Tiefste —, die einzige Möglichkeit den sexuellen Trieb, den man um Gotteswillen nicht für etwas Unsittliches halten soll, zu befriedigen. Es ist falsch, jeden sich außerhalb der Ehe abspielenden Geschlechtsverkehr ungeprüft

als eine Unsittlichkeit perhorrescieren zu wollen. Ich bin auf diese Gesichtspunkte schon in meinem Werke „Das Liebesleben im alten Deutschland“ näher eingegangen und möchte das dort Gesagte auch dem Sinne nach hier nicht wiederholen; denn für jetzt kommt es doch nur darauf an, welche moralische Beurteilung eines ganzen Volkes das Vorhandensein oder die Häufigkeit der Prostitution gestattet. Ich möchte also besonders hervorheben, daß weder Rom noch Griechenland noch ein Volk des orientalischen Altertums daran sittlich zu Grunde gegangen sind, daß die Prostitution bestand, sondern nur daran, daß die allgemeine Unsittlichkeit zu einer wirklichen Verwahrlosung und Verweichlichung ausartete, und daß diese Entartung nicht durch das Vorhandensein einer Prostitution sondern an der Teilnahme von Weib und Kind, an dem Umsichgreifen auch der widernatürlichen Unzucht, die immer eine Folge der sittlichen Entartung ist, abhing. Ich will dabei nicht in Abrede stellen, daß auch das Überhandnehmen der Prostitution dazu beitragen kann, den sittlichen Verfall zu beschleunigen; man soll nur nicht Ursache und Wirkungen verwechseln. Die Hypertrophie eines Gliedes ist niemals Ursache eines Leidens sondern immer Folge; auch das Überhandnehmen der Prostitution ist niemals die Ursache einer Entsittlichung, sondern eine Folge, weil dieses Überhandnehmen sonst nicht möglich ist, nicht geduldet werden kann.

Man würde im alten Rom die Meretrices und Prostibulas sehr wohl und sehr nachdrücklich von Orten, an denen sie nichts zu schaffen hatten, fortgewiesen haben, wenn man nicht die moralische Kraft

hierzu schon eingebüßt gehabt hätte. Die Dirnen haben es getrost gewagt, sich überall einzudrängen, weil sie wußten, daß sie willkommen waren, und daß auch die sonst so straffe Staatsgewalt garnicht daran dachte, das widerliche Treiben zu verhindern, da ihr schon längst jedes Gefühl für wirklichen Anstand und Sitte verloren gegangen war und schließlich auch verloren gehen mußte, wenn selbst die vornehmen Damen ungestraft sich einem Lasterleben in die Arme werfen durften, das jeden noch nicht völlig moralisch versumpften Menschen anekeln mußte. Wo gab es denn im alten Rom noch einen Ort öffentlicher Lustbarkeit, der nicht völlig von dem Treiben geiler Weiber verseucht gewesen wäre?

Auch das wäre nicht möglich gewesen, wenn man, um zu erfahren, was sich schickt, noch bei „edlen" Frauen hätte anfragen können. Wir haben aber gesehen, wie selbst die Kaiserinnen über diesen Punkt dachten, und wie sie ihre Gedanken in die Tat umsetzten. So waren die öffentlichen Rennen, selbst der Zirkus, der sonst den Charakter eines nationalen Festes gehabt hatte, zum Rendezvous für liederliche Subjekte — gewerbsmäßige Dirnen und Amateusen — herabgesunken. Aus diesem Sumpfe konnten sich natürlich nur giftige Gase entwickeln, die das Volk siech und hinfällig machten. Das lag aber nicht an der Prostitution der Gewerbsdirnen, denn wer wollte wohl sagen, daß die Damen der vornehmsten Gesellschaft jemals dadurch, daß eine Prostitution sich breit macht, bewogen werden könnten, noch tiefer zu sinken als die Prostibulae? Das Dirnenwesen hat doch gerade dadurch, daß das Laster ein Beruf und Erwerb ist,

eine, wenn auch sehr fadenscheinige, Entschuldigung. Es ist nicht so tief gefallen, weil seine Mitglieder niemals hochgestanden und niemals eine Pflicht gehabt haben, der Standesehre Opfer zu bringen. Schon die Rücksicht auf die Standesehre, die zu allen Zeiten so eifrig betont worden ist, mag sich auch dagegen vom Standpunkt der reinen Vernunft, nach dem es nur eine Ehre geben kann, noch so viel einwenden lassen, verpflichtet die Damen, mit Ekel und Verachtung auf das widere Treiben zu sehen.

Im alten Rom waren die Meretrices und Prostibulae geduldet, aber doch sehr verachtet. Sie mußten sich sogar durch ihre Kleidung von den wirklichen Damen unterscheiden, damit sie nicht etwa einmal zu viel Ehre erlebten. Während die sog. ehrbaren Frauen lange Gewänder trugen, durften die Prostibulae nur kurze Röcke anlegen, die kaum bis zum Knie reichten und die Beine frei ließen. Es heißt darüber bei einem alten Schriftsteller, der sich auf Horatius beruft: „daß, wenn etwan eine erbare Frau krumme Beine, oder sonst Mangel an Füßen hätte, sie solches verhehlen und mit dem langen Rock bedecken könnte, welches aber eine Hure nicht zu thun vermöchte, als deren man wegen des kurtzen Rockes die Beine über und über sehen und anschauen könnte. Es wahren auch der Huren Röcke bunt, von allerhand Farben.“ Nicht allein in den Kleidern wurde aber ein Unterschied vorgeschrieben, sondern auch die Haartracht war verschieden; es war den Dirnen nicht erlaubt, den Kopf zu bedecken, sondern sie mußten das Haar frei tragen. Rechte, die den ehrbaren Frauen zustanden, blieben den Dirnen untersagt; sie mußten zu Fuße gehen und

hatten nicht die Erlaubnis sich in Sänften usw. tragen zu lassen. Es gab also Vorschriften genug, die es den Dirnen verleiden konnten, sich an öffentliche Orte zu begeben, und vor allen Dingen war viel mehr, als dies heutigen Tages möglich ist, den ehrbaren Frauen Gelegenheit geboten, jede Berührung mit dem Gesindel zu vermeiden. Die Gefahr, daß etwa eine Dirne sich unerkannt hätte in bessere Kreise mischen können, oder daß es ihr gelungen wäre, sich unerkannt dort zu bewegen, wo anständige Leute verkehrten, bestand garnicht, während doch heutigen Tages die „bessere" Prostitution, also die, die in der Kunst, ihre Opfer zu schröpfen, die Stufe der Virtuosität erreicht haben, sehr leicht sich in Theater, Restaurants, Badeorte usw. usw. eindrängen, dort die Dame spielen und wohl gar die allgemeine Bewunderung erregen, bis man sie endlich in ihrem wahren Charakter erkannt hat. Es hätte also bei einigem guten Willen auch nicht schwer fallen können, die Dirnen in die ihnen gebührenden Grenzen zurückzuweisen, wenn es eben nicht an diesem guten Willen völlig gefehlt hätte. Jedenfalls hat dann auch Niemand mehr danach gefragt, ob die Kleiderordnung und all die schönen Vorschriften auch nur im mindesten befolgt wurden. Da nun aber solche Bestimmungen einmal da sind, erinnert man sich ihrer zuweilen doch und wendet sie gelegentlich einmal an, wenn man eine Handhabe sucht, gegen ein einzelnes Individuum, das sich vielleicht gegen eine einflußreiche Person besonders mißliebig gemacht hat, vorgehen und ihm das Handwerk legen zu können. Dadurch wurde aber der Willkür Tür und Tor geöffnet, und Willkür in der Rechtspflege hat noch niemals die

Sittlichkeit gehoben, sondern ihr stets mehr geschadet als alles, was auf sittlichem Gebiete, ich meine dies in engerem, sexuellem Sinne, gesündigt worden ist. Man wird wohl auch annehmen können, daß es vornehme Damen mitunter nicht verschmäht haben, die Gewandung, die für die Dirnen vorgeschrieben war, anzulegen, weil sie auf diese Weise alle Garantieen hatten, ungestraft ihren wüsten Abenteuern nachgehen zu dürfen, ebenso wie die Kaiserin Messalina es nicht verschmähte, in den Lupanarien Gastrollen zu geben. Eine weitere Form der Prostitution, die im Altertum nicht allzu ungewöhnlich gewesen zu sein scheint, will ich in einem besonderen Kapitel besprechen, da sie zu eigenartig ist, um mit dem Dirnentum zugleich behandelt zu werden. Ich komme nun auf die Prostitution im Orient zurück, die nicht religiöser Natur, gleichwohl aber auch nicht entehrend war.

Daß der Venuskult zur Prostitution sehr leicht überleiten konnte und auch wohl den Übergang gebildet hat, beweist am besten die Geschichte der Insel Cypern. Die außerordentlich wechselnden Schicksale dieser im Altertum ebenso wegen ihrer paradiesischen Schönheit, wie auch wegen ihrer Üppigkeit und frechen Leichtfertigkeit bekannten Insel wiederzugeben, lohnt nicht. Die Insel, auf der sich der Olymp befindet — Monte Croce — war das Heiligtum der Aphrodite — Venus, und der „Schaumgeborenen“ wurde dort gehuldigt wie kaum an einem andern Orte der Welt. Das will schon etwas heißen. Jedenfalls tat aber der weitestgehende Venusdienst den Weibern an ihrer Ehre keinen Abbruch. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß es geradezu

Landessitte war, die Töchter an den Strand gehen zu lassen, damit sie dort mit den reichen Kaufleuten sexuellen Verkehr suchten und reiche Schätze sammelten, die sie den späteren Gatten mit in die Ehe brachten, ohne daß darin die Insulaner oder auch die Gatten selbst etwas Anstößiges gefunden hätten. Daß man vom Gelde sagte „Non olet", wenn es auf unsaubere Weise verdient war, das ist wohl auch andern Ortes vorgekommen, und das „Non olet" tröstet ja auch jetzt noch manchen Edlen, der sein Geld auf eine Weise erworben hat, die er selbst nicht gern beim rechten Namen nennen hört. Warum sollte man in Cypern entrüstet darüber sein, daß die Braut den Reichtum ihres zukünftigen Gatten begründete? Nun war ja aber die Art dieses Verdienens nicht einmal anrüchig. Im Gegenteil, es war ein Dienst der Venus, die oberste Göttin der Insel war, und was der Lokalgöttin heilig und angenehm war, warum sollte es den sie besonders verehrenden Bewohnern ehrlos erscheinen? Glückliches Cypern! Wo die Luft so rein, die Natur so hehr und lieblich, die Menschheit aber so unglaublich unsauber, frech und verkommen war.

Ich habe schon gesagt, daß die indischen Bajaderen, soweit sie Tempeldienerinnen — wir könnten vielleicht geneigt sein, sie noch eher als Priesterinnen zu bezeichnen — waren, sich aus religiösem Kult prostituierten, und daß die zweite Klasse von Bajaderen hieraus auch ein äußerst lohnendes Geschäft machte, ohne dabei an ihrer Ehre Schaden zu leiden. Es gab aber dort Weiber, die garnichts mit dem religiösen Kult sondern lediglich mit der Prostitution zu tun hatten, von diesem Gewerbe nicht allein sehr gut

lebten, sondern auch ihre Musikanten, die sie mit sich führten, weil die Prostituierten zugleich als Tänzerinnen auftraten, als solche überhaupt zu den Lustbarkeiten und in Privatkreise gezogen wurden, erhielten. Selbst diese Tänzerinnen waren nicht anrüchig und sind es wohl auch heute noch nicht.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in China und auch in Japan. In diesen Ländern sind es die Theehäuser, die im Effekt etwa das darstellen, was wir Bordelle nennen. In Wirklichkeit ist aber doch ein gewaltiger Unterschied, denn diese Theehäuser sind frei von dem Makel, der — sehr berechtigter Weise — auf den Bordellen lastet. Die Mädchen, die sich an die Theehäuser vermieten — man bezeichnet sie als Geishas —, haben die Aufgabe, die Gäste durch Tanz und Gesang zu unterhalten. Es ist dort so wie in Indien; Gesang und Tanz fesseln die Sinne der Zuhörer, die sich mehr und mehr in die graziösen und gewandten Tänzerinnen vergaffen und schließlich nicht eher ruhen, ehe sie den sexuellen Verkehr vollzogen haben. Es ist dabei allerdings zu berücksichtigen, daß diese Tänze ganz darauf berechnet und zugeschnitten sind, die Sinnlichkeit stark anzuregen, und daß die sinnlich veranlagten Orientalen dazu wohl noch nicht einmal eines allzu kräftigen Anstoßes bedürfen. Gesang und Tanz sind aber auch dort nur die Lockmittel, sie bilden das Präludium für die eigentliche Unterhaltung, die lediglich der sexuelle Verkehr ist, der natürlich von der einen Seite aus überschäumender Leidenschaft, von der andern aus Berechnung angestrebt wird. Daß dabei die Gäste kräftig zahlen müssen, ehe ihnen der Gipfel des Glückes eröffnet wird, das ist

bekannt und bei dem Charakter eines chinesischen Theewirts selbstverständlich. Man pflegt die Chinesen als die Krone aller Gauner zu bezeichnen und hat, soweit es sich darum handelt, die Habgierde, die jedes Mittel den Zweck heiligen läßt, zu treffen, auch sicherlich nicht unrecht. Es ist aber das merkwürdige Phänomen sittlicher Anschauung, daß der Theewirt im allgemeinen richtig moralisch bewertet wird, daß aber die Geishas durch ihre Tätigkeit in keiner Weise an ihrer Ehre Schaden leiden, ebenso wenig wie die indischen Bajaderen.

Dafür gibt es zwei Erklärungen: die Entstehung der Prostitution aus religiösem Kult habe ich bereits eingehend besprochen; ferner aber ist die allgemeine Bewertung des Weibes anzuführen. Es kommt ganz darauf an, welchen Rang das weibliche Geschlecht im öffentlichen Leben spielt, das ist allein der Maßstab, der an die Prostitution gelegt werden kann. Stellt das Weib nach der allgemein anerkannter Theorie — die Praxis sieht im Einzelfalle sehr oft gründlich anders aus — das Symbol der Reinheit und Keuschheit dar, darum muß selbstverständlich jedes Gebahren, das mit diesem Ideal in starkem Widerspruch steht, Schande und Verachtung erzeugen. Wo also die Frau geehrt und angesehen ist, kann folgerichtig die Prostituierte nur als eine garstige Abart verachtet werden; es ist garnicht vorstellbar, daß sie nach der allgemeinen Anschauung als ein gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft betrachtet werden könnte. Wird aber das weibliche Wesen als nichts weiter denn als die Dienerin des Mannes angesehen, die in erster Linie die Aufgabe hat, seine sinnlichen Lüste zu befriedigen,

dann ist kaum noch einzusehen, warum sich durch die Prostitution, die doch diesem Zwecke dient, ein Weib so besonders stark herabsetzen sollte. Der Abendländer sieht in der Frau sein Ideal, das er rein und jungfräulich haben will, wenn er sich für das ganze Leben mit ihr vereinigen will. Der Orientale achtet die Jungfräulichkeit durchaus nicht hoch; sie ist ihm sogar in manchen Ländern eine lästige Eigenschaft, die er beseitigen läßt, ehe er das Weib zu sich nimmt. Daß nach der Heirat die Ansicht wechselt, d. h. daß dann auch der Orientale das Weib für sich allein beansprucht und jede Möglichkeit eines Verkehrs mit andern Männern beseitigt, das steht mit dieser Tatsache durchaus nicht im Widerspruch, weil hier ganz andere Momente in Frage kommen, auf die ich an dieser Stelle nicht einzugehen brauche.

Je höher die Frau geachtet ist, desto verachteter wird die Prostituierte sein, die alles von sich wirft, was der Frau die Achtung verschafft; je niedriger das Weib bewertet wird, desto weniger wird die Prostituierte mißachtet sein. Das ist die Quintessenz aller moralischen Betrachtungen über das Wesen der Prostitution. Ob diese Quintessenz richtig ist, das ergibt sich wohl am besten, wenn wir die Geschichte der Prostitution nicht allein der verschiedenen Völker miteinander vergleichen, sondern wenn wir sie bei einem und demselben Volke die Jahrhunderte hindurch verfolgen, vorausgesetzt, daß feststeht, der sittliche Wert der Frauen und deren Ansehen sei nicht zu allen Zeiten gleich gewesen. Ich will hier auf die Geschichte Roms verweisen, weil sie wohl die bis in ihre Details am besten bekannte ist. Ich habe nun oben schon

angedeutet, daß die Prostituierten ziemlich scharfen Vorschriften unterworfen waren, daß diese Handhabe aber zu Zeiten der allgemeinen Verwilderung niemals oder doch nur in Ausnahmefällen angewendet wurden. Diese Tatsache kann leicht falsch gedeutet werden; in Wirklichkeit bestätigt sie glänzend meinen Leitsatz. Die Frau galt im alten Rom weit mehr als z. B. in China, Indien usw., deshalb war die Prostituierte ein verachtetes Geschöpf, das man wohl benutzte, dann aber von sich stieß. Als nun die römischen Damen sich einem Lebenswandel in die Arme warfen, der jede Achtung vor ihnen ohne weiteres beseitigen mußte, verringerte sich der Abstand von den Meretrices immer mehr, denn wie konnte man die letzteren etwa so viel geringer achten, als die Damen, die doch schon deshalb viel strafbarer handelten, weil sie die Pflichten der Ehe verletzten? Es war ganz natürlich, daß dabei die Mißachtung der Prostituierten mehr und mehr schwand, bis man sie schließlich fast unbehindert oder ganz unbehelligt gewähren ließ. Je weniger Achtung die Frauen genossen, je niedriger also das Weib im allgemeinen bewertet wurde, desto weniger ward die Prostituierte verachtet. Deshalb kommt es vor, daß zuweilen Männer aus guter Familie sich sogar entschließen, eine Prostituierte zu heiraten. Die gesellschaftlichen Kreise, die gewohnt sind, nach den traditionellen Vorurteilen zu entscheiden und sich dadurch die Mühe des Denkens ersparen, sind in solchem Falle „schnell fertig mit dem Wort“. Sie können es nicht begreifen, wie ein Mensch ihres Standes so unglaublich tief sinken, sich soweit vergessen könne. Es ist völlig richtig, daß ein gebildete

Mann sich schon sehr weit vergessen und überwinden muß, ehe er sich entschließen kann, eine Prostituierte zu heiraten; aber ein solcher Fall sollte doch viel mehr zum objektiven Nachdenken anregen. Man würde da wohl immer auf Seiten des Mannes eine gründliche Verachtung der „anständigen" Damen und nicht selten auch einen ausreichenden Grund für eine solche feststellen können, so daß auch hier der Grundsatz, die Prostituierten gewinnen in demselben Maße, in dem die Frauen an Achtung verlieren, durchaus bestätigt wird.

Da nun in Indien, China und ähnlichen Ländern des Orients das Weib an sich gar keine Achtung zu genießen pflegte, war es kein Wunder, daß die Buhldirnen auch nicht viel anders bewertet wurden, d. h., daß sie nicht weniger galten als die „ehrbaren" Frauen und daß vor allen Dingen ihr Gewerbe es ihnen nicht unmöglich oder auch nur schwierig machte, die Prostitution aufzugeben und in die bürgerliche Gesellschaft zurückzukehren, sich zu verheiraten oder sonst etwas zu tun. Das „bischen Prostitution" blieb aber völlig außer Acht und gab noch weniger Veranlassung zu einer ungünstigen Meinung, als sie in gewissen Kreisen heute noch einem Mädchen bei uns begegnet, das sich ehrlich und einwandfrei durch irgend eine anständige Stellung ernährt. Man sieht, daß der Orient in seinen Anschauungen wenigstens konsequenter war als das Abendland, das zwar an sich wohl die Prostitution richtig bewertet, aber leider so von unlogischen Vorurteilen beherrscht ist, daß man sich wundern muß, wenn gleichwohl Wert darauf gelegt wird, das Volk der Denker zu heißen.

Der Orient war nicht allein konsequenter, sondern ist es auch heute noch. Äußerst konservativ hält man am Althergebrachten und dem durch mehr als 2000jährigen Bestand geheiligten Brauch fest. Es ist das weniger wunderbar, wenn man bedenkt, daß dieser Brauch durch den religiösen Kult sanktioniert ist, daß gerade die Länder, die am wenigsten ihre Anschauungen geändert haben, am wenigsten dem Einflusse des Abendlandes ausgesetzt gewesen sind, und daß die Anschauungen in den örtlichen Verhältnissen und der ganzen Veranlagung des Orientalen wurzeln.

Jetzt, wo auch orientalische Reiche wie China die feste Mauer nicht so unübersteiglich um das Land erhalten können, wo doch der Fremdenzufluß nicht mehr ferngehalten werden kann, wo man selbst die besten Köpfe des Landes in deutsche Universitäten entsendet, wo selbst das unzugängliche Tibet nicht mehr unzugänglich bleibt, wird sich in den alten Anschauungen wohl vieles ändern, wie sich jetzt auch bereits vieles geändert hat. Die Prostitution wird schließlich anders beurteilt, damit aber keineswegs etwa beseitigt werden. Im Gegenteil, das Abendland bringt ihr frisches Blut und neues — Geld. In China sind die Theehäuser noch die besten Gelegenheiten für den sexuellen Verkehr; sie werden mehr und mehr den Charakter abendländischer Bordelle annehmen, und damit wird auch im Morgenland der poetische Mantel der Romantik entfernt, das Laster in seiner nacktesten Gemeinheit freigelegt werden. Das ist ein Stück zweifelhafter Kulturarbeit des Abendlandes im Morgenlande.

Der Ehebruch.

Es gibt wohl kaum ein Delikt; das so verschieden beurteilt worden wäre wie der Ehebruch. Wahrlich kein Wunder, wenn man bedenkt, daß doch auch die Ehe nicht annähernd mit gleichem Maße gemessen, sondern überall verschieden bewertet wird, so daß an einem Orte das als eine mit dem Tode zu sühnende Schandtat galt, was an anderen Orten als legitime und geheiligte Ehe geachtet und gesetzlich geschützt wurde. Daß dabei auch der Ehebruch nicht überall gleich beurteilt werden kann, daß dem Anhänger der Monogamie die gesetzlich gestattete Polygamie schon als ein Ehebruch erscheinen muß, ist selbstverständlich, es ist aber ebenso selbstverständlich, daß der Mann, der die Vielweiberei als ein gesetzlich anerkanntes Eheverhältnis betrachtet, über den Ehebruch überhaupt nicht so urteilen kann wie der Monogame. Ich sage ausdrücklich „kann", denn daß auch der Monogame keineswegs notwendig die jetzt bei uns gesetzlich sanktionierte, praktisch aber nur sehr wenig befolgte Auffassung des Ehebruchs zu haben braucht, daß tatsächlich auch das Gesetz zeitweilig eine völlig abweichende Auffassung gehabt hat, ist historisch erwiesen.

Der prinzipielle Unterschied besteht darin, daß nach einer Auffassung Mann und Frau völlig gleich-

gestellt sind, daß dagegen nach der anderen Auffassung eine solche Rechtsgleichheit nicht besteht und auch gar nicht bestehen kann Der Mann, der beliebig viele oder auch nur eine beschränkte Anzahl von Frauen heiraten darf, kann selbstverständlich diese multiple Ehe nicht dadurch verletzen, daß er außer mit den legitimen Frauen auch noch mit weiblichen Individuen sexuell verkehrt, die er nicht zu legitimen Frauen erhebt. Es wäre geradezu ein Unsinn, das Gegenteil behaupten zu wollen, da natürlich von mehreren Frauen keine den Anspruch darauf erheben kann, daß der Gatte nur mit ihr allein den sexuellen Akt ausübt. Es haben im Gegenteil die übrigen Frauen den gleichen Anspruch an ihn, und es ist in der Regel auch sein gesetzlich ausdrücklich verbrieftes Recht, außer den legitimen Frauen noch Dienerinnen in seinem Harem zu halten, die ohne Ausnahme zu seiner Verfügung leben. Das steht in keiner Weise im Widerspruch damit, daß ein Teil der Haremsdamen legitime Gattinnen sind, denn die legitime Gattin hat eine völlig andere Rechtsbedeutung als die bloße Dienerin. Dieser Unterschied setzt aber doch nicht voraus, daß nur die legitime Gattin auch die sexuellen Bedürfnisse des Mannes zu decken habe. Es ist ja auch im mosaischen Rechte, von dem gelehrt wird, daß es durch direkte göttliche Inspiration entstanden sei, ein ganz gleiches Rechtsverhältnis gegeben. Abgesehen vom mosaischen Rechte tritt uns dieses Verhältnis auch in biblischen Erzählungen entgegen. Jakob heiratete die Schwestern Lea und Rahel. Das waren also, wenn man diesen Ausdruck auf alttestamentliche Verhältnisse anwenden will, seine legitimen Gattinnen. Diese gaben ihm aber

zum Kinderzeugen noch ihre Mägde Bilha und Silpa, die nicht Gattinnen des Jakob wurden sondern Mägde blieben und die Kinder nur in Vertretung ihrer Herrinnen und für diese zur Welt brachten. Daß in solchem Verhältnis nichts Unsittliches oder auch nur Bedenkliches gesehen wurde, das geht aus der ganzen Fassung und noch mehr aus der Stellung hervor, die darauf Jakob Gott und seinem Volke gegenüber eingeräumt wird. Es wäre geradezu ausgeschlossen, daß Jakob als Gottesmann und Stammvater des Judentums noch heute geehrt und gepriesen werden könnte, wenn die orientalische Art seines Ehebruchs auch nur im mindesten anrüchig erschienen wäre.

Aber auch da, wo die Einzelehe Vorschrift und Sitte ist, kann noch keineswegs ohne weiteres gefolgert werden, daß dem Manne jeder sexuelle Verkehr, den er außerhalb einer Ehe pflegt, als ein Ehebruch oder gar als eine strafwürdige Tat zugerechnet werden müsse. Es ist vielmehr ein solcher Verkehr „extra muros“ gesetzlich durchaus erlaubt gewesen. Die Ehe begründet Rechte und Pflichten; sie ist ein Vertrag, der gehalten werden muß wie jeder andere Vertrag. Man darf sogar annehmen, daß er noch strikter eingehalten werden muß als jeder andere Vertrag. Es ist dabei aber zu prüfen, welche Rechte und Pflichten den beiden Kontrahenten obliegen und zustehen. Zweifellos sind die Pflichten und Rechte der beiden Eheleute ihrer ganzen Natur nach nicht völlig die gleichen. Der Mann hat für den Unterhalt der Frau zu sorgen, die Kinder zu ernähren und zu erziehen, er hat nicht den Anspruch darauf, sich von der Frau ernähren zu lassen, wenigstens ist dies bei

der Einzelehe in der Regel so wenig der Fall wie bei der Vielweiberei. Nach dem Brauch vieler Völker hat der Mann die Frau direkt zu kaufen; sie wird dadurch sein Eigentum, ein Eigentum allerdings, das mit bestimmten Rechten ausgestattet wird, das aber unter allen Umständen die Pflicht hat, dem Manne die Treue zu wahren, d. h. vor allen Dingen auch, sich keinem anderen Manne hinzugeben. Der Mann erfüllt die vertragliche Ehepflicht vollkommen, wenn er der Frau die ihr zustehenden Rechte getreulich gewährt. Zu diesen Rechten gehört aber nicht der Anspruch, daß er sich anderen sexuellen Verkehrs enthalten müsse. Ich meine hier natürlich nicht die bei uns giltige Ehe nach der bei uns herrschenden Auffassung, sondern eine Ehe nach rein rechtlichen Grundideen ohne jede religiöse oder sentimentale Zutat.

Wir haben ja auch bei der Vielweiberei gesehen, daß es neben den legitimen Gattinnen sehr wohl auch Dienerinnen geben kann, die zu dem Mann in einem bloßen Konkubinatsverhältnis stehen, das durchaus nicht durch den sexuellen Verkehr zu einem ehelichen wird. Schon das zeigt klar den Unterschied zwischen der vertraglichen Ehe und dem Konkubinat. Auch das letztere kann ein Vertragsverhältnis sein, ist es, streng genommen, sogar eigentlich stets. Es ist nun auch nach Rechten, die den Ehebruch streng untersagten, dem Manne doch erlaubt gewesen, sich Konkubinen zu halten, ohne daß dies als eine Verletzung der ehelichen Pflichten hätte angesehen werden dürfen. Selbst unter der eisernen Herrschaft der christlichen Kirche ist es nicht als Ehebruch angesehen worden, wenn ein Ehemann das „Frauenhaus“ besuchte

und dort mit den Dirnen sexuell verkehrte. Man hat darin keinen Treuebruch gesehen, weil der Mann seine häuslichen Pflichten trotz diesen Besuchen erfüllte, die Familie nichts entbehren ließ und der Frau ihren Rang und ihre Rechte einräumte, sich wohl auch nicht weniger liebenswürdig im Hause zeigte, als er dies ohne solche Besuche zu sein pflegte. Es wurde, mit einem Worte gesagt, der Familie nichts entzogen und da diese Extravaganz sich öffentlich und ebenso ungeniert abspielte wie beim Hetärenwesen im alten Griechenland, so hatte die Sache wenigstens den einen Vorteil für sich, daß die abscheuliche Heuchelei und der direkte Betrug völlig vermieden wurden. Warum ich dies so besonders hervorhebe, wird sich ohne weiteres aus der Besprechung der zweiten Auffassung erklären.

Nach dieser zweiten Auffassung ist in Bezug auf den Ehebruch eine völlige Gleichstellung von Mann und Weib gegeben. Es leuchtet aber sofort ein, daß dies, rein natürlich betrachtet, nicht berechtigt sein kann, weil schon die Stellung von Mann und Weib in der Ehe naturgemäß niemals die gleiche sein kann. Selbst wenn man den bereits erwähnten Umstand, daß der Mann die Familie zu ernähren hat, nicht gelten lassen oder als eine willkürliche Einrichtung betrachten wollte, würde man doch nicht übersehen können, daß der Ehebruch der Frau die Familie und die Rechte des Gatten ganz anders tangiert und verletzt als die Extravaganz des Mannes. Die Frau ist stets sexuell der empfangende Teil, wie sie es unter gesunden Verhältnissen durch die Ehe auch wirtschaftlich ist. Es beweist dies, daß es nicht angängig ist, bei der

Prävalenz des Mannes in der Ehe von einer willkürlichen Einrichtung zu sprechen. Man muß diese Verhältnisse an der Hand ihrer Entwicklungsgeschichte prüfen und kann nicht einfach den jetzigen Status nach jetzigen Phrasen zu Grunde legen. Tut man dies, dann wird man finden, daß überall die Frau gekauft wurde, in die Gewalt des Mannes überging und seiner Gewalt mit Leib und Leben unterlag. Das ist ein instinktiv gefühltes und überall als richtig anerkanntes Rechtsverhältnis gewesen, für dessen Natürlichkeit, oder besser gesagt, natürliche Berechtigung die Natur selbst die Belege liefert. Wir finden in der gesamten Tierwelt dasselbe Verhältnis, überall prävaliert das männliche Geschlecht, denn Ausnahmen bestätigen ja erfahrungsmäßig nur die Regel. Was die Kultur künstlich ändert, das ist noch lange kein Beweis dafür, daß die Kulturschöpfung naturgemäßer sein müsse; es kann vielmehr vom natürlichen Standpunkt aus der Kulturfortschritt als eine krankhafte Entartung erscheinen. Ich bin keineswegs der Ansicht, daß der Frauenkauf etwa die naturgemäße Vereinigung der Geschlechter zur Ehe gewesen sei; aber das beweist nicht contra, sondern pro, denn dieser Frauenkauf war eben ein „Kulturfortschritt", wie der Kauf an sich immer nur da denkbar ist, wo die Kultur sich soweit entwickelt hat, daß der pekuniäre Vorteil aus Handlungen und Überlassungen von Rechten gesucht wird. In Bezug auf die Ehe kann man jeden Kauf sehr wohl als eine krankhafte Entartung betrachten. Daß dieser Kauf sich milderte und schließlich ganz verschwand, ist eine Korrektur, den die Kultur an einem selbstbegangenen Fehler vornahm. Ich will nicht weiter

auf diese Entwicklung eingehen, da schon das Gesagte genügen dürfte, um darzutun, daß die kulturelle Entwicklung viel willkürlicher waltet, als dies für den Beobachter aus einer einzigen Kulturperiode in die Erscheinung treten kann. Jedenfalls hat das, was die Kultur aus der Ehe gemacht hat, für die Frage der natürlichen Stellung von Mann und Weib keine Bedeutung.

Mag man nun die Ehe auffassen, wie man will, so wird doch die völlige Gleichstellung von Mann und Weib als eine krankhafte Entartung des natürlichen Verhältnisses erscheinen müssen. Eine völlig andere Frage ist es aber, ob die natürliche Ungleichheit auch dahin führen müsse, eine doppelte Moral zu schaffen, oder, was dasselbe sagen will, die sog. Herrenmoral als etwas ganz Besonderes zu sanktionieren. Hier ist der Punkt, der dem Hebel als Stütze zu dienen hat, wenn man das ganze Gewölbe Jahrtausende langer Vorurteile freilegen will. Ich behaupte, daß es nur eine Moral geben kann, daß niemals dieselbe Tat beim Manne rühmlich, bei der Frau aber verdammenswert sein kann. Wohl verstanden: dieselbe Handlung. Man kann wohl sagen, daß hierin gerade das Altertum konsequenter gewesen ist als unsere Zeit. Wenn man annahm, daß die Frau in der Ehe anders gestellt sei als der Mann, dann mußte man notwendig dahingelangen, anzunehmen, daß jeder sexuelle Verkehr einer Frau anders zu beurteilen sei als der des Mannes, daß aber der Mann, der sich mit einer Frau verging, wieder anders zu beurteilen sei, als der, der mit einem Mädchen sich einließ.

Wenn man nun gleichwohl mit der Zeit eine völlig

andere Auffassung gewann und annahm, daß jede verheiratete Person — gleichviel ob Mann ob Frau — die Ehe breche, wenn sie mit einer anderen Person außerhalb der Ehe sexuell verkehrte, so entsprang dies lediglich einer veränderten Ansicht über die Ehe selbst. Man hielt diese nicht mehr für ein bloßes privatrechtliches Vertragsverhältnis, sondern für ein Sakrament, das als solches verletzt werde, wenn das vor Gott abgelegte Gelübde der gegenseitigen Treue verletzt würde. Ich will hier auf die sakramentale Eigenschaft der Ehe nicht eingehen, da diese im orientalischen Liebesleben nur eine untergeordnete Rolle spielen kann. An sich aber wird man die Gleichheit der Treuepflicht bei beiden Gatten moralisch als einen Fortschritt betrachten dürfen, mindestens rein theoretisch gedacht. In der Praxis sieht die Sache — leider — in der Regel erheblich anders aus, und das ist dennoch kein Wunder, weil sich die natürliche Verschiedenheit der Geschlechter nicht hinwegdekretieren läßt, und weil man ferner um die Tatsache, daß die Frau dem Manne die Kinder ins Haus bringt und das absolute Recht des Mannes, nur für die eigenen Kinder Vaterpflichten übernehmen zu wollen, nicht herumkommen kann. Was helfen dagegen alle Phrasen über die Gleichberechtigung der Frauen?

Gleichwohl wird gesagt, daß die zweite Ansicht über den Ehebruch ein moralischer Fortschritt sei, daß er es aber nur theoretisch wäre. Das trifft zu, denn der moralische Fortschritt sieht praktisch ganz anders aus, weil er im allgemeinen nicht befolgt wird und am wenigsten von denen befolgt worden ist, die ihn in scharfen Gesetzen festlegten, ihn selbst öffentlich und

geheim verletzten und die Untertanen köpfen ließen, wenn sie dem bösen Beispiel derer folgten, die ihnen doch eigentlich ein Vorbild hätten sein müssen. Es ist eine ungeheure Heuchelei förmlich in Reinkultur gezüchtet worden, und das trifft doch wahrlich auf unsere Zeit genau so zu wie auf alle Zeiten. Der Wille ist stark, aber das Fleisch ist schwach; sehr oft ist aber auch der Wille nicht stark oder, um dem Zitat näher zu kommen, der Geist nicht willig. Hier liegt aber auch der wundeste Punkt des Systems; man verlangt den willigen Geist und das starke Fleisch bei der Frau, setzt aber beides bei dem Manne nicht voraus, obwohl man sich nach außen hin zu dem Grundsatz bekennt, daß weder der Mann noch die Frau extravagieren dürfe. Ja, trotz dieses Grundsatzes tut es dem Manne nicht einmal viel Abbruch, wenn er die Ehe bricht; die Frau ist geschändet.

Man ist dann aber auch noch weiter gegangen und hat das, was naturgemäß nur für die Ehe anwendbar sein kann, auch auf junge und alte ledige Leute ausgedehnt. Es ist sogar der Ehebruch vor der Ehe konstruiert worden, und man darf mit vollstem Rechte sagen, mehr Zerfahrenheit, mehr Konfusion, Heuchelei und Verwirrung als auf diesem Gebiete hat es auf keinem anderen gegeben, selbst nicht auf dem des religiösen Dogmas, und das will doch wahrlich viel sagen.

Für das orientalische Liebesleben kommt fast nur die alte Ansicht über den Ehebruch in Frage, d. h. die, nach der nur die verheiratete Frau die Ehe brechen kann. Da nun aber die Frau allein die Ehe auch nicht brechen kann, wenn sie nicht einen Mitschuldigen

findet, so ist konsequenter Weise der Genosse dann als Mitschuldiger gleich bewertet und gleich bestraft worden. „Wer die Ehe bricht mit jemands Weibe, der soll des Todes sterben, beide, Ehebrecher und Ehebrecherin, darum daß er mit seines Nächsten Weib die Ehe gebrochen hat.“ „Wenn jemand erfunden wird, der bei einem Weibe schläft, die einen Ehemann hat, so sollen sie beide sterben, der Mann und das Weib, bei dem er geschlafen hat; und sollst das Böse von Israel thun.“ So heißt es im mosaischen Rechte, und so dachte und denkt im allgemeinen der Orient.

Immer ist die verheiratete Frau beim Ehebruch die beteiligte Person, denn nur der Familienstand des weiblichen Teiles entscheidet. Nach mosaischem Rechte wurde bis zu einem gewissen Grade die verlobte Dirne der Frau gleich geachtet, denn wer die Verlobte eines Andern verführte, der war ebenfalls des Todes schuldig und wurde gesteinigt. Hatte die Verlobte eingewilligt oder sich nicht durch Schreien oder sonstwie des Verführers erwehrt, so wurde sie mit gesteinigt. War sie im Felde von einem Manne überfallen worden, so daß ihr das Schreien nichts genutzt haben würde, da es selbstverständlich niemand gehört hätte, so durfte ihr nichts geschehen. Es war also auch nach mosaischem Rechte eine Art Ehebruch vor der Ehe möglich; das lag aber nur an der durchaus berechtigten Auffassung, daß der Mann das Recht habe, die Frau als Jungfrau heimzuführen, und daß er davor gesichert werden müsse, etwa die Kinder eines anderen Mannes in seine Ehe zu nehmen und als die seinen zu pflegen. Ich halte diese Ansicht somit für kerngesund und für durchaus natürlich.

Da ein Ehebruch nur dann vorlag, wenn die Frau eines Andern dabei beteiligt war, so blieb es völlig gleichgiltig, ob der Mitschuldige ledig oder verheiratet war. Die Annahme eines doppelten Ehebruchs, die wir überall in den mittelalterlichen und nachmittelalterlichen deutschen Rechten als ein besonderes Curiosum finden — berechtigt allerdings bei der Annahme einer sakramentalen Ehe —, kannte weder das mosaische Recht noch der übrige Orient. Die Strafen für die Ehebrecher waren fast überall sehr streng, und sie wurden schnell vollzogen, wenn die Tat bekannt worden war. Man machte da keine Umstände, verlangte kein Scheidungsverfahren, keinen besonderen Strafantrag, sondern strafte aus dem Grunde, den das mosaische Recht in die Worte kleidete „und sollst das Böse von Israel thun". Die meisten Völker erkannten wegen Ehebruchs auf Todesstrafe, die durch Steinigen, Verbrennen oder auch wohl durch das Schwert vollzogen wurde, wenn nicht die Ehebrecher in die Hand des betrogenen Gatten gegeben wurden dem dann keine Schranken auferlegt waren. Er konnte die Rache nehmen, die ihm zusagte, und daß es dabei den Ehebrechern in der Regel an den Kragen ging, das liegt in der Natur der Sache. In verschiedenen Ländern war auch das Verfahren üblich, das man, wie wir gesehen haben, im Kriege oft gegen die besiegten Feinde anwendete; man entmannte den Mitschuldigen der Ehebrecherin. Dies tat man in der alten „bewährten" Weise, die meist das Leben kostete, in diesem Falle auch wohl auf diesen Erfolg besonders eingerichtet wurde. Nach Lindschots Orientalischer Reisebeschreibung hat sich in Bengalen dieser ener-

gische Brauch bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts ganz allgemein erhalten; man darf sogar wohl annehmen, daß er sehr weit über diese Zeit hinaus Geltung behielt, da die indischen Völker mit großer Zähigkeit an ihren alten Bräuchen und Strafen festgehalten haben. Wir finden auch bei den Chinesen noch heute barbarische Strafmethoden, die eigentlich dem blutigen Rüstzeug des Mittelalters angehören. Noch bis in unsere Zeit hinein wurde bei den Hindus die Ehebrecherin auf einen öffentlichen Platz geführt und öffentlich von Hunden zerrissen, also eine ganz entsetzliche Todesart, die an den Ausspruch des Kaisers Diocletian erinnert, der da sagte: „Die Hunde müssen merken, daß sie sterben!“ Mit den Hunden meinte er natürlich die zum Tode Verurteilten, denen er nicht den schnellen Tod von Henkershand gönnte. Er war vielmehr der Ansicht, daß der Tod an sich keine Sühne für ein scheußliches Verbrechen sei, daß vielmehr nur die entsetzlichen Martern, durch die der Tod herbeigeführt wurde, als eigentliche Strafe gelten könnten. Eine harte Ansicht, die ja mindestens nach damaliger Ansicht eine Berechtigung hatte. Zweifelt man doch auch heute noch, ob es wirklich eine Gnade sei, einen zum Tode verurteilten schweren Verbrecher lebenslänglich im Zuchthause seinen Qualen zu überlassen, statt ihn durch einen schnellen und schmerzlosen Tod von seinem elenden Dasein zu erlösen. Ich möchte, da ich einmal diese vielverbreitete Meinung angeführt habe, hinzufügen, daß man hierüber jedenfalls sehr verschiedener Ansicht sein kann, und daß die Verurteilten selbst erfahrungsmäßig über viele Dinge gründlich anders denken als die „Theoretiker“,

die ihre Kritik in der Regel durch keinerlei Sachkunde trüben lassen. Wer sich psychologisch das klar machen kann, was in der Seele eines zum Tode Verurteilten vorgeht von der Verurteilung ab bis zu dem entgiltigen Beschluß über sein Schicksal, von dem Augenblick an, in dem ihm eröffnet wurde, daß vom Rechte der Gnade kein Gebrauch gemacht wurde, bis zu dem Augenblick, in dem das Armesünderglöckchen ertönt und er selbst hinausgeführt wird zum Blutgerüst, der würde vielleicht etwas weniger vorschnell fertig sein mit dem Worte seiner Meinung. Schade, daß die Verurteilten selbst nicht diese Seelenfolter zu schildern vermögen, schade, daß man gerade sie so wenig nach dem sicherlich kompetentesten Urteil fragen kann, ob die Hinrichtung oder die Begnadigung die größere Gnade sei. Ich meine, daß trotz der humanen Art der schnellen und schmerzlosen Hinrichtung auch bei uns noch die Deliquenten merken, daß sie sterben müssen, wenn auch in etwas anderem Sinne als dem des Diocletian und dem der Hindus. Der Mitschuldige am Ehebruch wurde nicht von Hunden zerrissen; man schonte aber auch ihn nicht, sondern sorgte dafür, daß er gleichfalls durch besondere Qualen die Größe seiner Schandtat sühnte, und daß er anderen leichtfertigen Männern als abschreckendes Beispiel diente. Man ließ ihn lebendig verbrennen. Ich zweifle nicht daran, daß derartige Strafen noch heute dort vorkommen, wenn sie sich wohl auch mehr der öffentlichen Beobachtung, mindestens durch die Ausländer, die sich um alle sie nichts angehenden Dinge kümmern, entziehen. Die Härte der orientalischen Ehebruchsstrafen ist erklärlich und, wenn man

sich nicht geniert, die Wahrheit zu bekennen, ganz gerechtfertigt dadurch, daß den Männern wahrlich hinreichende Gelegenheit geboten sei, ihre sexuellen Bedürfnisse auch außerhalb der Ehe zu befriedigen, so daß nicht einzusehen ist, warum denn gerade die Frau eines Andern das Objekt der Begierde sein muß. Ferner erklärt sich die Strenge aus der orientalischen Auffassung der Ehe, die mit Recht als unantastbar gilt und nicht von jedem x-beliebigen Liederjahn gestört werden darf. Daß nur die Frau die Ehe mit einem Mitschuldigen brechen kann, versteht sich von selbst aus den oben erwähnten Gründen. War dies nach römischem Rechte schon dadurch logisch, daß dem Manne das Jus tori über die Frau zustand, nicht auch umgekehrt der Frau über dem Manne — was ja ohnehin dieses Recht auf beiden Seiten aufgehoben haben würde —, so ist dies nach orientalischer Sitte erst recht selbstverständlich.

Eins der interessantesten Völker des Orients sind die Lesghier, die den östlichen Kaukasus bewohnen und den Russen außerordentlich viel zu schaffen gemacht haben. Dieses Volk ist zwar in zahllose Stämme zerfallen, die sich gegenseitig befehden und durch die bei ihnen noch im Schwange stehende Blutrache dezimieren, so daß die einzelnen Stämme sich sprachlich nicht einmal mehr verständigen können. Sie bilden aber, vereint gegen äußere Feinde, eine gefährliche Macht, weil die Männer mutig, kraftvoll und ausdauernd, die meist befestigten Wohnorte in den wilden Gebirgsgegenden schwer zugänglich und die Wege ins Innere des Landes für eine fremde Kriegsmacht Wege in Tod und Verderben sind.

Dieses Volk, das dem Islam huldigt, die Vielweiberei gestattet und noch fast dieselben Eheansichten hegt, die das altjüdische Volk kannte, sind mit dem gleichen Haß gegen die Ehebrecherin und ihren Mitschuldigen erfüllt. Sie haben auch noch die altjüdische Strafe gegen die Ehebrecher: die Steinigung.

Ahnlich denken auch die Tscherkessen über den Ehebruch; sie halten ihn für das schwerste Verbrechen, haben aber keine gesetzliche Strafe wie die Lesghier, sondern überlassen die Schuldigen der Privatrache, der dort allerdings in der Regel auch der Mörder verfällt. Die Frauen haben nicht die Stellung der sonst im Orient wohnenden Frauen; sie sind nicht isoliert, nicht vom öffentlichen Leben geschieden und bewegen sich ziemlich frei und unverschleiert. Den Mädchen wird große Schönheit nachgerühmt. Sie sollen durch schönen kräftigen Wuchs, schönen Teint und ungewöhnliche Anmut sich vor den Weibern der meisten anderen Gegenden auszeichnen. Das ist für die tscherkessischen Mädchen im allgemeinen kein Glück gewesen, denn sie waren deshalb besonders begehrt und bildeten einen sehr guten Handelsartikel, da sie in Massen an die türkischen Harems verkauft wurden. Dieser Umstand aber beweist wohl am besten, daß die Freiheit der Tscherkessinnen in der Regel ganz erheblich überschätzt wird. Sie existiert in Wirklichkeit nicht, wenn auch, wie schon gesagt, den Mädchen, ebenso den Frauen, im allgemeinen nicht die schweren Einschränkungen auferlegt werden, die ihnen im Orient sonst das Leben verbittern könnten, wenn nicht die Gewohnheit und die Unkenntnis einer anderen Lebensweise diese Verbitterung verhüteten. Selbst der Frauen-

kauf im eigenen Lande besteht noch und läßt deshalb den Verkauf der Töchter an ausländische Harems nicht in dem Lichte erscheinen, in dem er sonst erscheinen würde. Dieser Frauenkauf wird allerdings durch eine gewisse Romantik verschleiert. Es ist nämlich Landessitte, daß der Bräutigam die Braut entführen muß. Er tut dies heimlich und muß mit großer Vorsicht zu Werke gehen, da die Mädchen, besonders die heiratsfähigen ziemlich scharf bewacht werden, nicht allein vom Vater, der noch ganz das altpatriarchalische Familienoberhaupt ist, sondern auch von den jungen Burschen des Ortes, die vielleicht selbst Absichten auf die Schöne haben, es im übrigen auch wohl für ihre Pflicht halten, den nachdrücklichsten Schutz vor Räubern zu gewähren. So hat der tscherkessische Liebeswerber einen gefährlichen Stand. Er muß die Braut rauben, um sie zu entführen, und er muß damit rechnen, daß diese Tat bemerkt wird, daß die heimischen Burschen ihm die Beute streitig machen, über ihn herfallen und sie ihm zu entreißen suchen. Nicht selten kommt es vor, daß der Verliebte fürchterlich geprügelt oder gar getötet wird, wenn er sich die Prügel nicht gefallen läßt, die er sich allerdings garnicht gefallen lassen darf, wenn er nicht seine Ehre verlieren will. Ist die Entführung gelungen, dann muß der Bräutigam auch noch an den Vater der Braut den Kaufpreis bezahlen. Die Sache ist aber weder ungefährlich noch billig, und man kann es den Tscherkessen schon deshalb nicht verdenken, wenn sie den Ehebruch furchtbar rächen. Daß auch bei ihnen nur die außereheliche sexuelle Befriedigung der Frau, nicht auch die des Mannes als ein Ehebruch gilt, ergibt

sich mit genügender Logik schon aus der Sachlage und den Verhältnissen der Eheleute zu einander. Die Frau ist vom Manne doppelt erworben, einmal durch die kühne Entführung und ferner durch Zahlung des vereinbarten Preises.

Bei den Griechen, bei denen die Frau im Altertum keine sehr hervorragende Rolle spielte, war es nach Solons Gesetz gestattet, die Ehefrau, die des Ehebruchs überführt war, einfach als Sklavin zu verkaufen; mit dem Ehebrecher, also ihrem Mitschuldigen, rechnete der betrogene Gatte selbst ab. Interessant ist wohl auch die Rechtslage bei einem Volke, das sich als direkte Nachkommen der alten Spartaner bezeichnete, den Mainoten. Das ist ein wildes, räuberisches Volk, das den südlichen Teil der Halbinsel Morea bewohnte, meist von der Seeräuberei lebte und kriegerisch bis auf die Knochen war. Es fühlte sich keiner vor dem andern sicher, und deshalb waren die Einzelwohnungen geradezu als Festungen angelegt. Das mag wohl durch die extensive Anwendung der Blutrache notwendig gewesen sein, denn sobald einmal Blut vergossen war, wurde strenge Blutrache geübt, die abermals Blutrache verlangte und so immer weitere Kreise ziehen mußte. War bei diesem Volke ein Ehebruch vorgekommen, so verfiel die schuldige Frau, die doch ohnehin in der Gewalt des Ehemannes verblieb, dessen Rache, der Mitschuldige aber wurde für vogelfrei erklärt; wer ihn fand, durfte ihn erschlagen. Hatte er die Frau eines Andern etwa aus dessen Gewalt entführt, um mit ihr zu fliehen oder sie mit in sein festes Heim zu nehmen, so war das Paar vogelfrei.

Ich darf mich wohl auf diese Auslese der ver-

schiedenen Ehebruchsstrafen beschränken; sie umfaßt alles, was früher an Strafen und an Privatrache vorkam und noch jetzt Brauch ist. Das Wesentlichste ist immer die orientalische Auffassung, daß nur die Frau nicht auch der Mann die Ehe durch eine Extravaganz bricht. Es dürfte hier interessieren, daß auch Christus nur von diesem Gedanken ausgegangen ist, und daß deshalb seine über das jüdische Gesetz weit hinausgehende, nicht aber es aufhebende, Ansicht des Ehebruchs, daß der, der ein Weib ansehe, um es zu begehren, mit ihr die Ehe schon gebrochen habe, stets im orientalischen Sinne den Ehebruch an sich betrachtet. Es ist da lediglich die Rede von der verheirateten Frau, die ein Anderer auch in Gedanken nicht begehren dürfe, da ihn schon dieses Begehren zum Ehebrecher stempele. Es ist das vollständig zutreffend und interessant für die, die nicht nach dem Willen des Täters forschen sondern immer nur den Erfolg, selbst den vom Täter nicht gewollten, als entscheidend für die Beurteilung gelten lassen wollten. Diesem prinzipiellen Fehler einer Gerechtigkeitspflege konnte natürlich Christus nicht gutheißen. Daher sein Ausspruch. Was aber hat das Dogma aus der Lehre Christi gemacht? Eine sakramentale Ehe und auf der ganzen Linie so ziemlich das genaue Gegenteil von dem, was diese Lehre predigt.

Der Schleier.

Es ist eine dem Europäer besonders auffallende Erscheinung, daß die orientalischen Frauen, wenigstens in den überwiegenden Ländergebieten sich, nur tief verschleiert zeigen. Der Schleier ist dabei nicht das, was er bei uns zu sein pflegt, ein duftiges, durchsichtiges Gewebe, das nur dann die Reize des Gesichts verhüllt, wenn diese — überhaupt nicht vorhanden sind, sonst aber sehr wohl die Gesichtszüge unserer Damen deutlich erkennen läßt, ihnen sogar nicht selten noch einen besonderen pikanten und koketten Reiz gewährt, sondern eine völlige Verhüllung, die nichts frei läßt als die Augen, die aus dieser Hülle das leidenschaftliche Feuer des Empfindens hervorsprühen lassen. Der Schleier wird aus verschiedenen Streifen eines weißen Stoffes kunstvoll angelegt, und erinnert zuweilen an das Aussehen eines Corpsstudenten, der bei der Mensur allzu reichlich mit Schmissen beglückt worden ist die ihm im späteren Leben einen hübschen Nimbus verleihen als Beweis besonderer Bravour gelten und doch eigentlich nur beweisen, daß — der Gegner die Waffe besser zu führen wußte.

Daß eine solche Verschleierung nicht gerade die Lust des Daseins erhöhen kann, daß sie vielmehr an und für sich schon höchst unbequem, in orientalischer

Temperatur geradezu unerträglich ist, das bedarf wohl keines besonderen Nachweises, und wenn man auch bei uns die tägliche Erfahrung machen kann, daß auf die Modedame das paßt, was der Apostel Paulus im ersten Korintherbrief 13 über die Liebe sagt: „Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles", wenn wir auch von unserer Herrenwelt feststellen, daß der Mode zur Liebe selbst die höchsten Kragen, die keine freie Bewegung gestatten, das Atmen erschweren und selbst die Folter dadurch, daß sie länger peinigen, übertreffen, mit freudigem Mute getragen werden, daß die unnatürliche Stärkewäsche den Oberkörper in eine Art Backofen verwandelt, so läßt sich doch wohl ohne weiteres annehmen, daß die orientalischen Frauen einem anderen Gebote als dem der Mode folgen. Das trifft auch in der Tat zu.

Man hält nun in der Regel den weisen Mohammed für den verantwortlichen Redakteur dieser „Modetorheit", tut ihm damit allerdings ebenso bitteres Unrecht wie so oft dem „Verantwortlichen", den man büßen und leiden läßt für Dinge, an denen er ungeheuer unschuldig ist, wenn man nicht den Begriff des dolus eventualis so weit ausdehnen will, um anzunehmen, der Verantwortliche müsse wissen, es könne auch einmal in sein Blatt eine bedenkliche Notiz geraten, sogar habe er diese schon dadurch gewollt, daß er überhaupt Redakteur geworden sei. Anders ließe sich wenigstens auch ein Verschulden des großen Propheten an der Verschleierung der Orientalinnen nicht konstruieren, denn Mohammed hat sie nicht befohlen, und der Koran gebietet sie nicht. Man darf aber doch sagen, daß die Vorschrift

des Schleiers nicht so völlig unsinnig und unbegründet ist, wie sie gewöhnlich dem Fremden erscheint. Die Frauen im Orient haben geliebt und gelebt, wie es ihre leidenschaftliche Natur ihnen wünschenswert erschienen ließ; sie haben sich als leichtfertig und oberflächlich und, wie die Gelehrten des Islam behaupten, auch als minderwertig erwiesen und es dadurch selbst verschuldet, wenn schließlich energischere Maßregeln getroffen wurden, um ihnen ihre Pflichten als Frauen erheblich nachdrücklicher zu Gemüte zu führen als durch einfache religiöse Hinweise und Wünsche seitens der gestrengen Gatten, die gegen ihre eigene Moral allerdings weniger streng waren, dies ja aber auch nicht zu sein brauchten, da die Rechte von Mann und Weib, besonders in der Ehe, wie wir gesehen haben, durchaus nicht die gleichen sein konnten. Es gab kein besseres Mittel als den Schleier. Haben doch selbst die christlichen Nonnen dieses Mittel angenommen, um dadurch allen Anfechtungen der Welt zu entgehen und auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, daß sie auf irdische Freuden Verzicht geleistet haben und als Himmelsbräute die Treue halten wollen. Wenn es nun auch gewiß im Abendlande niemals gelungen sein würde, gegen alle weiblichen Wesen einer derartigen Vorschrift Geltung zu verschaffen, so würde dies im Orient nur belächelt worden sein, denn dort gilt der Wille des Mannes, und das Weib hat zu gehorchen, mindestens in der Öffentlichkeit. So war es dort nicht übermäßig schwer, ein Gebot ein- und durchzuführen, das die Verwunderung des Abendlandes erregen muß. Die Sache hat allerdings doch noch einen Haken. Auch im Orient wäre

die Verschleierung wohl schwerlich allgemein durchgeführt worden, wenn man nicht doch das religiöse Moment als Beweis für die Notwendigkeit dieser Sitte hätte heranzuziehen können.

Ich habe schon gesagt, daß der Koran solchen Brauch nicht vorschreibt, und Kenner des Islam werden sogar ohne besondere Mühe den Nachweis zu führen vermögen, daß im Gegenteil die Verhüllung des Gesichts dem religiösen Gesetz direkt zuwiderläuft, der Schleier ist also viel eher verboten als vorgeschrieben. Was tuts? Ohne ein religiöses Mäntelchen hätten wohl selbst die Männer nicht allgemein eingewilligt oder gar erst angeordnet, daß ihre Frauen nur verschleiert die Straße betreten dürften, und niemals würde schon aus diesem Grunde der Schleier Brauch geworden sein. Was wird aber selbst aus den klarsten Religionslehren im Laufe der Jahrhunderte gemacht? Ist es in irgend einem religiösen Bekenntnis jemals anders gewesen? Wer die Zersplitterung der christlichen Konfessionen, die doch alle auf den sonnenklaren Lehren Christi aufgebaut sein sollen, die es also garnicht geben könnte, kennt, der wird wissen, daß auf diesem Gebiete stets aus schwarz weiß und aus weiß schwarz gemacht wird, daß es dann noch ein Dutzend Zwischensekten gibt, die grau sagen, was die andern schwarz oder weiß bekennen, und daß bei allem Dogma die Grundlehre vergessen und verbessert und vermehrt ist. Warum soll der gläubige Muselmann nicht auch glauben, daß eigentlich Mohammed doch den Frauen habe anbefehlen wollen, wenn es die gelehrten Koranausleger so interpretieren? Das aber gilt für des Glaubens schönsten Beweis, daß nicht die klare Ver-

nunft entscheidet, denn was man weiß, das braucht man nicht erst zu glauben, sondern der Glaube soll auch da nicht wanken, wo die klare Menschenvernunft das Gegenteil beweist. Diesen Glauben besitzt der orientalische Fatalist viel eher als sonst ein Mensch auf Gottes schöner Welt, mag er auch sein „Credo quia absurdum", noch so laut in die Welt hinausrufen.

Der Koran schreibt den Frauen ein sittliches Betragen vor, gebietet ihnen, die Männer nicht an sich zu locken und sie nicht zu viel zu reizen, sondern viel eher die Augen niederzuschlagen, wenn freche Blicke sie begehrend anschmachten. Das war gut und weise; auch Mohammed kannte seine Landsleute und sein Volk und wußte recht gut, warum er solche Lehren niederschrieb, resp. sie mündlich verbreitete. Wer den Orient kennt, weiß, daß ein solches Gebot sehr notwendig war und auch heute noch ist. Andere Länder könnten davon nur lernen. Wenn nun die Ausleger aus dieser Vorschrift das Gebot des Schleiers fabriziert haben, so ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß sie etwas interpretiert haben, was im Koran nicht steht, dem Koran sogar widerspricht, was aber gleichwohl mit dem Geiste der mohammedanischen Religion durchaus vereinbar ist und nach diesem Geiste tausendmal vernünftiger und berechtigter ist als vieles von dem, was in andere Religionen hineininterpretiert worden ist, nicht selten Grund zu den grausamsten Menschenschlächtereien gegeben und so der Welt ein Schauspiel geboten hat, das sehr wohl geeignet gewesen wäre, das ganze religiöse Gebäude zum Einsturz zu bringen, wenn der Mensch nicht schon instinktiv das Bedürfnis nach einem religiösen Halt empfände.

Nun gehörte aber auch keine besondere Erfindungsgabe dazu, den Schleier einzuführen; die Gelehrten des Islam brauchten vielmehr nur Bestehendes zu acceptieren, denn die Verschleierung der Weiber ist in der Tat älter als der Mohammedanismus. Schon lange vor Mohammed bestand sie bei verschiedenen orientalischen Völkern. Es läßt sich freilich absolut nicht feststellen, wo zuerst diese Sitte entstanden ist. Sie dürfte aber bereits den ältesten Ägyptern ebenso den Assyrern nicht unbekannt gewesen sein. Zu einer Art religiöser Vorschrift — wir haben gesehen, mit welcher Berechtigung — ist sie aber erst durch die Anhänger Mohammeds erhoben worden.

Auch im alten Griechenland und selbst im alten Rom kannte man die Schleier, verwendete sie allerdings nur, wie dies unsere heutige Damenwelt noch tut, mehr als Schmuck- und Zierstück. Es ist nicht zu verkennen, daß der Schleier sich zu diesem Zwecke ganz vorzüglich eignet; er ist geradezu eine raffinierte Toilettentechnik, denn niemals werden Reize, die frei und offen zur Schau getragen werden, in dem Maße die Aufmerksamkeit und Begierde reizen, wie dies durch die zarte Verhüllung des Schleiers geschieht, der die Schönheit nicht völlig verbirgt, ihre detaillierten Geheimnisse aber nur erraten, nicht klar erkennen läßt. Wenn in unserer Zeit der Schleiertanz seinen Zauber auf die Besucher unserer Theater wirken läßt, so ahnt man wohl kaum, daß auch dieses graziöse Spiel das orientalische Altertum bereits gekannt und bewundert hat. Freilich gab es in früheren Jahrhunderten nicht den Glanz der feenhaften Beleuchtung, die in unseren Tagen durch die wunderbare Wirkung

der besten Beleuchtungseffekte erst den Schleiertanz zu dem macht, als was er jetzt erscheint, sondern die altorientalischen Tänzerinnen konnten nur durch die Grazie ihrer Bewegungen die Zuschauer hinreißen. Das ist ihnen aber auch vorzüglich gelungen. Das Publikum, die sinnlich veranlagten Männer, liebte allerdings die weibliche Grazie mit und ohne Schleier. Letzterer übte auch da seine magische Kraft dadurch, daß er die Reize mehr ahnen als erkennen ließ. Es liegt zu tief in der menschlichen Natur begründet, daß nicht bloß das Verbotene, sondern auch das Geheimnisvolle reizt. Ich möchte deshalb wohl behaupten, daß man der wirklichen Sittlichkeit einen schlechten Dienst erweist, wenn man auf alles Nackte so fanatisch Jagd macht. Wer zur Unsittlichkeit anreizen will, der wird seinen Zweck viel eher erreichen, wenn er sich in geschickter Weise des Schleiers bedient, als wenn er brutal das Nackte zur Schau stellt. Ob man daran nicht auch im Orient gedacht hat? Ob nicht der seltene Anblick des Weibes dort die Männer viel mehr reizt, als wenn die Weiber frei von Schleiern sich stets und ständig den Blicken präsentieren? Wie vorteilhaft die orientalische Sitte zuweilen sein kann, das werden diejenigen Frauen am besten beurteilen können, die von der gütigen Natur bei der Verteilung der Schönheit besonders stiefmütterlich behandelt worden sind. Für diese ist allerdings der Schleier nicht erfunden worden, und das ist eigentlich das Wunderbarste an der Sache.

Die Jungfräulichkeit.

Daß es für die Frage des Liebeslebens eines Volkes von eminenter Bedeutung ist, festzustellen, wie die Jungfräulichkeit im Allgemeinen bewertet wird — der Einzelne mag dabei stets seine abweichende Ansicht vertreten — versteht sich ganz von selbst. Nun habe ich es aber nicht mit dem Liebesleben eines Volkes zu tun, sondern einer großen Anzahl von Völkern, wenn ich das orientalische Liebesleben besprechen will. Die Ansichten über den Wert der Jungfräulichkeit werden nicht allein durch Landessitten, sondern auch durch religiöse Lehren und durch die allgemeine Stellung und Bewertung der Frauen stark beeinflußt. Ich glaube, daß es kaum ein orientalisches Land gibt, das so klar und deutlich die wechselnde Stellung einer orientalischen Frau zeigen kann, wie Japan.

Dort galten im hohen Altertum die Frauen außerordentlich viel, d. h. sie hatten dieselbe Stellung wie der Mann und denselben Wert, allerdings wohl auch dieselben Pflichten; sie beteiligten sich sogar an den Kämpfen, fochten Seite an Seite mit ihren Männern und waren sogar wegen ihrer großen Tapferkeit im Kriege sehr geschätzt. Es wird den japanischen

Frauen des Altertums nachgerühmt, daß sie geistig und physisch den Männern in keiner Weise nachgestanden hätten. Sie waren auch von der Herrschaft nicht ausgeschlossen, und spielten im geistigen Leben dieselbe Rolle wie die Männer. Das war für die Frauen jedenfalls ein idealer Zustand; er war aber nicht von Dauer, sondern änderte sich schnell, nachdem die fremden Religionen Buddhismus und Confucionismus ihren Einzug gehalten hatten. Wie es scheint, haben die japanischen Frauen selbst ihre Stellung untergraben; denn drei Frauen waren es, die man zur Erforschung jener Religionen ins Ausland sendete. Selbst die Namen dieses weiblichen Dreigestirnes sind der Nachwelt erhalten: Jenshini, Jenzoni und Keigeni. Die japanischen Frauen, nicht bloß die drei Entsendeten, haben für die Einführung der fremden Religionen, gegen die sich die Männer ziemlich ablehnend, mindestens sehr gleichgiltig verhielten, mit Erfolg ihren Einfluß geltend gemacht, und entweder ist es wahr, daß die weibliche Logik nicht viel wert ist, oder daß dem Weibe die klare Einsicht und Erkenntnis des Mannes fehlt, oder die japanischen Frauen haben ihre Macht überschätzt, denn den Einfluß jener Religion auf die Stellung der Frau haben sie sicherlich nicht ins Bereich ihrer Berechnungen gezogen. Sonst würden sie sich nicht um die Einführung der fremden Religionen bemüht haben. Nachdem Japan nämlich diese Religionen acceptiert hatte, war es mit der Herrlichkeit der Frauen sehr bald vorbei; die Japanerin sank auf das Nichts herab, das die chinesischen Frauen und die Frauen der meisten orientalischen Länder für das öffentliche Leben waren

und zum großen Teile noch heute sind. Besonders unter der Tokugawa-Regierung vollzog sich ein Wandel, den der unbeteiligte Beobachter überhaupt nicht für möglich halten kann. Die Frauen, die im Krieg und Frieden vollwertige und gleichberechtigte Genossinnen der Männer gewesen waren, wurden vollständig unterdrückt; sie hatten kaum noch das Recht, das Haus zu verlassen, und waren, so lange sie lebten, zum Gehorsam verpflichtet. Selbst die Ehe änderte wohl an den Personen der Gebietenden, nicht aber am Gehorsam selbst etwas. Als Mädchen waren die Japanerinnen den Eltern unbedingten Gehorsam schuldig, als Gattinen dem Manne und als Matrone — den Kindern. Es war also eine außerordentlich untergeordnete Stellung, die die bisher so hochstehende Frau zuerteilt erhielt. Dieses Verhältnis hat sich erst geändert, als Japan dem Einfluß der westlichen Kultur sich unterwarf. Das ist aber eine Epoche, die zunächst für unsere Betrachtungen nicht von irgendwelcher Bedeutung sein kann.

Aus diesen japanischen Verhältnissen ergibt sich evident, welche Rolle die religiöse Ansicht auf die Stellung der Frau auszuüben vermag. Das gestattet aber auch Rückschlüsse auf andere Länder, die erst später den Buddhismus usw. annahmen. Ich möchte auf das alte Babylon hinweisen, das sicherlich den Frauen eine Stellung zuerkannte, die sich nicht allzusehr von der des japanischen Altertums unterschied. Wir haben nun aber gesehen, daß im alten Babylon die Jungfräulichkeit nicht als das kostbarste Gut betrachtet wurde, das die Frau dem Manne mit in die Ehe brachte, sondern daß die Jungfräulichkeit im

Tempel der unersättlichen Gottheit geopfert wurde. Vielleicht ist daraus der Schluß zu ziehen, daß die Männer keinen großen Wert auf die völlige Unberührtheit ihrer Gattinnen legten, sicher aber ist das noch kein Grund zu der Annahme, die Jungfräulichkeit sei an und für sich als etwas Wertloses betrachtet worden. Wertloses pflegt man nicht den Göttern zum Opfer zu bringen; aber die religiöse Prostitution läßt auch, wie wir in einem früheren Kapitel gesehen haben, eine andere Deutung zu; sie kann auch das Sympton eines starken sittlichen Verfalls sein, und das Opfer ist dann eben nicht viel mehr als eine Unsittlichkeit, der man sich zwar bewußt ist, die man aber durch ein religiöses Mäntelchen dekoriert und dann als ein Opfer einer frommen Seele paradieren läßt. Das ist wenigstens der wahre Kern, denn etwas anders liegt die Sache doch. Es ist psychologisch schon längst eine gewisse Wechselbeziehung zwischen Religion und Erotismus nachgewiesen. Es kommt nun allerdings auf den sittlichen Wert und die sittliche Auffassung an, ob diese Wechselbeziehung zu einem unsittlichen Kult ausartet, oder ob sie gar zur Askese führt. Ich möchte aber sagen, in dem einen wie in dem andern Falle ist der Zusammenhang nachgewiesen. Daß beim unsittlichen Kult, wie wir ihn bei den Dionysien und überall da finden, wo man von einer religiösen Prostitution zu reden berechtigt ist, auch die geile Lüsternheit sich breit macht, daß von vielen Personen der religiöse Kult nur benutzt wird, um die lüsternen Begierden zu befriedigen, daß sogar eine verkommene Priesterschaft, die überhaupt nicht religiös dachte, oder doch wenigstens den eigenen Vorteil anbetete, den

Kult nur deshalb förderte und begünstigte, weil er ihren persönlichen Begierden Rechnung trug, das ändert an der Sache nicht das Mindeste.

Wenn man das alles erwägt, wenn man weiter bedenkt, daß den Orientalen der sexuelle Genuß das wesentlichste Bedürfnis war, daß es ihnen nicht einmal so sehr darauf ankam, mit wem sie ihn befriedigten, dann sollte man wohl zu der Überzeugung kommen müssen, daß ihnen die Jungfräulichkeit keineswegs eine besonders schätzenswerte Eigenschaft eines Weibes gewesen sein könne. Das trifft aber gleichwohl nur auf einige Völker zu.

Wir finden auch hier wieder im mosaischen Rechte äußerst wertvolle Fingerzeige. Es ist da der Beweis geliefert, daß mindestens nicht alle Völker gering über die Jungfräulichkeit dachten. Die Stelle des mosaischen Rechtes, auf die ich hier Bezug nehme, ist so interessant, daß ich sie wörtlich wiedergebe. Sie findet sich 5. Mose 22, 13—21: „Wenn jemand ein Weib nimmt, und wird ihr gram, wenn er zu ihr gegangen ist, und legt ihr was Schändliches auf, und bringet ein bös Geschrei über sie aus und spricht: Das Weib hab ich genommen, und da ich mich zu ihr tat, fand ich sie nicht Jungfrau. So sollen der Vater und Mutter der Dirne sie nehmen, und vor die Ältesten der Stadt in dem Thore hervorbringen der Dirne Jungfrauschaft. Und der Dirne Vater soll zu den Ältesten sagen: Ich habe diesem Manne meine Tochter zum Weibe gegeben, nun ist er ihr gram geworden. Und legt ein schändlich Ding auf sie, und spricht: Ich habe deine Tochter nicht Jungfrau gefunden; hier ist die Jungfrauschaft meiner

Tochter. Und sollen das Kleid vor den Ältesten der Stadt ausbreiten. So sollen die Ältesten der Stadt den Mann nehmen, und züchtigen, und um hundert Silberlinge büßen, und dieselben der Dirne Vater geben, darum, daß er eine Jungfrau in Israel berüchtiget hat; und soll sie zum Weibe haben, daß er sie sein Lebtag nicht lassen möge. Ist's aber die Wahrheit, daß die Dirne nicht ist Jungfrau gefunden, so soll man sie heraus vor die Thür ihres Vaters Hauses führen, und die Leute der Stadt sollen sie zu Tode steinigen, darum daß sie eine Thorheit in Israel begangen, und in ihres Vaters Hause gehuret hat; und sollst das Böse von dir thun."

Es mag ja auf den ersten Blick so aussehen, als sei diese Stelle keineswegs so außerordentlich interessant, wie ich sie in Aussicht gestellt habe; bei einer genaueren Zergliederung aber enthält sie ein ganzes Stück Kultur- und Rechtsgeschichte des alten mosaischen Volkes. Ich werde sie deshalb genauer besprechen und hoffe, damit die Geduld meiner sehr geehrten Leser nicht zu ermüden, wenn ich auch Dinge zur Sprache bringe, die, streng genommen, nicht in den Rahmen dieses Kapitels gehören. Zunächst verdient schon die Stelle Beachtung, an der gesagt ist, daß der Mann, der seiner Frau nachsage, er habe sie in der Brautnacht nicht als Jungfrau befunden, ihr damit etwas Schändliches auflege. Das allein schon würde beweisen, daß bei den alten Juden die Jungfräulichkeit nicht nur genügend geschätzt wurde, sondern das man sie geradezu für ein unbedingtes Erfordernis hielt, so daß ein Mädchen, das nicht die Jungfräulichkeit bis zur Ehe bewahrt hatte, überhaupt keinen Anspruch mehr

darauf hatte, als Frau geachtet und anerkannt zu werden. Das ist eine Anschauung, die nicht einmal heutigen Tages in dieser Reinheit Geltung hat, wenn man auch nach außen hin so tut, als sei eine andere Ansicht überhaupt nicht vorstellbar.

Nun hatte der Vater das Recht oder eigentlich die Pflicht, den Mann, der seine Tochter so hart beschimpft hatte, zur Verantwortung zu ziehen. Er mußte dies aus zwei Gründen tun: einmal durfte die Schmach nicht einer Unschuldigen angetan werden, und zweitens mußte auch festgestellt werden, ob der Schimpf etwa nicht doch zu Recht erfolgt war, denn in diesem Falle mußte die junge Frau ihre Schuld furchtbar büßen, da das Böse von Israel getan werden sollte. Der Vater der Beschimpften sollte diese vor die Ältesten der Stadt „in dem Thore“ bringen. Das heißt, er sollte sie vor das Gericht führen, denn die Ältesten bildeten das Gericht, das in dem Tore der Stadt tagte, um anzudeuten, daß das Recht öffentlich ohne Winkelzüge, keinem zu Liebe und keinem zu Leide gehandhabt wurde. Im Tore tagte das Gericht auch, damit jeder Bürger, komme er aus der Stadt, wolle er in die Stadt, sein Recht sicher finden könne; die Ältesten mußten Jeden hören, und Jedem sein Recht sprechen; das wurde nicht abhängig gemacht von Vorschußzahlungen auf die Gerichtskosten oder sonst einem Hokuspokus. Das Recht war frei, es mußte frei sein, weil sich ihm jeder, gleichviel ob arm oder reich, unterwerfen mußte, weil jeder, gleichviel ob hoch oder gering, sein Recht fordern durfte. Das war also auf alle Fälle eine köstliche Zeit.

Nur mußte der Beweis in einer eigenartigen Weise

geführt werden, die, wie ich später zeigen werde, heute noch bei verschiedenen orientalischen Völkern Geltung hat; die Eltern mußten das Kleid der Tochter vor den Ältesten der Stadt ausbreiten, Das ist eine Beweisführung, für die unserer Zeit das Verständnis abhanden gekommen ist, vielleicht weil unsere Zeit diese Probe auch nicht mehr vertragen könnte. Das Kleid, das die Dirne in der Brautnacht getragen hatte, mußte frische Blutspuren aufweisen, wenn die Jungfräulichkeit wirklich vorhanden gewesen wäre, denn man nahm an, daß der erste sexuelle Verkehr, bei dem das Hymen verletzt wurde, ohne Blutverlust nicht denkbar sei. Daß, wenn die frische Blutspur in dem Gewand vorhanden war, die Jungfräulichkeit bewiesen war, das konnte also keinem Zweifel unterliegen, fehlte die Blutspur, dann hielt man die Behauptung des jungen Ehemanns für bewiesen. Das war etwas summarisch gedacht, wohl auch nicht in allen Fällen nach den heutigen Erfahrungen berechtigt; aber im allgemeinen war diese Beweisführung doch ziemlich zuverlässig. Die Beleidigung wurde also auch etwas anders behandelt als heute, wo an den Klippen der „nicht erweislich wahren Tatsache“ mancher Ehrenmann zum Vorteil eines Schurken Schiffbruch erleidet. Nun aber die Strafe. Hatte der Beleidiger gelogen, in diesem Falle also wissentlich die Unwahrheit behauptet — denn er konnte sich ja sehr leicht überzeugen, ob er der Frau recht oder unrecht tat —, dann wurde er in eine Strafe von 100 Silberlingen genommen, das war eine sehr harte und empfindliche, aber auch eine sehr wohlverdiente Strafe. Hatte er aber die Wahrheit gesagt, dann wurde die junge Frau

gesteinigt, also mit einer sehr schweren Todesstrafe belegt. Auch das war berechtigt, denn die Strafe dessen, der jemanden einer Tat beschuldigt, kann doch nicht schwerer sein als die Strafe dessen sein würde, der die behauptete Tat wirklich begangen hat. Leider ist das nach unserem heutigen geltenden Rechte ebenfalls gerade umgekehrt. Das ist stets da, wo die behauptete Handlung zwar die Ehre des sie Begehenden befleckt, gesetzlich aber nicht strafbar ist, selbstverständlich, weil doch sonst der Beleidiger überhaupt nicht zur Verantwortung gezogen werden könnte; aber da, wo etwa ein Ehebruch behauptet wird, ist für diesen das Strafmaß 6 Wochen Gefängnis, für den Beleidiger aber 2 Jahre Gefängnis. Daß die Strafsumme dem Vater der Beleidigten ausgehändigt wurde, läßt ebenfalls den Grundgedanken, daß dem Beleidigten die Genugtuung und Entschädigung zufließen muß, reiner zum Ausdruck gelangen als dies nach heutigem Rechte die Strafe tut, die, wenn sie Geldstrafe ist, der Fiskus erhält, und wenn es eine Freiheitsstrafe ist, den Beleidigten auch nicht entschädigt. Es ist also wirklich an jener unscheinbaren Stelle doch eine reiche Fülle des Interessanten und Lehrreichen geboten.

Ich habe gesagt, daß der eigenartige Beweis der vorhanden gewesenen Jungfräulichkeit bei einigen Völkern des Orients auch heute noch seine Geltung behalten hat. Das ist Tatsache, wenn dieser Beweis auch nicht gerade in Verleumdungsprozessen geführt wird. Bei verschiedenen arabischen Stämmen ist es noch jetzt Brauch, daß nach der Brautnacht das Gewand der jungen Frau feierlich und mit großem Jubel durch

den ganzen Ort getragen wird. Das geschieht lediglich deshalb, damit Männiglich sich überzeugen kann, daß die Ehe wirklich geschlossen und genossen worden ist. Beweis bilden die Blutspuren im Gewand der Frau. Diese beweisen zweierlei: erstens dass der Mann seine eheliche Pflicht getreulich erfüllt hat, zweitens daß die Frau noch im Besitze der Jungfräulichkeit gewesen ist, als sie die Ehe schloß. Es mag sein, daß sich nicht jeder über den Brauch dieser sonderbaren Sitte völlig klar ist; daß aber das Fehlen der obligatorischen Blutflecken eine furchtbare Entrüstung hervorrufen würde, ist klar. Auch das beweist, dass die Jungfräulichkeit durchaus Erfordernis ist. Für unsern Geschmack ist es sicherlich eine Ungeheuerlichkeit, die intimsten Dinge des Familienlebens derartig zur Schau zu stellen, aber wenn man von der traditionellen Moralanschauung absieht, die Dinge natürlich auffaßt und mehr dem Sein als dem Schein Gewicht beilegt, wird man es den arabischen Stämmen nicht verargen dürfen, wenn sie das Seumesche Wort aussprechen: „Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen.“ Es ist nicht unmoralisch, wenn man das, was so selbstverständlich ist wie die Tatsache, daß dem Tage die Nacht zu folgen pflegt, auch als eine Selbstverständlichkeit öffentlich anerkennt und ausspricht. Dazu kommt, wie dies übrigens auch die oben zitierte Stelle des mosaischen Rechtes zum Ausdruck bringt, daß die Ehe erst durch das Beiliegen als wirklich vollzogen gilt, wie dies ja auch nach altem germanischen Rechte der Fall war, daß also ein Ehepaar, das als solches besondere Rechte und Achtung verlangte, gewissermaßen den Nachweis zu führen

hatte, es sei nun wirklich ein Ehepaar geworden. Nimmt man das alles als die Grundgedanken der Ehe an, dann versteht es sich beinahe von selbst, daß die anscheinende Unmoralität der arabischen Stämme in Wirklichkeit weit über „Europas übertünchte Höflichkeit", über unsere wurmstichige und innen hohle Moral emporragt. Man wird zu dieser Ansicht umsomehr gelangen müssen, wenn man erwägt, daß durch das uns so sonderbar und abstoßende Verfahren zugleich festgestellt wird, daß in der Tat die Eheschließenden, insbesondere die junge Frau auch nicht der mindeste sittliche Einwand treffen kann, daß vielmehr die Frau für alle Zeiten gegen den etwaigen Vorwurf, sie sei vor ihrer Ehe schon defloriert worden, geschützt ist. Wie stellt sich dagegen der schon einmal erwähnte Ausspruch eines Berliner Geistlichen, daß bei uns keine Braut als Jungfrau in das Ehebett steige? Wie stellt sich dazu die Tatsache, daß auch die Frau, die das verwerflichste Vorleben vor ihrer Verheiratung geführt hat, doch in der Regel jeden, der ihr einen solchen Vorwurf macht, wegen Beleidigung bestrafen und in einer großen Anzahl von Fällen ihn hinter Schloß und Riegel abführen lassen kann, weil der Beleidiger zwar von der vollen Wahrheit seiner Behauptung mit Recht überzeugt war, sie aber nicht klipp und klar zu beweisen vermochte? Die Bestrafung eines solchen Menschen ist vom Standpunkte der Gerechtigkeitsliebe mindestens ebenso tief bedauerlich wie die doch ebenfalls nicht seltene Erscheinung, daß ein wirklich zu Unrecht Beleidigter keine Genugtuung erhalten kann. Unser Recht macht beide Fehler nicht nur möglich, sondern auch unvermeidlich. Ich möchte

damit nun freilich nicht etwa gesagt haben, daß wir jene arabische Sitte auch bei uns einführen sollten, denn sie läßt sich absolut nicht in unsere Anschauungen einfügen; ich meine aber, man soll nicht über einen Brauch, den man nicht versteht, einfach hohnvoll lächeln, sondern ernstlich prüfen, ob er nicht doch ganz gerechtfertigt sein kann, ob er nicht vielleicht gar noch Vorzüge aufzuweisen hat, die sich bei einer ganz objektiven Prüfung von selbst ergeben.

Nun haben wir aber schon früher gesehen, daß bei verschiedenen Völkern die Jungfräulichkeit nicht nur nicht als eine notwendige Voraussetzung betrachtet wurde, sondern daß es sogar Vorschrift war, die Braut vor der Hochzeit durch andere Personen defloreieren zu lassen, damit die „lästige Eigenschaft" des tugendhaften Weibes beseitigt würde. Das mag seinen Grund in sanitären oder rein ästhetischen Ideen gehabt haben. Die arabischen Volksstämme, die stolz das blutbefleckte Hochzeitsgewand durch die Straßen tragen ließen, gewissermaßen als „corpus delicti", das einmal die Tugend der Braut und ferner die Potenz des Bräutigams beweisen mußte, haben jedenfalls vor dem Blute, von dem Goethe seinen Faust sagen läßt, daß es ein ganz besonderer Saft sei, keine Aversion gehabt. Daß andere Volksstämme darüber anders gedacht haben oder noch denken, das ist an sich keineswegs ausgeschlossen, sondern viel eher wahrscheinlich. Wir wissen, daß sehr pervers veranlagte Menschen es lieben, die Freuden der Liebe durch Blutopfer zu erobern, d. h. daß sie sich ohne ein blutendes Opfer keinen rechten Genuß zu denken vermögen, daß sie deshalb für ihre Liebesakte Weiber nahmen, die vor

normal veranlagten Männern gerade zu derselben Zeit völlig sicher sind. Ich möchte sagen, es ist normaler, kein Blut zu wünschen, und das mag die Ursache sein, daß vielleicht einzelne Völkerstämme diese Abneigung vor dem Blute so weit treiben, daß sie selbst in der Hochzeitsnacht lieber auf die Jungfräulichkeit Verzicht leisten, als daß sie diese Blutabneigung überwinden. Auch aus rein hygienischen Rücksichten rechtfertigt sich diese Abneigung besonders im Orient, und selbst in der mosaischen — man darf wohl sagen — Gesetzgebung finden wir sehr eingehend geschildert, daß im Zustande des Blutflusses das Weib als unrein zu gelten habe. Das war, wie gesagt, aus rein hygienischen Gründen durchaus berechtigt und konnte deshalb — was bei den Juden allerdings nicht ohne Entstellung angenommen werden darf — sehr wohl auf die Defloration ausgedehnt werden. Mindestens wird man das ohne weiteres überall da annehmen dürfen, wo die Defloration den Knechten überlassen wurde. Daß dies bei verschiedenen Völkern durchaus Brauch gewesen sei, das wird von alten Schriftstellern und besonders von Reiseschriftstellern mit solcher Entschiedenheit behauptet, daß es doch wohl nicht berechtigt erscheinen kann, diese Behauptung ohne ausreichenden Beweis für ein Märchen zu erklären. Mindestens wird man nicht sagen dürfen, daß die Sitte — man könnte besser sagen Unsitte —, die Bräute vor der Hochzeit durch dritte Personen defloreren zu lassen, nicht bestanden habe. Sie war zum Teil ein Vorrecht der Herrscher und Gebieter, wurde sie aber als Vorrecht geduldet, dann war die Defloration durch Dritte mindestens Gewohnheitsrecht, und war

es das, dann wäre damit wieder bewiesen, daß die Jungfräulichkeit nicht erstes Erfordernis für die Braut war. In Cypern war sie es so wenig, daß man es durchaus für richtig hielt, die Mädchen sich ihre Aussteuer erst durch Prostitution verdienen zu lassen, ehe man sie als Gattinnen heimführte. Das kennzeichnet freilich ein so absolutes Freisein von Eifersucht und — Vorurteil, daß man wohl darüber staunen darf.

Anders dachten die Völker von „Goa" über diesen Punkt, wenn man alten Schriftstellern trauen darf; sie wollten auch die Bräute defloriert haben, da sie die Defloration für etwas Schändliches, Unanständiges und Unwürdiges hielten; aber sie waren doch nicht so vorurteislos und auch nicht frei von Eifersucht, daß sie sich hätten überwinden können, diese unwürdige Aufgabe durch eine andere Person lösen zu lassen. Wohl defloriert, aber nicht cohabilitiert wünschten sie die Braut. Sie wußten sich zu helfen und brachten dem Gotte der Liebe das Opfer der Jungfräulichkeit auf eine ganz ungefährliche und sicherlich auch die Familienheiligkeit nicht antastende Methode. Der Gott durfte sich nämlich nicht, wie dies anderwärts bei solchen Gelegenheiten Usus war, durch seine Priester bei der Annahme dieses Opfers vertreten lassen, sondern er war nur persönlich zum Empfange berechtigt. Da nun aber der Gott in Wirklichkeit nichts war als ein Gebilde von Menschenhand, und zwar ein Gebilde, das für die Defloration ganz besonders eingerichtet war, so war die Sache wirklich ohne jede Eifersuchtsanwandlung des Gatten zu ertragen. Das einzige Bedenken, wenigstens nach dem Geschmacke

und den Moralanschauungen des Abendländers war bei dieser Sache der Umstand, daß diese Defloration mit einer großen Feierlichkeit verbunden war. In feierlichem Zuge wurde die Braut durch den Ort geleitet, bis der Zug zu dem Götzenbilde kam. Dort aber erfolgte die Prozedur in vollster Öffentlichkeit. Da dies nun einmal Landessitte war, konnte es nicht die Sittlichkeit verletzen, und man ist niemals auf den genialen Gedanken verfallen, daß etwas das Schamgefühl verletzen könne, ohne unsittlich zu sein. Es ist damit eigentlich der dritte Typ gekennzeichnet. Wir finden demnach: 1. Völker, bei denen die Jungfräulichkeit einer Braut unerläßliche Bedingung war, so daß, falls sich herausstellte, daß diese Bedingung nicht erfüllt war, die Ehe als nichtig galt, oder daß sogar die Braut der Todesstrafe verfiel; 2. Völker, bei denen die Jungfräulichkeit der Braut beseitigt werden mußte, ehe die Hochzeit stattfand. Es war dabei Vorschrift, daß der sexuelle Akt mit einem andern Manne wirklich vollzogen sein mußte, ehe der Bräutigam ihn vollzog. Die Jungfräulichkeit wurde also nur als ein Hindernis betrachtet, das nicht mehr vorhanden sein durfte, wenn der Gatte das Beilager hielt. Es kommt dabei nicht darauf an, durch wen, ob durch Priester, Herren oder Knechte die Defloration vollzogen wurde. Und 3. finden wir Völker, bei denen die Braut noch Jungfrau sein mußte, nicht aber die physiologischen Symptone der Jungfräulichkeit besitzen durfte, so daß tatsächlich trotz der Defloration die Braut noch Jungfrau blieb, weil die Defloration auf rein mechanischem Wege wie durch eine Operation erfolgte. Die Jungfräulichkeit war aber an sich eben-

falls Bedingung, und die Operation erfolgte öffentlich, doch jedenfalls auch nur deshalb, damit, ähnlich wie bei den arabischen Völkern der Beweis der geschlechtlichen Unbescholtenheit noch vor der Eheschließung erbracht werden konnte.

Anders lag die Sache wohl in den Harems. Ich bin der Ansicht, daß zwar auch dort im allgemeinen Wert darauf gelegt wurde, die Jungfräulichkeit einer Braut zu besitzen. Daß aber alle Insassinnen des Harems etwa als Jungfrauen hätten aufgenommen werden können, das ist wohl völlig ausgeschlossen und wird auch wohl niemals verlangt worden sein. War es doch üblich, Frauen und Jungfrauen besiegter Völker als willkommene Beute abzuführen und sie in die Harems aufzunehmen oder sie sonst den Siegern zu überlassen. Daß dabei die entsetzlichsten Greueltaten begangen wurden, das haben wir schon in früheren Kapiteln gesehen.

Wenn man nun erwägt, wie verschieden die Ansichten schon bei der Bewertung der Jungfräulichkeit waren, dann kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Vielgestaltigkeit des orientalischen Liebeslebens machen. Es gibt in der Tat kaum eine Übereinstimmung. Das kann aber auch im Orient bei der großen Menge verschiedener Volksstämme durchaus nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß nicht, wie bei uns, eine bestimmte Kultur die einzelnen Völker so weit eint, daß ihre Sittenansichten, mögen die Formen, unter denen sich das Liebesleben abspielt, auch noch so vielgestaltig sein, doch in der Hauptsache völlig übereinstimmen. Im Orient ist das anders; da gibt es noch Kulturperioden, die kaum über die Landesgrenze

sich ausdehnen, und die im Nachbarland schon völlig andern Ansichten begegnen, als sei die berühmte chinesische Mauer um das Gebiet eines jeden Volksstammes gezogen. Viel hat sich hierin allerdings im Laufe der Zeit schon geändert; aber gleichwohl finden wir bis auf den heutigen Tag noch die größten Verschiedenheiten, die zum großen Teil auch schon in den verschiedenen religiösen Bekenntnissen ihren Grund haben.

Freie Liebe
und eheloser Sexualverkehr.

Von einer freien Liebe im Sinne unserer Moderne kann im Orient bei der Stellung, die dort die Frau einnimmt, wohl schwerlich die Rede sein. Von den Völkern des Altertums, die ich bereits in früheren Kapiteln behandelt habe — ich will nur an die Massageten, die Ichthyophagen usw. erinnern — darf ich hier wohl völlig absehen, weil da, wo keine bestimmte Eheform besteht, die Gesellschaftsehe herrscht, also doch etwas, das ganz wesentlich verschieden ist von dem, was man freie Liebe nennen dürfte, wenn man darunter ein Verhältnis verstehen will, das von der allgemein anerkannten und gesetzlichen Form der Ehe abweicht, also eigentlich eine Ehe auf unbestimmte Zeit ist und vor allen Dingen ohne irgend welche Formalitäten, lediglich auf freie Vereinbarung eingegangen wird, wenn man den etwas paradoxen aber richtigen Ausdruck gebrauchen will, eine Ehe ohne Ehe. Eigentlich würde das ein Konkubinatsverhältnis sein; die freie Liebe unterscheidet sich aber von diesem wieder dadurch, daß das Konkubinatsverhältnis nur den Zweck hat, den sexuellen Verkehr zu pflegen,

während die freie Liebe wirklich eine Ehe ohne Ehe, also ein Band ist, das nicht bloß die sexuelle Befriedigung bezweckt, sondern auch geistig ein Verein ist, dem also nichts zu einer richtigen Ehe fehlt als die gesetzliche Form ihrer Schließung.

Man kann darüber sehr wohl streiten, ob für ein solches Verhältnis bei uns ein plausibler Grund vorliegen kann, da doch zwei Personen, die den festen Willen haben, ein solches Verhältnis einzugehen, wahrlich alle Veranlassung haben müssen, auch öffentlich diesen Bund als einwandsfrei anerkannt zu sehen, zumal durch unsere Ziviltrauung auch der früher häufig vorhanden gewesene Grund, daß wegen der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses eine gültige Ehe nicht geschlossen werden konnte, überhaupt nicht mehr existiert. Im Orient ist für die freie Liebe im allgemeinen erst recht kein Boden. Die Frau spielt selbst in der Ehe in den meisten Gegenden nicht die Rolle, die es ihr ermöglichte, im abendländischen Sinne die Genossin ihres Mannes zu sein; sie würde in einem Verhältnis der freien Liebe fast überall völlig undenkbar sein. Ja, warum bringe ich dann diesen Gedanken in das orientalische Liebesleben hinein?

Es hat gleichwohl auch im Orient so mancher Roman sich abgespielt, still und verschwiegen, wie das Feuer unter der Asche glimmt, bis es ein frischer Windhauch zur Flamme anfacht, die weithin sichtbar ist Das ist für das stille Feuer und für die stille Liebe die Minute der Gefahr, denn das, was verborgen bleiben sollte und doch plötzlich entdeckt wird, das wird angegriffen und vernichtet. Im Orient ist ein solcher Roman

schwer möglich, weil die Weiber und Mädchen sich nicht der Freiheit erfreuen, die solche Affären begünstigt; aber die Liebe ist erfinderisch. Sie findet Wege und Mittel, wo beide unmöglich erscheinen. Meist sind es Herzensbündnisse, die zwischen Personen verschiedenen Glaubens geschlossen werden. Ist der Mann Mohammedaner, die Geliebte vielleicht eine Christin, so hat das nicht viel zu sagen, wenigstens würde daraus noch kein Ehehindernis entstehen, wenn die Christin so weit über sich verfügen darf, daß sie dem Geliebten folgen will. Sie kann seine Gattin werden, und es ist selbst die Möglichkeit gegeben, daß sie die einzige bleibt, wenn der Mann dazu den Willen hat. Viel schwerer liegt die Sache, wenn der Christ die muselmännische Tochter liebt. Sie wird ihm schwerlich anvertraut, denn für den Türken ist er ein Christenhund, dem man nach dem Leben trachtet, wenn er es sich etwa in den Sinn kommen läßt, die Hand nach einer „Gläubigen" auszustrecken. Ich sage dies natürlich ganz allgemein und lasse die Ausnahmefälle, die in unserer Zeit viel leichter vorkommen können, nur diese Regel bestätigen. Viel schwieriger lagen die Verhältnisse in früheren Zeiten, in denen doch auch bei uns die religiöse Verschiedenheit noch gesetzlicher Hinderungsgrund war. Selbst in christlichen Ländern wäre das bloße Liebesverhältnis zwischen Gläubigen und Ungläubigen ein Kapitalverbrechen, eine Ehe etwas völlig undenkbares gewesen. Das Satirische ist dabei, daß der Mohammedaner den Christen, der Christ den Mohammedaner für ungläubig erklärte, weil eben beide ihren Glauben für den allein richtigen hielten. Es ist schwer zu sagen, auf welcher

Seite der größte Fanatismus bestand. Dieser Fanatismus hat freilich niemals zu verhindern gewußt, daß sich Herz zum Herzen fand, denn die Liebe pflegt denn doch nicht danach zu fragen, in welchem Dogma der Gegenstand der Liebe erzogen ist, weil immer die Liebe das Natürliche, das Dogma oder die Konfession aber nur etwas Wüllkürliches ist. Das hat allerdings die irdische Gerechtigkeit nicht anerkannt, sie ist den abscheulichsten Vorurteilen gefolgt und hat diese stets über den klaren Menschenverstand erhoben.

Ich will ein Beispiel geben, dessen Stiefler in seinem „Geistlichen Historien-Schatz“ gedenkt; es heißt da: „Vor etlichen Jahren trug sichs zu Constantinopel zu, daß eine Türckische junge Witfrau Lust zu eines Griechen Sohn bekahm, welchen sie durch heimliche Anstellung zu sich forden ließ, und ihr Gemüth entdeckt Der Jüngling schlug auch nicht schlim bey und trieben sie Unzucht miteinander etlichemahl. Nun waren zu beiden Theylen die Eltern noch am Leben, welchen das böse Geschrey übel gefiel, sonderlich der Türckin Vater, der ein reicher vornehmer Mann war. Die Wittibe begehrte den Griechen zur Ehe, so wider ihr Gesetz und keineswegs geschehen konnte, der Grieche würde dann zuvor ein Türck, welches er nicht gedachte zu thun. Ward dennoch wegen der Frauen Vater die Schwängerung in eine Geldbuße bei der Obrigkeit gemittelt, und ihr, wie auch dem Gesellen, bey höchster Strafe aufferlegt, hinführo einander müßig zu gehen. Dem Weibe aber war es nicht möglich, wurden also über verhoffen beysammen in unkeuscher Brunst gefunden, und gefänglich eingezogen. Der Witwen Vater wollte sich

seiner Tochter nicht mehr annehmen, so war der Grieche wegen Armuth seiner Eltern auch Hülfloß, und weil er sich zum Mohametischen Glauben nicht bekennen wolte, sie zu nehmen, mußte die Obrigkeit ihr Ambt thun, welches der Wittiben Vater selber begehrte. Wurden also diese beyde aus dem Kerker geführet, das Weib fürwärts, der Grieche rücklings auf einem Esel gebunden, ihr den Zaum, ihm den Schwantz in die Hand gegeben, durch die vornehmste Gassen der gantzen Stadt Constantinopel geführet, Männiglich zum Exempel gewiesen, biß sie endlich über den Fischmarckt zum Thor hinaus aufs Meer, allwo eine Gericht-Stelle aufgebauet, gebracht worden, da machte man sie beyde ledig. Und zwar nahm man zuerst den Griechen, zog ihn fasenacket aus (doch blieb die Scham mit einem Tuch bedecket) band ihm Hände und Füße auf dem Rücken zusammen, henckt ihn lebendig am Galgen, in einem eisernen Hacken; der ihm auf der Seiten durch die Rippen ging, daß er noch alles sehen konnte, was man mit seiner Buhlschafft würde vornehmen. Da die Türckin diese schreckliche Straffe sahe, ruffte sie ihm zu, er solte gedultig seyn. Aber man ließ sie nicht viel Worte machen, sondern fuhr auch mit ihr fort, band ihr die Augen zu, und ersäuffte sie im Meer, lieferte nachmahls den todten Körper der Freundschafft. Der Grieche mußte solchem Jammer zuschauen, mit großen Schmertzen, wäre zwar gerne tod gewesen, aber konnte nicht sterben, denn das Hertz war noch frisch im Leibe. Es ward auch das Gericht alsbald durch etliche Wächter besetzt, daß nur dem armen Sünder nicht vergeben möchte werden. Als er nun drey Tage und

Nacht in unsäglicher Pein halb tod und halb lebendig hing, ist ein Wächter durch des Griechen Freunde bestochen worden, welcher ihm Gifft in einem Schwamm, anstatt Essigs beybracht, daran er den vierdten Tag gestorben."

Die Geschichte zeigt, daß in Liebesaffären keineswegs zu spaßen war. Daß der türkische Vater noch Erbarmen hatte, als seine Tochter zum ersten Male mit dem „ungläubigen Hunde" erwischt worden war, ist eine besondere Milde, auf die durchaus in solchen Fällen nicht zu rechnen war. Recht sonderbar berührt die Bemerkung, daß nach der zweiten Entdeckung der Grieche wegen der Armut seiner Eltern auch hilflos gewesen sei. Es scheint also doch ganz offenes Geheimnis gewesen zu sein, daß durch den Anblick des schnöden Mammons die türkische Gerechtigkeit Anfälle von Blindheit bekam, die es ihr unmöglich machten, die Schuld eines Menschen zu entdecken. Jedenfalls ist aber auch die Stelle beachtenswert, daß der Vater der Türkin nunmehr selbst die energische Strafe wünschte. Daß das sündige Paar auf einen Esel gesetzt und durch die ganze Stadt geführt wurde, damit jeder Brave sie sehen und sich ein Exempel nehmen sollte, war allgemeiner Brauch, wenigstens bei Sittlichkeitsdelikten; ich werde dafür noch ein Beispiel citieren. Die Strafe selbst war äußerst grausam und wurde für den Ungläubigen noch dadurch verschärft, daß er in seiner jammervollen Situation die Leiden seiner Geliebten mitansehen und diesen Jammer zu seinen anderen übermenschlichen Qualen noch bis zu seinem Tode ertragen mußte. Daß man ihn furchtbar martern und keineswegs schnell sterben lassen

wollte, das war der Hauptzweck dieser Strafart. Man versteht es nur eigentlich nicht, wie ein Mensch in solchen unerhörten Qualen noch Tage lang leben konnte. Wenn der eiserne Haken durch die Rippen geschlagen worden war, brauchten freilich keine Wunden zu entstehen, die absolut tötlich gewesen wären, immerhin ist diese Tötungsart aber doch so furchtbar qualvoll, daß sie kaum einige Stunden hätte überlebt werden können. Die Beispiele aber, daß in solchen und ähnlichen Situationen Menschen 3 bis 9 Tage am Leben blieben, sind so häufig, daß man sie wohl für wahr halten muß, so unwahrscheinlich sie auch klingen mögen. Auch hier trat der Tod erst durch Vergiftung ein. Der Wächter war also erheblich weniger anspruchsvoll als das Gericht, denn zu einer Bestechung reichten die Mittel der Freunde aus. Vielleicht hatten die Wächter auch selbst mit einem Ungläubigen noch etwas Mitleid, mindestens viel mehr als das Gericht, so daß sie die Vergiftung vornahmen, wenn nach ihrer Ansicht der Delinquent genug gelitten hatte, und mit einem dreitägigen martervollen Leiden war eigentlich wohl auch das Verbrechen, geliebt und diese Liebe genossen zu haben, überreichlich gesühnt.

Ich habe dieses Beispiel gewählt, weil es in Wirklichkeit ein Verhältnis darstellt, daß ungefähr dem entspricht, was man freie Liebe nennen darf. Es war ein Liebesband, das auf die Dauer berechnet war. Die Türkin wollte den Bund sogar in eine Ehe verwandeln, und der Grieche wäre damit wohl auch einverstanden gewesen, wenn er in diesem Falle nicht hätte zum Glauben der Türkin übertreten müssen. Das wollte

und konnte er nicht, weil diese Zumutung ihm unerfüllbar erschien; er hätte wohl schon die Beschneidung, die mit dem Glaubenswechsel verbunden war, nicht dulden mögen. Wie es scheint, ist aber gerade die Weigerung, den mohammedanischen Glauben anzunehmen, der Grund gewesen, aus dem man ihm so furchtbare Qualen bereitete. Das läßt sich wenigstens aus der Erzählung ohne weiteres entnehmen.

Daß die Türken, so unglaubhaft das auch erscheint, sehr eifrig auf die Wahrung der öffentlichen Moral hielten, obwohl sie doch eigentlich hierzu herzlich wenig Talent besitzen, geht aus einer Stelle hervor, die ich Döplers „Schau-Platz derer Leibes- und Lebens-Straffen“ entnehme. Es heißt da: „Sonst wird es auch in der Türkey wegen Abstraffung der Unzucht folgender gestalt gehalten, nemlich zu Nachts gehet der Subaci oder Stadt-Richter in den Gassen üm, findet er welche in Huren-Winckeln, so nimmt er sie zu sich, und setzet sie gefangen biss auf den Morgen. Dann setzet er das Weib auf ein Saumthier, mit ein paar Hörnern auf dem Kopf, und der Buhler muß den Esel führen, welchem die Augen mit einer Farbe gefärbt sind, da werffen ihn die Buben mit faulen Pommerantzen, Äpffeln oder anderen Dingen, verhöhnen und verspotten sie. Der Buhler bekömmt noch dazu hundert Streiche, und sie muß den Esel bezahlen, oder der Ehebrecher muß sich mit Gelde lösen, und sie wird auf'm Esel zur Schande herumgeführet, nackend durch alle Gassen, mit Küh- und Ochsen-Kutteln behenkt, gegeißelt und gesteiniget.“

Das wäe also schon eine Art Sittenpolizei gewesen. Die nächtliche Revision der Gassen ist übrigens tat-

sächlich erfolgt, und die losen Vögel, die bei den Werken der Liebe erwischt wurden, nahm die Wache ebenso mit wie alles andere zweideutige Gesindel, das in der Nacht aufgetrieben wurde. Im übrigen ist aber Döpler doch nicht recht im Bilde gewesen; er hat offenbar die einfache Unzucht mit dem Ehebruch zusammengeworfen und so ein Gemenge erzielt, das an sich nicht als eine genügende Quelle zum Studium der alttürkischen Verhältnisse dienen kann, das aber noch, wenn man das Nichthinzugehörige ausmerzt, doch eine ganz gute Schilderung gibt. Wahr ist alles, was Döpler anführt; er hätte nur die Ehebruchsstrafe nicht in die Unzuchtsstrafe hineinziehen dürfen. Vor allen Dingen ist auch hier wieder das Reiten der Vettel auf dem Esel charakteristisch. Das war stets die Einleitung. Wie es scheint, ist dieses Herumführen der Dirne auf dem Esel, oft die einzige Strafe, also eine Schandstrafe, gewesen. Der Aufputz wurde so grotesk wie nur irgend möglich gestaltet, wenn auch aus der Döplerschen Erzählung nicht klar hervorgeht, ob der Esel oder das Weib mit den Hörnern „geschmückt" wurde. Daß der Buhle den Esel führen mußte, das war eine weise Vorsicht, die darauf berechnet war, ihn auch bei der öffentlichen Schändung nicht leer ausgehen zu lassen. Dieses Führen des Esels ist übrigens wahrscheinlicher als die Angabe des ersten Beispiels, nach der beide Schuldige auf dem Esel gesessen hätten. Es mag das aber wohl nicht immer in der gleichen Weise gehandhabt worden sein. Der Buhle soll auch 100 Streiche erhalten haben, wenn der Weg der Schande zurückgelegt war. Ob dies stets geschah, das ist schwer zu sagen. Dass

aber 100 Streiche eine außerordentlich harte Strafe darstellten, besonders wenn sie auf die Fußsohlen erteilt wurden, wie dies im Orient besonders gern getan wurde, da die Bastonnade ein sehr beliebtes aber auch ebenso gefürchtetes Strafmittel bildete, je nachdem ob die Strafe erteilt oder empfangen wurde, das kann keinem Zweifel unterliegen. Daß Döpler nun ganz plötzlich von der Ehebrecherin erzählt, während er bisher doch bloß von der einfachen Unzucht gesprochen hat, zeigt, wie gesagt, daß er sich selbst nicht völlig klar über das war, was er aus den verschiedenen Quellen über die Zustände in der Türkei zusammengetragen hatte. Da Döpler sonst ein äußerst klarer und besonders in Strafsachen hervorragend unterrichteter Kopf ist, mag die Unklarheit wohl mehr seinen Quellen als ihm selbst zur Last zu legen sein. Wahr ist, daß auch Ehebrecherinnen nackt auf einem Esel herumgeführt zu werden pflegten, es mag vorgekommen sein, daß sie in unmenschlicher Weise gegeißelt und dann gesteinigt wurden, wie dies wenn auch ohne Geißelung, bei den Juden die gewöhnliche Strafe für Ehebrecherinnen war. In der Regel dürfte allerdings im orientalischen Altertum die Strafe wegen des Ehebruches von dem Gatten der Ehebrecherin selbst vollzogen worden sein. Daß diese Strafe deshalb etwa milder ausgefallen sei, wird man wohl nicht behaupten dürfen. Wie Ehemänner ihre Weiber bestraften, wenn sie sich erlaubt hatten, den Zorn des strengen Gebieters herauszufordern, davon ist die Geschichte jener Länder mit geradezu greulichen Beispieien erfüllt. Ich will nur eins auswählen, das „Straußens Reise-Beschreibung“ entlehnt ist. „In der

Armenier Stadt Scamachy begab sich den 9. Juni 1671 folgende Geschicht: Ein Persianer hatte eine Polnische Sklavin zum Weibe genommen, diese war ihm aus Uneinigkeit weggelauffen, und wolte heimlich mit dem Gesandten heimreisen, alwo sie ihre Mutter und Geschwister noch hatte, ward aber dem Manne verkundschaffet, welcher sie ließ wiederholen. Unter dessen schichte er sich auf ein höltzern †, warff durch Beyhülffe seines Volckes das arme Weib nackent drauf, schnürte sie fest an, und zog ihr selbst, nach grimmigen Fürworff, das Fell lebendig über die Ohren, schmiß den abgezogenen Leib auf die Gasse, von dannen er ins freie Feld, als ein Aaß, den Raben und Hunden zur Speise geschleppet ward. Das abgezogene Leder aber nagelte er im Hause an die Wand, denen andern Weiber, deren er noch 12 hatte, zur Warnung, daß sie sich forthin daran spiegeln solten. Zu solcher Unsinnigkeit brachte diesen unbarmhertzigen Hencker der Argwohn und Ehe-Eifer."

Daß es gerade die 13. Gattin war, die in dieser furchtbaren Weise ums Leben kam, hätte abergläubischen Leuten den alten Unsinn, daß die 13. Person immer sterben müsse, sicherlich als eine schöne Bestätigung ihres Aberglaubens gelten können. Hier ist nun von einem Ehebruch offenbar nicht die Rede gewesen, sondern das Weib, das eine Polin und deshalb an die Haremsfreuden wohl nicht gewöhnt war, hatte das Leben an der Seite ihres Dreizehntels Gatten satt und wollte in die Heimat zurückkehren, was man ihr schließlich gewiß nicht verdenken konnte. Der Mann allerdings faßte diese Absicht völlig anders auf; er mochte wirklich denken, daß die Gattin mit dem

Gesandten ihres Landes eine Liebschaft anknüpfen wollte Auf keinen Fall hatte sie übrigens ein Recht, ihn zu verlassen, selbst wenn sie der Meinung gewesen wäre, daß ihr Gatte sich mit seinen 12 übrigen Frauen genügend über ihren Verlust trösten könne. Er ließ sie verfolgen, und als sie eingefangen war, heftete er sie ans Kreuz, nachdem sie völlig entkleidet war, und zog ihr lebendigen Leibes die Haut ab. Das war damals an und für sich keine so völlig unbekannte Manipulation, denn das Hautabziehen wurde durchaus nicht so selten geübt, wie man jetzt vielleicht glaubt. Jedenfalls ist dieses Rachemittel aber eine der größten Scheußlichkeiten, die sich der menschliche Geist überhaupt auszudenken vermag. Eine furchtbarere Qual kann nicht ersonnen werden; sie ist so groß und entsetzlich, daß kein Mensch sie lebend bis zu Ende ertragen kann. Die Schmerzen rauben das Bewußtsein, und der Tod tritt durch Verbluten ein. Man könnte nun demnach vielleicht zu der Ansicht gelangen, daß die Marter deshalb nicht so schlimm sei, weil ihre Dauer nicht erheblich war. Das ist aber ein schwacher Trost, denn so schnell, wie man vielleicht glaubt, ging die Sache nicht. Zunächst wurde die Haut aufgeschnitten und dann Glied für Glied abgezogen. Das dauerte immerhin ziemliche Zeit, und zunächst blieben die entsetzlichen Schmerzen in vollster Heftigkeit fühlbar. Daß die Opfer dabei auf das Kreuz festgebunden wurden — in der Regel brauchte man zu diesem Zwecke das sog. Andreaskreuz, das Arme und Beine weit auseinandersperrte —, geschah deshalb, damit die Gemarterten nicht durch heftige Bewegungen dem Schinder die Arbeit erschweren oder gar unmöglich

machen konnten. Man mochte vielleicht auch gefunden haben, daß die Schmerzen noch heftiger peinigten, wenn es dem Opfer unmöglich gemacht wurde, sie durch krampfhafte Bewegungen zu mildern. Entsetzlich ist die viehische Roheit, mit der der abgezogene Körper einfach auf die Straße geschmissen wurde, von wo ihn erst später die Knechte fortschleiften, damit er den Raben und Hunden zum Fraße diente. Die Haut wurde als eine Art Trophäe an die Wand genagelt und diente zur Warnung. Daß diese entsetzliche Greueltat dem Manne irgendwie verdacht worden wäre, oder daß ihn wegen des grausamen Mordes etwa gar eine Strafe getroffen hätte, davon enthält die Geschichte kein Wort, sie konnte auch keins enthalten, da es das „gute Recht" des Mannes war, seine Frau für die „Pflichtvergessenheit" zu strafen. Die Art der Strafe war ihm überlassen, und es kam sehr, sehr oft vor, daß ein Mann seine Gattin, oder richtiger gesagt, eine seiner Gattinnen einfach in den Sack nähen und ins Meer werfen ließ. Das war nicht einmal eine Strafe, sondern nichts als eine zarte Andeutung, daß er sie nicht liebe und gern los sein wollte.

Die Geschichte der unglücklichen Polin erinnert übrigens an das Schicksal eines großen Mannes, der sich berufen fühlte, die Rolle eines gottgesandten Religionsstifters zu spielen. Ich meine den Propheten Mani, der selbst weniger bekannt ist als die Religionssekte, die nach ihm benannt wurde, die Sekte der Manichäer. Mani, oder wie er auch genannt wird, Manes, stammte aus Babylon und trat 242 n. Chr. in Persien als ein Gesandter des wahren Gottes auf. Er wollte die verschiedenen Religionen zu einem be-

stimmten Religionssystem vereinigen, hatte also einen Gedanken, der zweifellos gut und richtig war, der aber natürlich auf den heftigsten Widerstand stoßen mußte, da alle Religionssysteme natürliche Gegner dieses Mannes sein mußten. Er wurde meist als ein gefährlicher Zauberer bekämpft, verstand es aber doch, eine begeisterte Anhängerschaft um sich zu sammeln. Wie behauptet wird, verwarf Manes die Ehe und gestattete die freie Liebe ohne jeden zeremoniellen Zwang; man warf ihm daher vor, daß er die freie Unzucht predige, um seinen orientalischen Anhängern die unbegrenzte Befriedigung ihrer Lüste als den Köder hinzuwerfen, auf den sie am leichtesten anbissen. So ist Manes wirklich eine Persönlichkeit, die in unserm Kapitel nicht fehlen darf. Er wurde allerdings schließlich, nachdem ihn zunächst Hormizd I. aus der Hand der Feuerpriester befreit hatte, von dessen Nachfolger Bahran I. gekreuzigt und geschunden. Er erlitt also dasselbe Schicksal wie die polnische Gattin des Persers in Armenien. Die Manichäer haben sich aber nach dem furchtbaren Tode ihres Propheten noch gehalten, allerdings durften sie sich nicht als seine Anhänger zeigen und bekennen. Ob sie seine Ansichten über Ehe und Liebesleben weiter praktisch betätigt haben, wer wollte das sagen?

Im Orient war für so etwas freilich kein günstiger Boden. Wer da ein Weib haben wollte, konnte es ja leicht genug bekommen und ebenso leicht wieder los werden. Gerade das letztere Moment darf nicht unterschätzt werden. Es würde für viele Leute die Heirat nicht so bedenklich erscheinen, wenn nicht dieses Verhältnis auf alle Zeit geschlossen würde.

Ich will nun freilich nicht behaupten, daß die Moral etwa gehoben werden könnte, wenn solche Ehen blos deshalb geschlossen würden, damit die Flitterwochen alle die Wonnen und Freuden des jungen Ehestandes brächten, nicht aber die Sorgen und Pflichten, die doch in jeder Ehe das Salz bilden, durchkostet werden müßten. Im Orient war das nun freilich anders. Da war die Frau nur dazu da, dem Manne zu dienen und sich für seine Zärtlichkeiten auf Wunsch zu jeder Minute bereit zu halten. Im übrigen tat der Mann, was ihm beliebte, die Gatinnen hatten kein Recht auf seine Gesellschaft sondern nur die Pflicht, sie zu dulden. Daß es trotzdem eine Prostitution gab, das ändert an der Sache nichts. Der Mann, der sie benutzte, machte sich nicht strafbar, wenn er sich nicht gerade in den Gassen von dem Stadt-Richter erwischen ließ. Dazu hatte er nun aber eigentlich auch gar keine Veranlassung. Das mag nun jedoch sein, wie es will, jedenfalls gab es eine freie Liebe im modernen Sinne nicht, auch keine im Sinne des unglücklichen Manes, oder wenn es so etwas gab, dann blieb die Strafe nicht aus. Vielleicht ist das der Grund gewesen, daß man sich durch religiöse Prostitution und den Kult der Liebesgötter schadlos zu halten suchte.

Eheformen.

Wenn man die Frage prüfen will, welcher Natur die Ehe im Orient sei, so kommt es ganz wesentlich darauf an, zunächst festzustellen, welche Zeitperiode und welches Land dabei in Frage kommen soll. Es gibt wohl nichts auf Erden, das so vielgestaltig und so in sich grundverschieden ist, wie gerade die Ehe, von der nicht einmal feststeht, ob man in den ältesten Zeiten überhaupt ein solches Vertragsverhältnis gekannt hat. Ich habe das schon in früheren Kapiteln zur Sprache gebracht und möchte deshalb hier nicht nochmals auf den alten, aber bisher noch nicht entschiedenen Streit eingehen, ob Einzelehen oder Gruppen- oder Gemeinschaftsehen das Ursprünglichste und Natürlichste gewesen seien, sondern ich will gleich zu Zeiten überspringen, in denen es mindestens ein der Ehe ähnliches Verhältnis gab. Wir können nicht der Scheidung in die zwei Hauptformen — Polygamie und Monogamie — folgen, denn von jeder dieser Art gibt es wieder Nebenformen, die kaum erkennen lassen, zu welcher Art von Ehe man im Einzelfalle das Verhältnis zählen soll. Das mag bei der Monogamie ganz besonders unwahrscheinlich klingen; dann eine Monogamie, bei der es dem Manne ausdrücklich erlaubt ist,

sich noch Beischläferinnen neben der einen und einzigen Frau zu halten, ist eine Eheform, die zwar Monogamie genannt wird, bei der ich mich aber sehr stark versucht fühle, sie eher als Polygamie zu bezeichnen. Tut man das nicht, dann hört beinahe jede tatsächliche Feststellung auf, und man krampft sich an Formen und Namen an, die doch wahrlich nichts sind als Rauch und Schall. Eine Monogamie kann und darf nichts weiter sein, als die Ehe zwischen einem Manne und einem Weibe. Sobald noch andere Weiber oder Männer gestattet sind, gleichviel welchen Namen man ihnen geben will, darf von einer rechtlichen Monogamie nicht die Rede sein. Man wird dies vielleicht nicht völlig zutreffend finden, wenn man annimmt, daß die Ehe nur durch die strikte gesetzliche Form, durch die sie geschlossen wurde, zur Ehe werden könne. Das ist aber grundfalsch, denn eine strikte gesetzliche Form für die Ehescheidung hat es in Wirklichkeit sehr oft überhaupt nicht gegeben. Das entscheidende Moment war das Beilager, denn nur durch dieses wurde die Ehe vollzogen, wenn alle Vorverhandlungen abgeschlossen waren. Das Beilager aber wurde mit den Nebenfrauen, oder wie man sie sonst nennen will, genau so wie mit der „wirklichen" Frau gehalten. Es ist also zwischen allen kein anderer Unterschied, als die Bezeichnung des Familienbandes.

Bei der Polygamie liegt die Sache freilich ganz anders. Da ergeben sich die Verschiedenheiten aus der Natur der Sache. Es kann da die verschiedensten Formen geben: 1. Die Polygamie, d. h. eine Ehe zwischen einem Manne und mehreren Frauen; es ist dies die verbreitetste Art der Polygamie. 2. Die Poly-

andrie, eine Ehe zwischen mehreren Männern und einer Frau, und 3. die Gruppen- und Gemeinschaftsehen, die auch wieder verschiedenartig ausfallen können, hier aber fast gar nicht mehr in Betracht kommen.

Die Buddhisten ließen eine zweifelhafte Monogamie gelten, d. h. sie kannten nur die Einzelehe zwischen einem Manne und einer Frau, erlaubten aber dem Manne fast überall noch eine beliebige Anzahl von Konkubinen, die zwar nicht Frauen hießen, in Wirklichkeit aber doch Frauen waren. Ich hätte sie fast im vorigen Kapitel mit besprechen können, weil diese Verhältnisse wohl an und für sich als freie Liebe hätten bezeichnet werden dürfen, wenn sie nicht gerade in so seltsamer Weise mit der Ehe verquickt gewesen wären. Die Polyandrie ist, wie gesagt, die seltenere Form der Polygamie; sie kommt aber vor in Indien in Tibet, bei vielen afrikanischen Stämmen und im hohen Norden Asiens. Im Gebiet des westlichen Himalaya, im sogenannten Kululande, war es Sitte, daß Brüder meist nur eine Frau gemeinschaftlich hatten, während in den anderen Ländern, in denen diese merkwürdige Eheform besteht, die Frau ihre Männer nach freiem Ermessen wählt; sie hatte dabei nicht notwendig, gerade Brüder zu ihren Männern zu machen, sondern wählte die, die ihr gefielen. Für diese Sitte läßt sich eigentlich kaum ein vernünftiger Grund finden, da die Fortpflanzung dadurch, daß eine Frau mehrere Männer hat, in keiner Weise gefördert wird. Es ist auch sicherlich die am wenigsten ästhetische Form der Mehrheitsehe. Begründet wurde diese Art Ehe durch die soziale Lage der Männer, die es ihnen nicht gestattete, eine Frau für sich allein zu halten.

Meist sind die Frauen Eigentümerinnen des Hauswesens, in das sie ihre Männer aufnehmen. Wenn man übrigens, wie dies von den Forschern mit Vorliebe getan wird, sich im Tierreich umsieht, um zu prüfen, welche Form der Ehe die natürlichste sei, so findet man auch für die Polyandrie Beispiele, z. B. erinnert die Bienenkönigin stark an diese Eheform. Das beweist also nichts, als daß die Beweise aus dem Tierreich für unsere Ehen versagen.

Bevor ich mich nun auf die einzelnen Formen der Ehe näher einlasse, möchte ich vorausschicken, daß die Zeremonien der Eheschließung ebenfalls in starke Rätsel gehüllt sind. Wir finden im Altertum sehr weit verbreitet die Sitte oder auch Unsitte des Frauenraubes. Es wurde, da für die Frau in der Regel ein vereinbarter Kaufpreis entrichtet werden mußte, dieser gezahlt, alles bis aufs Kleinste vereinbart; aber der Bräutigam erhielt nicht — die Frau, sondern die alte Sitte schrieb vor, daß er sie mit Gewalt entführen mußte. Ich habe das bereits als noch herrschende Sitte arabischer Stämme beschrieben. Im Altertum war diese Form der „Hochzeit“ aber ganz allgemein bräuchlich. Man hat sich nun schon weidlich über die Herkunft dieses eigenartigen Brauches die Köpfe zerbrochen und Erklärungnn dafür gegeben, die zum Teil noch seltsamer sind als der Brauch selbst. An sich ist es gar nicht so ungeheuerlich, daß der Übergang der Braut aus der Gewalt des Vaters in die des Mannes in solcher Weise zum Ausdruck gebracht wurde. Man nimmt aber an, daß dieser Frauenraub den Übergang von der Gemeinschaftsehe in die Einzelehe andeuten solle. Gewiß, das läßt sich wohl begründen, denn

wo die Gemeinschaftsehe einmal bestand, da mußte der, der eine Frau für sich allein haben wollte, sie den anderen Stammesgenossen entziehen. Das wäre schon so eine Art Frauenraub gewesen. Aber verfolgt man die Sache genauer, dann erscheint diese Erklärung doch außerordentlich gesucht und gezwungen. Abgesehen davon, daß doch durch einige Ausnahmen nicht eine derartige Umwandlung eines bestehenden Gebrauches herbeigeführt zu werden brauchte, würde es doch außerordentlich seltsam erscheinen, wenn der Übergang von der Gemeinschaftsehe zur Einzelehe, der immer nur dadurch erklärt werden kann, daß ein Volk sich von einer sehr niedrigen Kulturstufe zu einer höheren erhebt, trotzdem immer noch durch die Sitte des Frauenraubes in das Gedächtnis Aller zurückgerufen worden sein sollte.

Da scheint mir, wenn es denn nun einmal überhaupt einer Erklärung bedarf, die viel plausibler, nach der es Sitte war, daß zur Auffrischung des Blutes die Braut stets einem fremden Stamme entnommen sein mußte, daß aber natürlich ein Volksstamm sich nicht ohne weiteres seiner Weiber resp. Mädchen berauben lassen wollte, und daß deshalb der Heiratslustige immer auf Frauenraub ausgehen mußte, wenn er eine Gattin haben wollte. So habe sich die Sitte des Frauenraubes ein für allemal ausgebildet und man habe sie auch beibehalten, wo sie eigentlich deplaziert war, weil bereits die ganzen Verhandlungen wegen der Heirat längst abgeschlossen und selbst der Kaufpreis bezahlt war. Wie gesagt, mir erscheint dies viel plausibler als die vorhin erwähnte Erklärung, weil diese letztere Annahme in der Tat Hand und Fuß

hätte. Nun sind aber die „Erfinder“ dieser Erklärung weit über das Ziel hinausgeflogen; sie meinen, daß der Raub der Sabinerinnen, ja selbst die Geschichte Trojas auch nichts seien, als eine Bestätigung der alten Sitte des Frauenraubes. Ich muß gestehen, daß ich die Kühnheit einer solchen Annahme bewundere, daß ich sie freilich auch tief bedauere, weil derartige geistige Extravaganzen die wissenschaftliche Forschung auf das Niveau des Waschweiberklatsches herabwürdigen. Wäre der Raub der Hellena wirklich nichts weiter als ein allgemeiner Brauch gewesen, dann würde er wohl schwerlich zu einem so schweren Kriege geführt haben. Der Raub der Sabinerinnen ist aber ganz zweifellos etwas anderes gewesen. Er ist auch in anderer Weise durch eine besondere List in Szene gesetzt worden und war diktiert durch die Notwendigkeit, den Erbauern Roms Weiber zu schaffen und so eine momentane Niederlassung von Männern durch die Möglichkeit, Nachkommen zu schaffen, zu einem festen Staatswesen zu machen, womit übrigens wieder einmal der Beweis geliefert ist, daß die Existenz des Staatswesens nur in der Familie wurzeln kann. Man soll vor allen Dingen aber in der Wissenschaft nicht mehr beweisen wollen, als beweisbar ist, und insbesondere soll man die Phantasie nicht Orgien feiern lassen. Jedenfalls war der Frauenraub sehr weit verbreitet. Daß er bei Völkern bestand, die nicht durch irgendwelchen Verkehr diese Sitte eines vom andern abgesehen haben konnten, macht zwar den Brauch besonders interessant, weil in solchen Fällen stets die Vermutung vorliegt, daß er völlig instinktiv geschaffen worden sei, daß ihm also doch etwas zu

Grunde liegen müsse, was ihn geradezu mit zwingender Notwendigkeit erzeugt habe. Das lockt zu Forschungen, und da sich für diese kaum eine sichere Grundlage gewinnen läßt, zu Vermutungen. An und für sich ist es wohl instinktives Empfinden, daß die Ehe ein Schritt sei, der nicht gut so sang- und klanglos vollzogen werden könne, wie die Dinge des Alltagslebens. Die Ehe soll stets vor allen Dingen von Stammesgenossen respektiert werden. Sie ist in der Regel die Basis der eigenen Seßhaftmachung, und da liegt es schon beinahe im Gefühl, daß dieses Ereignis mit einem großen Zeremoniell verknüpft sein soll. Es ist also kein Zweifel, daß gerade die Besitznahme der Braut den Kernpunkt dieses Zeremoniells bilden mußte, der Übertritt der Braut aus der Gewalt und dem Hauswesen des Vaters in Gewalt und Heim des Mannes. Das war das wesentliche Moment, das die Stammesgenossen interessierte und interessieren mußte, weil es ihnen selbstverständlich nicht gleichgiltig sein konnte, ob ein Mädchen im Hause seines Vaters verblieb, oder ob es plötzlich mit einem fremden Manne zusammen hauste. Mindestens mußte das Recht dieses Beisammenwohnens stets da nachgewiesen werden, wo der sexuelle Verkehr ohne Ehe, die einfache Unzucht als Schande und als Straftat galten. Nun liebt es bekanntlich der Mensch schon von seiner Kindheit an, kleine oder größere Komödien zu spielen; aus solchen besteht, streng genommen, unser ganzes gesellschaftliches Leben, das Kleid macht den Mann, natürlich auch die Frau, sagt seit alters das Sprichwort, und es kommt auch in der Tat viel weniger auf den inneren Kern des Menschen an, als auf die äußeren Formen seines

Auftretens, seine Allüren, und fast möchte man sagen seine Dressur. Da ist es denn sehr erklärlich und begreiflich, daß bei den Orientalen, die ja schon in ihrer Sprache den größten Bilderreichtum lieben, gerade die Übernahme der Braut mit einer bilderreichen Komödie verbunden war, die allerdings auch gelegentlich zur Tragödie wurde, wenn die Spieler ihre Rollen gar zu realistisch auffaßten, oder wenn vielleicht Neid, Eifersucht und Hass gegen den Bräutigam vorlagen, die zu befriedigen die Entführungskomökie den besten Anlaß bot. Vielleicht hat besonders die Möglichkeit, einem mißgünstigen und unbeliebten Bewerber eins auszuwischen, viel dazu beigetragen, einen Brauch zu schaffen oder zu erhalten, der geradezu ein Privilegium schuf, Rache zu nehmen oder die rasende Eifersucht zu befriedigen. Ich kann es nur wiederholen, was ich früher schon gesagt habe; es gibt Menschen, deren Liebesleidenschaft nicht so rasend den Besitz der Geliebten begehrt, wie sie bemüht ist, die Geliebte wenigstens keinem Andern zu überlassen. Wie schön und angenehm muß es für einen solchen Menschen gewesen sein, den Nebenbuhler beseitigen und ihm noch in zwölfter Stunde die Braut abjagen zu können. Der Brauch erscheint, wenn man diesen Gedanken weiter spinnen will, geradezu wie eine Art Volksgericht, bei dem die ganzen Stammesgenossen ihr Verdikt abgaben, ob der von dem Vater eines Mädchens acceptierte Bräutigam auch von den übrigen Männern für würdig und geeignet gehalten wurde, die Braut heimzuführen. Hielt man ihn nicht dafür, nun so lauerte der Tod aus jedem Versteck auf ihn, wenn er die Braut in sein Heim holen, sie entführen

wollte. Das alles scheint mir für den Frauenraub, der in Wirklichkeit nicht einmal einer war, die beste Erklärung zu bieten, ganz besonders wenn man dazu noch die weiteren Annahmen treten läßt, daß der Frauenraub auch zugleich eine Art Meisterstück sein sollte, durch das der Bräutigam den Beweis lieferte, er sei gewandt, kühn und erfahren genug, sich die Frau durch tausend Gefahren zu erwerben und sie als sein teuerstes Eigentum selbst mit Preisgabe seines Lebens zu schützen. Wer in der Volksseele zu lesen weiß und sich in das Denken und Empfinden fremder Volksstämme hineinzuversetzen vermag, der wird diese Erklärungen jedenfalls für ausreichend und auch für viel natürlicher halten als die wulstigen Hinweise auf ältere, nicht einmal mit Sicherheit nachweisbare Eheinstitutionen usw. usw. Man wird durch derartige Meditationen in der Regel nur in die unangenehme Lage versetzt, schließlich vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen zu können, und das ist stets, besonders für die objektive Forschung, der schlimmste Fehler.

Ich wende mich nun der im Orient am meisten vorkommenden Polygamie zu, der Vielweiberei, die auch schon bei den alten Juden gebräuchlich war und von Mohammed weiter ausgebildet, oder, wenn man will, auch nur organisiert wurde. Die jüdische Vielweiberei florierte eigentlich nur bis zur Babylonischen Gefangenschaft, kam dann im Volke selbst immer weniger vor und hörte schließlich fast völlig auf. Die Ehe war aber keineswegs ein unzerreißbares Band, das fürs ganze Leben eine Fessel gewesen wäre, sondern dem Manne war die weitestgehende Möglichkeit gegeben,

eine ihm nicht mehr zusagende Ehe jederzeit zu lösen. Er hatte nichts weiter nötig, als daß er der Frau den Scheidebrief schrieb und sie dadurch von sich stieß. Das war ihm nur in Ausnahmefällen verboten, z. B. in dem schon früher erwähnten Falle, daß er seine junge Frau beschuldigte, er habe sie nicht als Jungfrau befunden. War diese Behauptung unwahr, so wurde der Mann, wie wir gesehen haben, bestraft und mußte die Frau wieder bei sich aufnehmen und durfte sie für das ganze Leben nicht von sich tun, d. h. er konnte ihr keinen Scheidebrief schreiben. Durch die Möglichkeit, die Ehe ohne besondere Gründe zu jeder Zeit zu lösen, würde selbst eine absolute Monogamie leicht in eine Art Polygamie haben umgewandelt werden können. Der Mann, der Lust hatte, eine ganze Anzahl von Frauen zu heiraten, hätte dann einfach jeder nach einer bestimmten Zeit den Scheidebrief gegeben und die nächste geheiratet. Er würde allerdings dieses Vergnügen nur nach und nach haben genießen können, während bei der wirklichen Vielweiberei der Mann alle seine Frauen zugleich behalten kann. Die Scheidung aus Laune des Mannes ist auch wohl das schlimmste Kapitel des mosaischen Eherechts gewesen. Der Scheidebrief ist deshalb laut Bibel auch von Christus ausdrücklich verworfen und geradezu dem Ehebruch gleich geachtet worden, sofern nämlich die Scheidung nicht wegen Untreue der Frau erfolgte. In diesem Falle wäre sie berechtigt gewesen. Den Juden waren nicht allein mehrere Frauen gestattet, sondern es war ihnen auch erlaubt, außer den Frauen auch deren Mägde für den sexuellen Verkehr zu benutzen. Wir haben bereits gesehen, daß die Frauen dem Manne selbst

ihre Mägde zur Verfügung stellten, damit diese an ihrer Stelle Kinder liefern sollten. Es war für die Frau die größte Schande, dem Manne keine Kinder zu bescheren. Umgekehrt war es natürlich eine Ehre, möglichst viele Kinder zur Welt zu bringen. So mußten die Mägde der Ehre der Gebieterin nachhelfen, ohne durch diese ihnen vorgeschriebene Rolle für sich selbst Ehre oder Schande zu erwerben.

Aus dieser Ansicht heraus hat sich eine der sonderbarsten Ehebestimmungen entwickelt, die sog. Leviratsehe. Starb ein Ehemann, ohne ein Kind zu hinterlassen, so war sein Bruder verpflichtet, die Witwe zu sich zu nehmen, daß er ihr Nachkommen erwecke und ihr einen Namen mache in Israel. Es kam da nicht auf die gegenseitige Neigung an, auch die Frau fragte nicht etwa danach, ob ihr der Schwager gefiel; sie verlangte lediglich von ihm solange die Begattung, bis sie ihre Ehre gerettet, d. h. einem Kinde Kinde das Leben gegeben hatte. Dies war der Zweck der Leviratsehe. Es scheint nun allerdings, daß nicht nur der Schwager, sondern auch der Schwiegervater der kinderlosen Witwe verpflichtet wurde, ihr Nachkommen zu erwecken. Das wäre wohl auch durchaus logisch gewesen, wenn es sich darum handelte, Schimpf und Schande von der Frau abzuwenden, wenigstens fehlt es nicht an Beispielen, in denen diese Verpflichtung erzwungen oder auch durch List herbeigeführt wurde. Andrerseits scheinen die Schwäger, obwohl die Israeliten gewiß sehr erregbar und durchaus keine Gelegenheitsverächter waren, von dieser Pflicht oft nicht sehr erbaut gewesen zu sein. Es gab sogar ein gesetzliches Mittel, die widerspenstigen Schwäger

zu ihrer Pflicht anzuhalten. Wurde die Witwe verschmäht, so konnte sie den Schwager vor das Gericht zitieren und dort ihre Klage über seine böswillige Enthaltsamkeit vorbringen. Half das nichts, so konnte man der Natur der Sache nach den sich weigernden Mann zwar nicht zwingen, doch die Witwe zu „erkennen"; aber diese durfte, wenn ihre Klage erfolglos blieb, ungestraft den Schwager beschimpfen und ihn mit dem Pantoffel züchtigen. Er hieß dann für alle Zeiten Barfüßer, und jedenfalls verlor er gewaltig an Achtung. Wer den Schaden hat, der brauchte auch im alten Israel nicht für den Spott zu sorgen; es kam wohl immer darauf an, ob die Witwe schön oder besonders abstoßend war. Im ersteren Falle dürften sich die Herren Schwäger wohl ohnehin nur selten geweigert haben, eine Pflicht zu erfüllen, die doch eigentlich eine Wohltat darstellte, nach der sonst in wilder Begierde die Männer seufzen, und die zu stillen, sie oft genug selbst vor einem Verbrechen nicht zurückschrecken. Im zweiten Falle, d. h. wenn die Witwe alt, häßlich und unliebenswürdig war, da wird man es den Schwägern wohl trotz der Zurechtweisung an der Stätte des Gerichts nicht verargt haben, daß sie eine stolze und kühle Zurückhaltung an den Tag legten.

Ich finde die Anschauung, daß es eine schwere Schande für die Frau sei, keine Kinder zur Welt zu bringen, fast bei allen Völkern des Altertums. Bei den Persern, die vielleicht am frühesten die Monogamie einführten, war die Kinderlosigkeit der Frau der einzige Grund, der den Mann berechtigte, außer der einen Frau noch eine zweite zu nehmen. Es war dies aber

nur mit der Einwilligung der ersten Frau gestattet. Das hat sicher einen andern Grund gehabt als lediglich die galante Rücksicht auf das zarte Geschlecht. Bleibt eine Ehe kinderlos, so ist noch lange nicht ohne weiteres festgestellt, daß dies auf einen Fehler der Frau zurückgeführt werden müsse. Es kann doch auch der Mann die Kinderlosigkeit verschulden, und wenn die Frau bei den Persern um ihre Einwilligung gefragt werden mußte, ehe der Mann eine zweite Frau nehmen durfte, so wird es sich wohl lediglich darum gehandelt haben, ob etwa den Mann selbst die Schuld an der Kinderlosigkeit traf. Ich finde aber das Recht des Mannes auf Kinder fast bei allen Ehen des Altertums, ebenso die Ansicht, daß es für die Frau eine Schande sei, dieses Recht des Mannes nicht erfüllen zu können; ich finde aber nur bei den Israeliten die Leviratsehe. Die übrigen Völker halfen sich anders.

Die Frau war in der Regel überhaupt nicht verplichtet, zu warten bis der Mann gestorben war, sondern sie konnte bei vielen Völkern, falls ihr Mann ihr keine Kinder zu erwecken vermochte, schon bei Lebzeiten verlangen, daß die Schande von ihr genommen würde, d. h. sie durfte, ohne daß dies als ein Ehebruch angesehen worden wäre, mit Zustimmung des Mannes, die übrigens nicht verweigert werden konnte, also notwendig war, damit die Frau nicht als Ehebrecherin behandelt werden konnte, die Hilfe eines anderen Mannes in Anspruch nehmen. Besonders interessant nach dieser Richtung hin ist die alte Spartanische Ehe. Die Spartaner lebten ebenso wie die Griechen und Römer in Einzelehe, und nur bei dieser ist überhaupt an die Ehehelferschaft eines Dritten

zu denken. Die Frau nahm keine hohe Stellung ein, sie hatte hauptsächlich den Zweck, Nachkommen zur Welt zu bringen. Waren die Spartaner im Kriege, so stand es den Frauen vollkommen frei, sich mit andern Männern nach Belieben abzugeben. Sie begingen damit keinen Ehebruch, obwohl nach unserer Auffassung in diesem Verhalten zweifellos ein Ehebruch gesehen werden müßte. Besonders stattliche und schöne junge Männer durften die Weiber der im Felde abwesenden Männer lieben und begatten, so viel sie wollten, ja es tat den Frauen absolut keinen Abbruch an ihrer Ehre, wenn sie Kinder zur Welt brachten, deren Vater ein anderer als ihr Gatte war. Da nun aber der Mann nicht gezwungen werden konnte, fremde Kinder zu ernähren und zu erziehen, half man sich dadurch, daß man diese Kinder auf Staatskosten erziehen ließ, weil sie doch dem Staate zu gute kamen, wenn sie stark und gesund waren, andernfalls wurden sie ohnehin ums Leben gebracht.

Nach der am meisten verbreiteten Ansicht, ist diese Art der Ersatzehe übrigens keineswegs in Sparta eine allgemein gültige Regel gewesen, sondern es soll nur während des ersten Messenischen Krieges also fast 750 Jahre v. Chr. in dieser Weise für Nachkommen gesorgt worden sein. Der Krieg hielt allerdings die Spartaner ca. 20 Jahre von der Heimat fern, und während der Abwesenheit der Männer sollen die spartanischen Frauen geradezu feste Ehen mit den Achäern geschlossen haben, die sogar die Billigung der Könige fanden, nicht aber die Zubilligung der Spartaner selbst, als diese endlich in die Heimat zurückkehrten. Sie sollen vielmehr die Ehen der

Achäer nicht anerkannt, sondern nur ihre eigenen Ehen für rechtsgültig erklärt haben. Es kam deshalb sogar zu erbitterten Kämpfen, die für die Spartaner ungünstig ausfielen. Die Bezeichnung Parthenier, was etwa soviel heißt wie uneheliches Kind oder Bastard, soll diese Kinder, die allerdings keine Kinder mehr waren, besonders empört haben, bis schließlich durch Verträge die Parthenier sich zur Auswanderung bereit erklärten.

Es mag sein, daß der schier endlose Krieg zum ersten Male dieses mehr als eigenartige spartanische Eheverhältnis gezeitigt hat. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß wirklich nur ein einmaliger Fall einer derartigen Doppelehe möglich gewesen wäre. Und wenn man schon annehmen wollte, daß in der Tat die spartanischen Frauen niemals wieder eine neue Ehe geschlossen hätten, während die mit ihren abwesenden Ehemännern noch bestand, so würde auch damit noch nicht bewiesen sein, daß die spartanischen Frauen sich nicht mit anderen Männern abgegeben hätten, oder daß dies ihnen nicht doch hätte erlaubt sein können. Schon die Tatsache, daß die Spartaner nach dem Messenischen Kriege nur die neuen Ehen ihrer Gattinen für nichtig und die Nachkommen für Parthenier, also Bastarde statt für eheliche Kinner erklärten, und daß sie einfach wieder in ihre alten Rechte eintraten, zeigt klar und deutlich, wie wenig die Annahme, die Ehe sei ihnen als etwas Heiliges und Unverletzliches erschienen, gerechtfertigt ist. Galt aber die spartanische Ehe noch nicht einmal dadurch, daß die Frau während der Abwesenheit ihres Ehemannes sich zum zweiten Male mit einem anderen Manne

in aller Form verheiratet hatte, daß diese zweite Ehe, während doch die erste nicht gelöst war, Jahre lang bestanden hatte und mit Nachkommen gesegnet war, für gebrochen und gelöst, nun, woraus in aller Welt will man sich zu dem Schlusse berechtigt fühlen, daß eine bloße körperliche Hingabe der Frau an einen anderen Mann unter allen Umständen hätte drastischer aufgefaßt werden müssen? Ich sage ausdrücklich unter allen Umständen, denn wenn auch im Laufe der alltäglichen Verhältnisse eine solche Hingabe ohne weiteres ein Ehebruch gewesen sein würde, so brauchte dies doch nicht unbedingt der Fall zu sein. Die lange Abwesenheit des Mannes war ja eben der Grund, aus dem ein Ausnahmerecht eingeräumt wurde. Nun war aber auch nicht einmal die Abwesenheit des Mannes Voraussetzung dafür, daß der sexuelle Verkehr der der Frau mit einem fremden Manne gestattet war. Es war vielmehr durchaus keine Seltenheit, daß Ehemänner ihre Frauen zum Zwecke der Kinderzeugung gegenseitig austauschten, oder daß ein Mann seine Frau einem Andern überließ, damit er sie begatten sollte. Das ist ein Rechtsstandpunkt, den wir übrigens auch in unsern alten deutschen Bauernrechten finden; auch da war der Mann im Falle einer Impotenz nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet, seine Frau den Nachbarn auszuleihen und, falls diese ihm resp. seiner Frau nicht gefällig sein konnten oder wollten, sie auf die nächste Kirmeß zu schicken, damit sie sich dort einem anderen, beliebigen Manne hingeben konnte. Nur wenn alle diese Aushilfen nichts fruchteten, konnte der impotente Mann nicht veranlaßt werden, sich noch

weiter dafür zu bemühen, daß seine Frau zur Empfängnis gelangte.

Voraussetzung war eben immer die Einwilligung des Ehemanns, mochte diese, wie beim Austausch der Frauen, ausdrücklich oder, wie im Falle der längeren Abwesenheit des Mannes stillschweigend erteilt worden oder als stillschweigend erteilt vorausgesetzt werden können. Ich habe schon gesagt, daß es sich bei diesem Verhältnis nicht etwa bloß darum handelte, daß die Frau auf alle Fälle Gelegenheit finden sollte, ihre sexuellen Begierden zu stillen, sondern es war in erster Linie darauf abgesehen, dem Staate zu nützen, denn der Staat brauchte reichlichen und kräftigen Nachwuchs und würde in seinen vitalsten Interessen geschädigt worden sein, wenn auch in Fällen, in denen der Ehemann verhindert worden war, selbst für Nachkommen zu sorgen, die an sich durch das Vorhandensein kräftiger und gesunder Frauen mögliche Geburtsziffer willkürlich herabgesetzt hätte. Es ist das eine Fürsorge für den Staat, die man wohl als eine außerordentlich weitgehende bezeichnen darf. Jedenfalls wird man heutigen Tages für eine derartige patriotische Selbtverleugnung erfreulicherweise kein Verständnis mehr besitzen.

Ganz konform dieser Pflicht des Gatten, zum Wohle des Staates die Gefühle seines Herzens zu verleugnen, war eine weitere Fürsorge zur Erzielung möglichst zahlreicher Nachkommen. Es war in Sparta, zeitweilig auch im alten Rom, gesetzliche Pflicht, sich zu verheiraten. Wer diese Pflicht nicht erfüllte, machte sich strafbar, denn er schädigte den Staat; es war also mindestens so, als wollte bei uns jemand den Staat

nicht unterstützen, dadurch, daß er eine zur Erhaltung des Staates erforderliche Pflicht nicht erfüllte, also etwa die Pflicht, Steuern zu bezahlen. Strafbar war auch, wer diese Heiratspflicht zu spät erfüllte. Auch bei uns ist ja wiederholt ein ähnlicher Gedanke durch den Vorschlag einer Junggesellensteuer angeregt worden. Den Jungfrauen war es auf keinen Fall gestattet, sich der Heiratspflicht zu entziehen. Sie wurden in Sparta schon durch eine besonders ausgiebige Körperpflege für den Mutterberuf vorbereitet, und da sie unter väterlicher Gewalt standen, wären sie auch nicht in der Lage gewesen, eine Heirat, zu der sie bestimmt wurden, abzulehnen.

Nach Gellius und Schottelius hat man sich zu helfen gewußt, wenn Mädchen, wie dies wohl vorkam, gelegentlich eine unüberwindliche Ehescheu besaßen. Ich will in der Sprache alter Schriftsteller ein recht interessantes Beispiel hierfür folgen lassen: „Denen Milesischen Jungfern ist auf eine Zeit eine wunderbare Sterbenslust aus Begier der Hagestolzschafft ankommen. Weil sie gehöret, wie das Menschliche Leben, und sonderlich der Ehestand vielen Trübsalen unterworffen, und die Frauen denen Männern gehorsam, und ihre Freyheit also verlustig seyn müßten. Deshalber diese thörichte Jungfern in der gantzen Stadt sich zusammen verbunden, Hagestoltzinnen zu werden, nicht zu heyrathen, Ihre Freyheit also zu behalten, und lieber zu sterben, als Hochzeit zu halten. Wie dann auch erfolget, daß diese Weibesbilder eine nach der anderen, wann sie haben heyrathen sollen, sich selbst erhenckt. Weil dann solch Hencker Handwerck und Selbstmord überhand genommen, und diese

alberne wühlende Todessucht durch kein Mittel zu verhindern, noch die zarten Gemüther der Jungfrau abwendig davor zu machen, keine zu Gemüthführung genugsam gewesen; so hat die Obrigkeit sich endlich eines andern entschlossen, und die sich also erhengte Jungfrau nackend ausziehen, an ihr Würge-Strick mit einem Fuß sie anbinden, und also Mutter nackt mit Spott und Schande durch die Straßen öffentlich schleppen, und schändlich hernach iedermann zum offenbahren Abscheu hinwerffen lassen. Wie diese die übrigen nach Hagestolt gierige Mädgen gesehen, ist ihnen die Hangelust vergangen, und haben sich zum Braut werden bequemet."

Das war allerdings auch ein Mittel, drastisch genug, um einen starken Erfolg garantieren zu können. Es ist allerdings ein oft gehörter Ausspruch, daß es doch wahrlich völlig gleichgiltig sein, was einem Menschen nach dem Tode geschehe, denn der Tod lösche alle Bande des Lebens, und was man nach dem Tode „erleide", das tue weder wehe, noch könne es auf die Entschließungen eines Lebenden von Einfluß sein. Wer aber so spricht, der redet ohne Überlegung und Verständnis. Wenn man sich die Sache genauer überlegt, dann wird man wohl zu der Ansicht gelangen müssen, daß eine so unerhörte Schändung, wie sie den ehescheuen Jungfrauen nach ihrem Tode widerfuhr, weit schändlicher und abschreckender wirkt als eine Strafe, die der lebenden Person zugefügt worden wäre. Daß die jungen Damen den Tod der Ehe vorzogen, weil sie die Ehe für eine unwürdige Sklaverei hielten, das klingt schon fast hypermodern, war allerdings damals weit berechtigter, als es heute

dieselbe Klage ist. Nun muß es den Milesischen Jungfrauen allerdings auch viel bitterer Ernst mit ihrer Ehescheu gewesen sein, als den Anhängerinnen der modernen Frauenbewegung, denn sie gingen ja wirklich mit solcher Konsequenz in den Tod, daß es der Obrigkeit wohl angst und bange werden konnte, da sie schließlich aus Mangel an Nachkommenschaft das stolze Staatsgebäude elend in Trümmer sinken sehen mußte. Den Tod haben die Jungfrauen nicht gescheut, daß sie scheuten, was ihnen nach dem Tode zugefügt wurde, das gereicht ihnen zur Ehre, denn Ehre hätten sie keine besitzen können, wenn es ihnen gleichgiltig gewesen wäre, ob ihre Leichname nackt zur Schau gestellt und geschändet wurden. So hat sich dann schließlich die Milesische Frauenbewegung in ein Nichts aufgelöst, die Ehescheu verschwand, und die Natur trat wieder in ihre Rechte. Daß der Staat, der den Ehezwang vorschrieb und vorschreiben mußte, weil er zu seiner Erhaltung notwendig war, sich auch durch die Selbstmorde kein Schnippchen schlagen ließ, beweist, wie bitter ernst die brave Obrigkeit für das Wohl des Staates besorgt war. Das läßt denn schon eher die Eigenart des spartanischen Eherechts verstehen. Jedenfalls gehört die spartanische Ehe wohl zu den interessantesten des orientalischen Altertums.

Ich habe eben gesagt, die Milesischen Jungfrauen hatten viel eher ein Recht, die Ehe eine unwürdige Sklaverei zu nennen als unsere heutige Frauenwelt, wohl verstanden, unsere Frauenwelt, die sich in derartigen Raisonnements gefällt. Daß es sehr wohl auch bei uns Ehen gibt, leider sehr, sehr viele, die ein wahres Martyrium der Frau darstellen, das will

ich gewiß nicht bestreiten. Wo der Mann ein Trunkenbold ist, der sein Vergnügen außerhalb des Hauses sucht, Frau und Kinder hungern läßt, und oft noch die sauer verdienten Groschen der rastlos arbeitenden Frau durch die Gurgel jagt oder gar sie auf dem Altar der verbotenen, ehebrecherischen Liebe opfert, während er die Familie brutal mißhandelt, da von einer unwürdigen Sklaverei zu sprechen, das ist noch ein zu milder Ausdruck. Aber das Bedenkliche ist, daß Frauen, die sich in einem solchen Lose durchs qualvolle Leben ringen, in der modernen Frauenbewegung keine Rede halten, den Zeitungen keine Artikel zusenden, sondern ihr Schicksal still und verborgen tragen mit einem Heroismus, der das Heldentum gefeierter Helden weit übertrifft.

Nicht so in orientalischen Ehen. Ich will nicht auf alle Ehen aller Völker eingehen, sondern möchte nur die Hinduehe, wie sie jetzt noch besteht, schildern. Sie ist ein Typ für den Orient; ich möchte sagen, eine Art mittlerer Qualität, denn es gibt schlimmere und bessere Ehen; es kommt da auf ein wenig mehr oder weniger kaum an. Es ist aber die Hinduehe auch deshalb ein Typ der orientalischen Ehe, weil sie ebenfalls mit großartigen Festlichkeiten gefeiert wird, die fast wie ein Hohn auf die erbärmliche Stellung der Frau aussehen und gleichsam nur dazu dazusein scheinen, um der Frau wenigstens an einem einzigen Tage ihres Lebens zu zeigen, wie Lust und Freude aussehen; sie einmal erkennen zu lassen, was das Leben zu bieten vermag, und welche Freuden und Vergnügungen ihr alle — nicht beschieden sind, mag sie auch noch so lange leben. Und wie nur ein Tag

des Glanzes und des Glückes im Leben der Hindufrau existiert — ich spreche natürlich von der Norm, nicht von den Ausnahmen, die ja stets eintreten können, wenn der Mann trotz aller Vorurteile, doch mit seiner Frau anders lebt und verkehrt, als dies das Gewohnheitsrecht, das eigentlich unerbittlich ist, sie mit sich bringt —, so ist auch der Hochzeitstag sehr oft der einzige für den Hindu, an dem er sich die Entfaltung von Pracht und Pomp gestatten kann. Es ist sogar in der Regel richtiger, zu sagen, daß er sich diesen Pomp eigentlich auch an diesem Tage nicht gestatten kann, er tut es aber, weil es die Sitte nun einmal so will, wenn auch die Schulden oft für das ganze Leben die treuesten Genossen des Ehepaares bleiben.

Der Hochzeitstag ist eigentlich ein Ziehungstag in der großen Lotterie des Lebens; er ist der Tag, an dem die beiden Menschen, die das Schicksal oder richtiger der Wille der beiderseitigen Väter bestimmt hat, sich das Leben hindurch anzugehören, zum ersten Male zu sehen bekommen. Beide haben bis zu der Stunde ihrer „Offenbarung" keine Ahnung, ob der Gatte, die Gattin dem, was sie erhofft und gewünscht haben, wenigstens äußerlich entspricht. Wenn diese Offenbarung erfolgt, dann ist es freilich zu spät, das Verhängnis zu beschwören, denn die Ehe wird dann auf alle Fälle eine Ehe, und die Gatten müssen einander behalten, wie bei der Lotterie jeder Spieler mit dem zufrieden sein muß, was ihm die launische Fortuna in den Schoß wirft oder auch nicht wirft. Auf die Frau würde es ja ohnehin nicht ankommen, und wenn sie den leibhaftigen Teufel in ihrem Gatten er-

kennen würde, sie müßte ihn nicht allein geduldig hinnehmen, sondern das Gesetz Manus schreibt ihr auch vor, ihn anzubeten wie einen Gott. Er ist ihr Ein und Alles. Nicht in dem Sinne, in dem bei uns diese Wendung gebraucht wird, wenn man damit sagen will, daß eine Frau, nicht nach dem Gesetze Manus, sondern nach dem Gebote ihres Herzens, in ihrem Manne, dem sie aus Liebe ihr Schicksal in die Hand gelegt hat, ihr höchstes Ideal ist, sondern weil sie den Mann, der ihr bestimmt ist, eben anzubeten hat. Das Weib ist ein Nichts, ja noch viel schlimmer als ein Nichts. Das Weib ist die Ursache aller Leiden, die Ursache der Kriege, die Ursache alles Unglücks, wie es die Ursache des menschlichen Daseins ist, und das menschliche Dasein ist ja an sich eigentlich schon ein Unglück. Das Weib ist auch unrein und muß ständig bemüht sein, diese Unreinheit durch mindestens dreimalige tägliche Waschungen soweit zu beseitigen, daß es nicht alles, was es berührt, ebenfalls unrein mache. Der Mann aber ist der Abglanz der höchsten Herrlichkeit, die durch nichts beeinträchtigt wird. Seine göttliche Eigenschaft geht auch durch ein gemeines und niederträchtiges Leben nicht verloren. Selbst wenn mit Hilfe von Mikroskopen und Röntgenstrahlen der scharfsichtigste Forscher an ihm nicht die Spur einer guten Eigenschaft zu entdecken vermöchte, selbst wenn der Mann ein Liederjahn wäre, der seine Frau schlecht behandelte, der außerhalb des Hauses die Freuden suchte, die nur bei der Frau zu suchen, er ihr feierlichst versprochen hatte, so würde das alles kein Grund sein, der die Frau davon befreien könnte, in dem Manne eine Art Gott anzubeten.

Bildung macht frei, sagt man nicht mit Unrecht. Macht aber nur die Bildung frei, dann sorgt man in Indien dafür, daß die Frau niemals frei werden kann, denn von einer Bildung ist nicht die Rede; man hält es für gefährlich, sie an der Weisheit Quellen einen erfrischenden Trunk tun zu lassen. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, kann man wohl sagen, die absolute Unwissenheit und Indolenz der indischen Frau ist deren größtes Glück. Das Los, das ihr beschieden ist, wird durch den völligen Mangel einer geistigen Ausbildung nicht so drückend empfunden, die Last wird leichter, da der Frau die geistige Erkenntnis fehlt, daß ihre Lage so unwürdig und so schmachvoll ist. Die Frau kennt eben nichts anderes, und woher wollte sie auf den Gedanken kommen, daß eine Frau die gleichberechtigte Genossin ihres Mannes sein müsse? Schon die früheste Kindheit lehrt das Weib, eine derartige Prätension zu unterdrücken. In der Geburtsstunde des Mädchens beginnt deren Unterdrückung, denn die Geburt eines Mädchens gilt keineswegs als ein freudiges Ereignis, im Gegenteil, dieses Ereignis wird mit Klagen und Jammern verkündet, und der Vater ist kein glücklicher Vater und gibt sich auch nicht die Mühe, als solcher zu erscheinen. Er würde sich etwas an seinem Ansehen und an seiner Würde vergeben, wollte er das Kind, das „bloß ein Mädchen“ ist, überhaupt einer Beachtung würdigen. Mißachtet schon von der Stunde der Geburt an, wächst das Mädchen heran im geistigen Dunkel, das nicht erhellt werden darf, da ein Weib unterrichten dasselbe sein würde, als eine giftige Schlange mit Milch groß zu ziehen. Der Indier hat tatsächlich ein Sprichwort,

das dies besagt. Nur eins lernt das Hindumädchen: die Verehrung des Mannes. Auf dieser wird ihr ganzes Leben zugeschnitten. Das einzige, was das Kind lernt, ist, daß es für den Mann bestimmt sei, und daß es die Gottheit um einen gnädigen Herrn anzuflehen habe. Es ist eine dumpfe Atmosphäre, aus der die indische Frau hervorgeht. Lehrt man übrigens das Kind in einem Alter, in dem es noch kaum die Kunst des Sprechens erlernt hat, seine Gedanken auf die zukünftige Ehe zu richten, so ist dies berechtigt, da schon im zartesten Alter des Mädchens dessen Ehe vereinbart wird, ja es gibt Ehefrauen, die nach unseren Begriffen kaum schulpflichtig sind. Wo soll da der indischen Frau herkommen, daß ihre Stellung unwürdig sei? Sie kennt es eben nicht anders, und mag ihres Herzens Sehnen ihr vielleicht auch ein anderes, schöneres Dasein vorspiegeln, was tut dies?

Das indische Weib teilt nicht einmal die Wohnung mit ihrem Gatten. Für die Frau ist die Senoma, der Harem, bestimmt, den sie ohne Erlaubnis des Mannes nicht verlassen darf. Die Räume des Mannes zu betreten ist aber verboten, dazu wäre eine besondere Erlaubnis erforderlich, und selbst die harmlose Anregung eines Verbotes bleibt ihr untersagt. Einen unbeschränkten Verkehr darf sie nur mit ihren Kindern unterhalten. Beim Besuche einer älteren Frau hat sie sich zu verschleiern, und es ist ihr nicht gestattet zu reden, wenn sie nicht besonders dazu aufgefordert oder eine Frage ihr vorgelegt wird. Ebenso würde die Frau sich schwer vergehen, wollte sie in Gegenwart des Mannes Speise zu sich nehmen. Sie darf dies nicht einmal bei Festlichkeiten, denen sie etwa

beiwohnen darf, denn bei solchen Gelagen hat die Frau sich bescheiden im Hintergrunde zu halten und zu warten, bis die Männer sich gesättigt haben. Der Rest der Mahlzeit ist für die Frau, die ja auch garnicht auf den Gedanken kommen kann, daß sie eigentlich eine andere Rolle spielen müßte, weil sie niemals eine andere Behandlung einer anderen Frau sehen und erfahren kann, weil sie eben Niedrigkeit sich bewußt sein muß, und auch sie niemals aus der Abhängigkeit und der Gehorsamspflicht herauskommt. Sie ist erst dem Vater, dann dem Gatten und schließlich dem Sohne Gehorsam schuldig, und es hat Mühe gekostet den grausamen Brauch, nach dem die Witwe beim Tode ihres Mannes verbrannt wurde, abzuschaffen. Das war natürlich die Aufgabe der Europäer, die ja schließlich auch die Lage der indischen Frau durch ihren Einfluß und durch ihre Macht verbessern werden, Daß dies aber keine leichte Aufgabe sein kann, das liegt auf der Hand, denn es ist nun einmal indisches Evangelium, daß der Mann ein höheres Wesen, das Weib aber ein Uebel, wenn auch allerdings ein notwendiges, sei. Da wird es wohl schwer halten und eine Weile dauern, die Indier zu überzeugen, daß die Frau die Krone der Schöpfung, die bessere Hälfte des Paares und berechtigt sei, die galante Dienstwilligkeit des Mannes zu fordern. Übrigens erinnert sehr vieles im Leben der indischen Frau an das der Frau im deutschen Altertum, selbst das Mitverbrennen der Witwen kam auf deutschem Boden vor und war bei verschiedenen Stämmen herrschende Sitte. Ich meine, es ist eine recht sonderbare Logik, daß wir die indische Frau als das unglücklichste Geschöpf beklagen, während

wir überfließen von Lob und Ruhm über die Stellung der deutschen Frau im Altertum.

Staunen muß man nur, daß bei den Hindus trotz der Verachtung der Frau doch der Tag, an dem ein Mann eine solche mißachtete Person ins Haus nimmt, als das größte Fest seines Lebens gefeiert werden soll und gefirmt wird. Das ist aber in sich kein so großer Widerspruch wie es scheint. Durch die Heirat gründet der Hindu einen eigenen Hausstand und wird aus einer Null ein Faktor des öffentlichen Lebens, und die Wahrscheinlichkeit, daß er sich durch die Ehe Nachkommenschaft erwecken wird, ist eben ein Ereignis, das in der Tat das bedeutungsvollste seines Lebens ist.

Die Braut wird dem Bräutigam zugeführt, der sie mit Ehren überhäuft, mit ihr die prunkvoll hergerichtete Hochzeits-Kutsche besteigt, und sie dann an der Spitze eines prunkvollen Hochzeitszuges reich geschmückt durch die Straßen geleitet. Der Hochzeitszug, der auch in China den Gipfel des Hochzeitsprunkes bildet, ist die höchste Ehre im Leben der Hindufrau. Das wirkliche Fest wird erst am Abend gefeiert. Die indischen Bajaderen, die durch Gesang und Tanz den Festen erst die richtige Weihe geben, dürfen natürlich auch bei der Hochzeitsfeier nicht fehlen. Die Festräume werden malerisch und verschwenderisch erleuchtet, und in der Regel sorgt der Bräutigam auch noch für ein möglichst glänzendes Feuerwerk. Da diesen kostspieligen Arrangements natürlich die Bewirtung der zahlreichen Gäste entsprechen muß, ist es kein Wunder, daß das schöne Fest, dem eine meist weniger schöne Ehe folgt, die Quelle einer ungeheuren Schuldenlast wird. Der Hindu ist selten reich, er

nimmt darauf aber keine Rücksicht, am Hochzeitstage will er wenigstens reich scheinen, und die Schulden? Es geht damit wie mit der Ehe selbst, nach Glanz und Pracht kam Öde und Armseligkeit.

Ich habe schon angedeutet, daß diese Ehe eine Art Typ der orientalischen Ehe ist. Die Ehe der Chinesen gleicht der Hinduehe fast völlig. Auch der Chinese ist in der Regel arm, daß er kaum daran denken kann, eine Frau zu ernähren. Dieser Mangel an Mitteln ist übrigens auch sonst im Orient dafür verantwortlich zu machen, daß trotz erlaubter Polygamie doch die meisten Muselmänner sich mit einer einzigen Frau begnügen. Daß dann der kostspielige Harem von selbst fortfällt, weil man eben für eine einzelne Frau kein besonderes Harem errichten kann, versteht sich von selbst. Die Ehe der Orientalin gestaltet sich dabei auch dort, wo der Koran den Gläubigen vier Gattinnen gestattet, doch weit anders als sonst. Die Ehe ist der europäischen ähnlicher, und die Frau wird vielmehr Genossin des Mannes, als die Frau des Harems dies jemals werden kann. Der orientalische Geist wird aber nicht einmal ausgeschaltet, daß eben die Frau dem Manne als gleichberechtigte Gattin gelten könnte. Sie ist und bleibt ein unfreieres Wesen, das zum Manne aufblicken und sich ihm absolut unterordnen muß. Die Frauen versehen alle Arbeiten des Hauses und leben kein leichtes und angenehmes Leben, wenn auch der Herr Gemahl so leben kann, daß er seiner Vorliebe für eine stille und ruhige Beschaulichkeit keine großen Schranken aufzulegen braucht. Es ist keine Einzelehe, wie bei uns, da sie eben nur freiwillig oder doch wenigstens nicht durch das Gesetz

erzwungen, eine Einzelehe darstellt. Dem Manne kann es, sobald es ihm seine Mittel erlauben, nicht verwehrt werden, die Monogamie in eine Polygamie umzuwandeln. Es muß dabei allerdings betont werden, daß die durch die Verhältnisse, nicht durch Gesetzesvorschriften erzwungene Enthaltsamkeit im Heiraten auch denen, die nicht so beschränkt mit ihren Mitteln sind, vorbildlich ist, so daß die Harems in Wirklichkeit fast überall schon längst die Ausnahme bilden, während die Ehen zwischen einem Manne und einer Frau die Regel sind. Wer das Geld hat, hält sich höchstens eine zahlreiche Schar von Sklavinnen oder Dienerinnen.

Die Ehestörer.

Wenn auch im Orient die Ehe, wie wir gesehen haben, in der Regel kein Idealverhältnis, wenigstens nicht in unserem Sinne, ist, so glaubte man doch, daß dieses Verhältnis ganz besonders unter dem Einfluß guter oder auch böser Geister stehe. Die guten Geister waren nach dem Glauben des alten Heidentums die göttlichen der Liebe und besonders die der Fruchtbarkeit, die ja ohnehin nicht selten beide Ressorts in einer Person vertraten. Selbst Völker, die an einen einzigen Gott glaubten, wie die Israeliten und die Mohamedaner, nahmen doch an, daß bestimmte Geister sich sehr eingehend um die Eheverhältnisse der sterblichen Menschen bekümmerten, und daß sie auch oft genug in das Land der Ehe eingriffen. Man war allerdings nicht der Ansicht daß diese Geister gute Absichten verfolgten, sondern traute ihnen alles böse zu und stellte sie sich als schändliche Dämonen vor. So waren selbst Völker, die nicht durch Eifersucht auf ihre Mitmenschen geplagt waren, doch auf die Dämonen stark eifersüchtig und wo in einer Ehe ein besonderes Unglück eintrat, da nahm man dies eben meistens für die Tat eines Ehedämonen an.

Wie es scheint, ist der Glaube an solche Ehe-

teufel von Persien ausgegangen und hat sich von da aus den anderen Völkern erst mit der Zeit aufgedrängt, und man hält daran noch außerordentlich fest. Es ist eine echt orientalische Fantasie, die diese Teufelsgestalt geschaffen hat, deshalb hat man, wie ja auch den Göttern stets die Eigenschaften besonders angedichtet werden, die ihren Verehrern als groß und beachtenswert galten, auch diesen Teufel mit Charaktereigenschaften ausgestattet, die dem Orientalen selbst innewohnten und einen großen Teil seines Seelenlebens ausmachten. Der Eheteufel, den der Talmund Aschmedai nennt, war ein höhnischer Geselle, dem nichts heilig war, ganz besonders nicht die Ehe der Menschen, denn diese zu stören war ja seine vornehmste Aufgabe. Der Dämon war ein Wesen, das von einer unersättlichen Wollust erfüllt war, die dadurch ihre augenblickliche Befriedigung finden konnte, daß Asmodi wie wir ihn gewöhnlich genannt finden, sich an Ehefrauen heranschlich und diese zum Ehebruch verführte. Die innerliche Glut, mit der dieses dämonische Scheusal gedacht wurde, ist aber wohl dem Empfinden eines Erfinders angepaßt, wie die Götter, die Allesschaffenden, eigentlich doch auch nichts waren als in der regen Fantasie der Anbeter geschaffene Gestalten.

Ich finde übrigens eine recht nahe Beziehung zwischen dem Asmodi des Orients und dem Teufel, der in unseren Hexenprozessen eine so starke Rolle spielte. Es ist das ja freilich durchaus kein Wunder denn, wie ich noch zeigen werde, kennt auch die Bibel den Asmodi, und daß diese Erzählung von den findigen Geistern, die in Hexenverfolgungen sich hervortaten, aufgegriffen und mit ganz besonderer Vor-

liebe verwendet wurde, das versteht sich eigentlich von selbst. Der Asmodi des Orients, der eigentlich nur der Eheteufel war, ist allerdings in unserem Hexenwahn zum Verrückten verzerrt worden; er mußte eben für die deutschen Verhältnisse umgewandelt und den Zwecken der Hexenverfolgung besser angepaßt werden. Für die deutsche Ehe brauchte man den Störer nicht aus dem Reiche der Dämonen herbeizuholen, denn da gab es auch einst Störer in Fleisch und Blut genug, die das Geschäft ohne Beihilfe eines Dämonen zuverlässig genug besorgten. Selbst die geistlichen Herren, die sich in der Verfolgung der Hexen nicht genug tun konnten, verstanden es recht gut, als Störenfriede in der Ehe ihre „Schäflein" anzugreifen. Der Einfluß des Beichtstuhles und des geistlichen Amtes an sich war viel wertvoller, als es die Hilfe eines bösartigen Dämons hätte sein können. Man durfte also nicht gut dem lüsternen Asmodi bloß die frechen Ehebrüche, die man ihm nachsagte, in die Schuhe schieben, sondern mußte ihn auch einst die Hexen zu allerlei Scheußlichkeiten und bösen Zauberkünsten verleiten lassen, sonst hätten ja die Herren selbst zugeben müssen, daß sie dem Teufel, den sie verfolgten, mehr dienten, als dem Gott, dessen Diener sie sich nannten. Den Teufel, den man als Buhle der Hexen in Deutschland betrachtete, hielt man übrigens keineswegs für einen Dämon, der sich um die Ehen irdischer Weiber kümmerte, sondern man ließ ihn ebenso häufig mit ledigen Dirnen seine sündigen Verhältnisse anknüpfen, denn es kam, wie gesagt, nur auf den Teufelsbund als solchen an; das Sexuelle war nur Beiwerk, das zu verkneifen, den Herrn, die ja ohnehin an ihre Liebesabenteuer dachten,

jedenfalls unmöglich schien, und es mußte dazu dienen, die Anbändeleien mit Frauen und Mädchen glaubwürdig und wahrscheinlich zu machen.

Anders im Orient. Da spielte der Asmodi eine gar gewaltige Rolle; er war der König unter den Dämonen, wie ja das Liebesleben die Krone des Lebens war, und zugleich rühmte man ihm nach, daß alles Wissen, alle Wissenschaft von ihm ausgehe. Es ist ja nun freilich schwer, zu sagen, wie man sich den Einfluss dieses Teufels auf die Ehe dachte. In der Regel stellte man sich Götter und Teufel durchaus persönlich vor, sie erschienen in Menschengestalt und handelten nach Menschenart. Auch als Ehestörer stellte man sich den alten Asmodi durchaus menschlich dar. Er erschien auch im wohlverwahrten Harem und verstand es, die Frauen sich dienstbar zu machen. Nicht selten wurde sein Erscheinen für den Ehemann sehr verhängnisvoll, denn der Gatte hatte mit dem dämonischen Ehebrecher richtige Kämpfe zu bestehen, und da der Dämon doch immer mächtiger und gewaltiger sein muss als der sterbliche Mensch, war ein solcher Kampf schon von vornherein zum Nachteil des Gatten entschieden, der dabei das Leben einbüßen und die Frau dem Teufel überlassen mußte.

Wie man darauf gekommen ist, diese Vorstellung zu gewinnen, das ist schwer zu sagen; die Mythe bildet sich eben mit der Zeit aus, nimmt immer festere Gestalt an, und schließlich kann man die Gottheit im Bilde bewundern, und alle Welt schwört darauf, so und nicht anders sehe die Gottheit aus. Man weiß das so genau, als begegne man der Gottheit tagtäglich auf dem Spaziergange. Warum sollte man sich nicht

ebenso gut den Dämon schaffen können. Daß in Wirklichkeit Herr Asmodi niemals in das Schlafgemach eines Ehepaares oder in die diskreten Räume eines Harems eingedrungen ist, das ändert nichts an der Tatsache daß dieses Eindringen als sein beliebtestes Vergnügen dargestellt und behauptet ward, er drehe den Gatten die Hälse um, damit sie ihn nicht in seinem Dämonenlauf stören sollten. Vielleicht ist es ja auch vorgekommen, daß Gatten im Gemach ihrer Frau den Tod von Mörderhand fanden; vielleicht hat auch wirklich ein Dämon das Eheglück eines Mannes gestört und dem Ehemann das Lebenslicht ausgelöscht; es ist dann freilich wohl nicht Asmodi selbst gewesen, der so Schlimmes tat, sondern ein gewöhnlicher Sterblicher, der wohl vom Geiste des Asmodi beseelt sein mochte, aber nichts weniger als der König der Dämonen selbst war. Das gerade das Altertum außerordentlich viele solcher Gattenmorde erlebt hat, das ist bekannt genug. Wo uns solche Fälle berichtet werden, da nennt allerdings die Geschichte den Namen der Ehebrecherin und ihres Mitschuldigen in der Regel recht gerne, so daß dabei ein Verdacht gegen Asmodi völlig ausgeschlossen bleiben mußte. Aber die Geschichte erzählt uns doch nun die Gattenmorde von Personen, die in der Geschichte| eine Rolle gespielt haben; die übrigen verschweigt sie und muß sie auch verschweigen, weil eben die Weltgeschichte keine Kriminalgeschichte ist.

Freilich bedurfte es keineswegs immer so drastischer Mittel, um den Frieden und den Bestand einer Ehe zu stören und zu lösen. War der Mann geneigt, die Ehe zu lösen, so bot das durchaus keine Schwierig-

keit. Er gab, wie bei den Israeliten, den Scheidebrief und die Sache war sang- und klanglos erledigt. In anderen orientalischen Ländern hatte der Mann eine solche Formalität nicht einmal notwendig; er konnte die Frau, die er los sein wollte, einfach ins Meer stürzen lassen, und war er sie dann für alle Zeiten los. Daß die Frau mit Leib und Leben dem Manne gehört, daß dieser auch das Recht und die Macht hat sie zu töten, ohne daß er dazu eines besonderen Grundes bedurft hätte, ist bekannt, und war im Altertum allgemein und gebräuchlich, selbst in unserem Lande bestand dieses uneingeschränkte Recht des Mannes. Selbst nach dem römischen Rechte bestand, als die Gewalt des Mannes erheblich herabgemildert worden war, noch absolute Scheidungsfreiheit. Jeder Gatte konnte einseitig den Ehevertrag lösen und bedurfte dazu nicht einmal einer behördlichen Zustimmung. Sobald beiderseitige Uebereinstimmung herrschte, daß die Gatten ihre Ehe lösen wollten, war sie eben schon durch diesen Wunsch gelöst. Ich möchte nicht behaupten, daß durch eine erhebliche Erschwerung der Scheidung der Moral ein Dienst erwiesen werden könnte, sondern nehme im Gegenteil an, daß die Moral durch nichts so schwer geschädigt werden kann, als durch das zwangsweise Bestehenlassen einer in sich schon gestörten Ehe. Es wird da der häßlichsten Leidenschaft, dem Haß, dem Ehebruch etc. geradezu geflissentlich Vorschub geleistet. Es ist damit natürlich nicht gesagt, daß die leichtfertige Scheidungslust so protegiert zu werden braucht, wie sie das römische Recht begünstigte.

Bei der untergeordneten Stellung, die der Frau

im Orient zugewiesen war, konnte es natürlich nur dem Manne leicht sein, die Fesseln einer Ehe, sobald sie ihm lästig wurden, zu sprengen. Die Frau mußte das Joch geduldig weitertragen, wenn es ihr auch noch so lästig und unerträglich erschien. So finden wir denn auch meist die Frau als Gattenmörderin, und auch sie raffte sich zu einem solchen Schritte wohl nur äußerst selten aus eigener Initiative auf, sondern war in der Regel nur die Mitschuldige eines Mörders, um die sich zwischen ihr und diesem die Bande der Liebe geknüpft hatten. Es lohnt nicht, die historischen Beispiele, die ja alle mehr oder weniger bekannt sind, anzuführen, immer kommt es uns nur darauf an, das nachzuweisen, was bei der Verschiedenheit der Stellungen von Mann und Frau sich sachgemäß ergeben muß; daß nämlich die Möglichkeit, eine lästige Ehe aufzulösen, nur dem Manne zustand, daß die Frau bei der trägen Gleichgültigkeit, die ihr anerzogen war, sich höchstens zu einem lebhaften Wunsch, ihre Lage zu ändern, erst aufraffen konnte, wenn ihre Leidenschaft sich regte, wenn sie eben einen anderen Mann gesehen hatte, zu dem sie ernstlich in leidenschaftlicher Liebe entbrannte. Dann freilich konnte auch die Orientalin Taten begehen, die für alle Zeiten dem Gedächtnis der Menschheit aufbewahrt wurden, wie die grausige Tat der Judith, zu der diese sich von ihrer Leidenschaft hinreißen ließ.

Ich möchte nun noch auf die Asmodifabel zurückkommen. Selbst die Bibel erzählt, allerdings im Buche Tobias, das zu den Apokryphen gehört, allen Ernstes die siebenfache Mordtat des Eheteufels Asmodi. Bei der Wichtigkeit dieses Belegstückes lasse ich die Stelle

wörtlich folgen: „Und es begab sich desselbigen Tages, daß Sara, die Tochter Raguels, in der Meder Stadt Ekbatana auch übel geschmähet und gescholten ward von einer Magd ihres Vaters. Man hatte ihr nämlich sieben Männer nach einander gegeben, und ein böser Geist, Asmodi genannt, hatte sie alle getötet, alsbald wenn sie sich zu ihr tun sollten. Da nun Sarah die Magd wegen eines Verschuldens schalt, antwortete diese und sprach: Gott gebe, daß wir nimmer einen Sohn oder Tochter von dir sehen auf Erden, du Männermörderin! Willst du mich auch töten, wie du die sieben Männer getötet hast? Auf solche Worte ging sie in eine Kammer oben im Haus, und aß noch trank nicht drei Tage und drei Nächte, und hielt an mit Beten und Weinen, und bat Gott, daß er sie von der Schmach erlösen wollte". Weiter interessiert eine Stelle aus der Bibel: „Du weißt, Herr, daß ich keines Mannes begehrt habe, und meine Seele rein behalten von aller böser Lust. Und habe auch nie zu unzüchtiger und leichtfertiger Gesellschaft gehalten. Einen Mann aber zu nehmen, habe ich gewilligt in deine Furcht und nicht aus Vorwitz; und entweder bin ich ihrer, oder sie sind meiner nicht wert gewesen, und du hast mich vielleicht einem anderen Manne behalten".

Daß diese Stelle den siebenfachen Mord des Asmodi als eine Tatsache erzählt und nicht etwa bloß als ein Geschwätz der scheltenden Magd, daß im Gegenteil die Magd nicht glaubt, der böse Geist Asmodi sei bei der Mordsache beteiligt, sondern vielmehr der näherliegende Verdacht liegt, Sarah habe die sieben Männer gemordet, weil sie ihr nicht genehm waren,

und es für sie keine andere Möglichkeit gab, sich dieser unwillkommenen Freier zu entledigen, das ist besonders beachtenswert. Natürlich ist es wieder die ominöse Zahl sieben, die zunächst schon das Altertum herausfindet, und die ganze Geschichte als eine symbolische Erzählung erscheinen läßt. Da aber die Asmodi-Erzählung sich auch in die Bibel verirrt und dadurch erst gewonnen hat, das ist doch wohl der beste Beweis dafür, wie felsenfest das Altertum an den Geist Asmodi glaubte. Wäre da Asmodi von einem Schreiber erwähnt worden, der ihn für eine Märchensage gehalten hätte, so würde zweifellos die Erwähnung entweder ganz fortgeblieben sein, oder sie wäre viel heller ausgeführt worden, denn nur Dinge, die man trotz ihrer objektiven Unglaublichkeit doch für durchaus glaubhaft und selbstverständlich hält, tut man nicht in einigen Worten ab. Auffallend ist übrigens, daß in dem recht ausführlich wiedergegebenen Gebet der Sarah mit keiner Silbe gesagt ist, ob sie den Mord ihrer sieben Männer zugibt, oder ob sie dem Asmodi ebenfalls die Schuld beimessen will. Letzteres ist doch kaum anzunehmen, denn sonst würde sie wohl nicht um den rechten Mann gebeten haben, sie würde auch wohl kaum so kühl und gleichgiltig gesagt haben: „Entweder bin ich ihrer, oder sie sind meiner nicht wert gewesen“. So spricht doch kaum eine Frau, der nacheinander sieben Männer gerade jedesmal in der Brautnacht hingemordet worden sind, wenn sie die Tat so ganz frei gestanden hätte. Oder war das vielleicht gerade die Fügung des Schicksals, die den gewaltigen Geist Asmodi zum Mörder gewählt hatte? Die Sache mag sein, wie sie will. Daß die

Bibel allen Ernstes den Asmodi anführt, das ist eine der interessantesten Feststellungen, die überhaupt getroffen werden kann. Ich erwähnte, daß die Erfindung des Ehedämons Asmodi jedenfalls jüdischen Ursprungs ist, daß die alten Israeliten zwar an Dämonen aber niemals an Asmodi geglaubt, so daß das Buch Tobias unbedingt erst viel später entstanden sein muß als die Geschichts- und Lehrbücher des Alten Testaments. Daß man nun aber gerade diese Stelle für so wichtig gehalten hat, um sie der Bibel einzuverleiben, das ist eine recht sonderbare Erscheinung. Genug — der Asmodi steht als männermordender Eheteufel auch in der Bibel; es fehlt nur, daß er die orientalische Wollust nicht gekannt hat, so daß man eigentlich nicht recht klug daraus wird, wann er die sieben Männer der Sarah in der Brautnacht gemordet haben soll.

Da, wo Asmodi die Männermorde begangen haben sollte, sagte man ihm im Orient nach, daß er dies tue, weil er den Männern die Frauen nicht gönne; er gönne sie aber bloß deshalb ihren Männern nicht, weil er sie für sich selbst haben wolle. Das ist eines rechten Teufels durchaus würdig, und es ist zugleich eine Darstellung, die der orientalischen Frau keine besondere Ehre macht, weil sie eigentlich den logischen Schluß enthält, daß es der Frau im Grunde genommen gleich sei, ob ihr Mann oder der leibhaftige Teufel sich ihr zuwende. In vielen Fällen würde das wohl auch nicht allzuweit von der Wahrheit abgewichen sein. Die Frau, die nicht den mindesten Einfluß auf die Wahl ihres Gatten hatte, war ja ohnehin daraufhin erzogen, daß sie jedem beliebigen Manne, den man für gut befand ihr zu geben, angehören mußte. Sie

hätte ja auch den Dämon Asmodi, wenn man ihn eben bestimmt hätte, ohne Widerrede für sich annehmen müssen. So nahm sie ihn eben etwas später, wenigstens nach der Meinung derer, die an den Dämon der Wollust glaubten. Daß man übrigens den Dämon der Wollust in der Fantasie schuf, war sicher viel zutreffender und richtiger, als wenn man einen Gott der Wollust sich dachte.

Schlussbetrachtung.

Wer mir auf dem weiten Wege durch die zum Teil noch unerforschten Gebiete des Orients gefolgt ist, und die Sitten und Gebräuche des Altertums und der neueren Zeit betrachtet hat, der wird es wohl gerechtfertigt finden, daß ich den Orient ein Wunderland genannt habe. Wunder über Wunder treten uns in den Ländern entgegen, in denen die Wiege des Menschengeschlechts gestanden haben soll, und in dem sicherlich die älteste Kultur uns entgegentritt und selbst da noch ihre gewaltigen Spuren offenbart, wo seit mehr als tausend Jahren, ja wohl seit zwei Jahrtausenden die ehemalige Pracht in Staub und Trümmer gesunken ist. Wir finden, daß schon in jener nebelgrauen Vorzeit die Kultur geherrscht hat, die in vielen Gegenden heute noch nicht wieder erreicht worden ist, eine Kultur, die aber doch unserem Empfinden und Verstehen ferner liegt, als man glauben sollte. Wir sehen das besonders aus den Erscheinungen des Liebeslebens, das eine Brutalität, eine rohe Sinnlichkeit und eine Barbarei erkennen läßt, die unser Gefühl verletzen, wenn wir auch überall Uebereinstimmungen mit dem finden, was sich auf unseren Schollen abgespielt hat. Im Osten, wo die Sonne in morgendlicher Pracht am

Himmelsgewölbe aufsteigt, ist auch die Sonne der Kultur aufgegangen. Wie aber hat sich das geändert. Freilich die Sonne geht noch immer im Osten auf, weil die Natur ihre Bahn läuft, unbeeinflußt von der Menschen Treiben. Aber der Osten erschließt uns keine neuen Kulturen mehr. Hierin ist da Wandel geschaffen, denn jetzt geht für den Orient die Sonne der Kultur und der Menschlichkeit im Abendlande auf.

Unendlich viel hat sich im Morgenlande geändert, seitdem der Einfluß europäischer Wissenschaft, europäischer Anschauungen und europäischer Kultur sich im Orient geltend macht. Wohl hat selbst das Land, das berufen erscheint, an der Spitze der gelben Rasse zu marschieren, dem man nicht mit Unrecht zutraut, daß es ein neues Weltreich begründen könne, eine wilde Grausamkeit in den Strafen, ein entsetzliches Blutvergießen und so viele andere Dinge, die ein Volk als Halbwilde erscheinen lassen, noch nicht überwunden; aber welcher staunenswerte Fortschritt tritt uns doch überall vor Augen. Nicht zum wenigsten im japanischen Liebesleben und in der Stellung der Frau. Selbst das himmlische Reich der Mitte, das sich noch bis vor kurzer Zeit hermetisch abschloß vom Weltverkehr, und das deshalb einen tausendjährigen Dornröschenschlaf gehalten hat, erwacht langsam, und es wird kein Menschenalter dauern, dann hat China den Segen einer humaneren Kultur erhalten. Auch dort beginnt die Frau sich aus den niedrigsten Fesseln zu befreien. Es sind zuweilen kleine Dinge, um die gekämpft wird. Man hat bei der widernatürlichen Schuhtracht der chinesischen Frauen angefangen, und man wird bei der Gleichstellung aufhören. In Kreta, wo die Mädchen noch

vor nicht langer Zeit ein Los zogen, das dem der orientalischen Form im Altertum nicht unähnlich war, hat sich ein Wandel vollzogen, der Staunen erregt, und selbst die Türkei hat das Frauenleben schon etwas reformiert und wird es unter der Herrschaft der Jungtürken noch mehr reformieren.

So wird dem Morgenlande jetzt das Abendland zum Ende des Sonnenaufganges, und wo erst einmal der ganze Tag zu erhellen beginnt, da wird es schnell hell und heller. Man soll nur keine Wunder erwarten und denken, daß der Orientale mit einem einzigen Sprunge von den Jahrtausende alten Vorurteilen sich frei machen, daß er seine Natur plötzlich ablegen kann, wie man sein Kleid auszieht. Wir werden aus dem Orient noch lange Dinge erfahren, die uns erschauern lassen. Aber deshalb vollzieht sich doch langsam und sicher der Wandel.

Bibliographie

interessanter kultur- und sittengeschichtlicher Werke

Das Liebesleben aller Zeiten u. Völker

Bisher erschienen:

I. **Quanter, R., Das Liebesleben im alten Deutschland.** Preis M. 10.—, geb. M. 12.—.

II. **v. Schlichtegroll, C. F., Das Liebesleben im klassischen Altertum.** Preis M. 10.—, geb. M. 12.—.

III. **Areco, V., Das Liebesleben der Zigeuner.** Preis M. 8.—, geb. M. 10.—.

IV. **Quanter, R., Das Liebesleben im Orient.** Preis M. 10.—, geb. M. 12.—.

In Vorbereitung befinden sich

V. **Das Liebesleben der Mongolen**

und weitere Werke.

Das Sexualleben der Naturvölker

I. **Schidlof, Dr. P., Das Sexualleben der Australier und Ozeanier.** Preis M. 8.—, geb. M. 10.—.

II. **Freimark, Das Sexualleben der afrikanischen Naturvölker.** Preis M. 10.—, geb. M. 12.—.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

HQ
13
Q35

Quanter, Rudolf
Liebesleben im Orient

[redacted]

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY